# Willy Lindwer

# Anne Frank

## Die letzten sieben Monate
## Augenzeuginnen berichten

Willy Lindwer
Anne Frank

Sieben jüdische Frauen, von den Nazis in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs verhaftet und deportiert, berichten in diesem Buch über die letzten sieben Monate in Anne Franks kurzem Leben. Die Berichte der Augenzeuginnen sind sozusagen das letzte »ungeschriebene« Kapitel des Tagebuchs der Anne Frank.

Umschlaggestaltung: Buchholz / Hinsch / Hensinger
Foto: Archiv S. Fischer Verlag

www.fischer
ISBN 978-3

Fr

Fr 2.90

€ (D) 7,95 · € (A) 8,20

Fischer

Sieben jüdische Frauen, die Anne Frank und ihrer Familie nahestanden, berichten in diesem Buch von ihrem Leben vor dem Krieg, von der Verfolgung, Verhaftung und Deportation und von ihrem Überleben in den Konzentrationslagern. Manche kannten die Franks aus der Zeit vor dem Untertauchen, andere lernten Anne erst auf dem Transport oder in den Lagern kennen, sahen sie noch Anfang 1945 und sprachen mit ihr: «In den letzten/ Tagen stand Anne vor mir, in eine Decke gehüllt. Sie hatte keine Träne[f]n mehr [...] und sie erzählte, es hätte ihr so gegraut vor den Tieren in ihrep Kleidern, dass sie alle ihre Kleider weggeworfen hätte [...] Zwei Tage später bin ich hingegangen, um nach den Frank-Mädchen zu sehen. Sie waren beide tot.» Willy Lindwer ist es zu danken, dass er diese Zeuginnen auf/gespürt hat und mit grosser Behutsamkeit dazu brachte, von sich zu erzählen. Was sie erlebt und gefühlt haben, hat auch Anne Frank erfahren. Diase Frauen haben das letzte, «ungeschriebene» Kapitel von Anne Franks Tagebuch öffentlich gemacht.

*Willy Lindwer,* 1946 in Amsterdam geboren, jüdischer Abstammung, produzierte nach seiner Ausbildung an der Niederländischen Filmakademie seit 1967 zahlreiche Dokumentarfilme für das niederländische Fernsehen und für internationale Co-Produktionen. Für den Fernseh-Dokumentarfilm, auf dem dieses Buch beruht, erhielt Willy Lindwer 1988 den *Emmy Award* für den besten internationalen Dokumentarfilm.

*Unsere Adresse im Internet: www.fischerverlage.de*

Willy Lindwer

# Anne Frank
# Die letzten sieben Monate

## Augenzeuginnen berichten

Aus dem Niederländischen von
Mirjam Pressler

Fischer Taschenbuch Verlag

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

12. Auflage: August 2011

Ungekürzte Ausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag, einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, August 1993

Die niederländische Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel
‚De laatste zeven Maanden. Vrouwen in het Spoor van Anne Frank‘
im Verlag Gooi & Sticht, Hilversum © Willy Lindwer 1988
Für die deutsche Ausgabe
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1990
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-11616-4

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Anne Frank am jüdischen Lyzeum in Amsterdam, 1942.

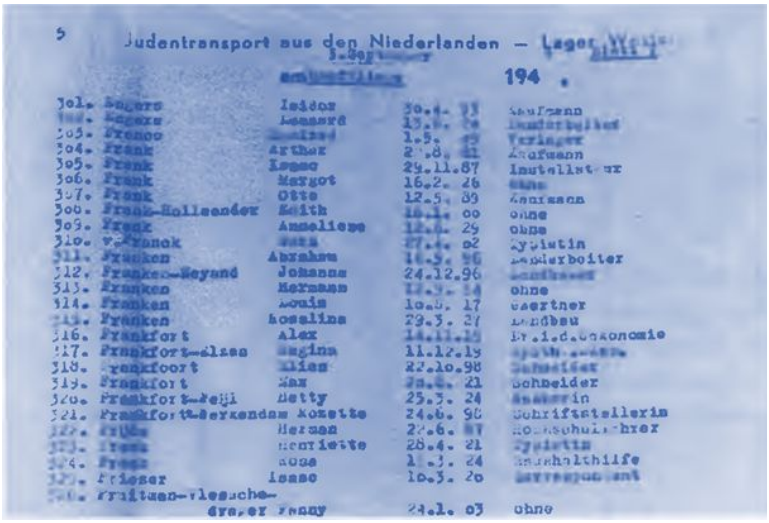
*Durch die Gespräche mit Frauen, die deutsche Konzentrationslager überlebt haben, wird aus der Symbolfigur Anne Frank wieder die Person Anne Frank: eine von sechs Millionen Juden, die von den Nazis ermordet worden sind. Anne starb im Alter von fünfzehn Jahren im März 1945 in dem deutschen Konzentrationslager Bergen-Belsen an Typhus.*

# Inhalt


| | |
|---|---|
| Vorwort | 9 |
| Einführung | 11 |
| Historische Übersicht | 17 |
| Hannah E. Pick-Goslar (‚Lies Goosens') | 23 |
| Janny Brandes-Brilleslijper | 57 |
| Rachel van Amerongen-Frankfoorder | 117 |
| Bloeme Evers-Emden | 145 |
| Lenie de Jong-van Naarden | 171 |
| Ronnie Goldstein-van Cleef | 205 |
| Literatur | 255 |
| Nachweis des Bildmaterials | 255 |

Mit besonderem Dank an die Frauen, die auf bewundernswürdige Weise am Zustandekommen des Dokumentarfilms und der Entstehung dieses Buches mitgearbeitet haben

Für meine Grossmutter Rivka, in Polen von den Nazis ermordet

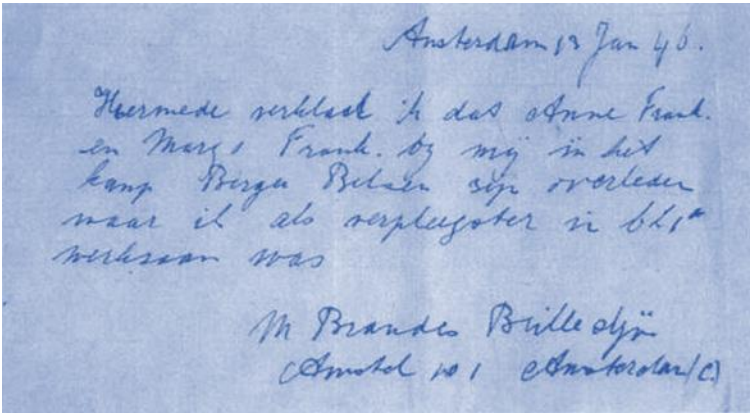


5 Judentransport aus den Niederlanden — Lager Westerbork

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | | | 194 . | |
| 301. | Isidor | | | |
| 302. | Leonard | | | |
| 303. | Franco | | | |
| 304. | Frank | Arthur | 2.8.81 | Kaufmann |
| 305. | Frank | Isaac | 24.11.87 | Industrieller |
| 306. | Frank | Margot | 16.2.26 | ohne |
| 307. | Frank | Otto | 12.5.89 | Kaufmann |
| 308. | Frank-Hollaender | Edith | 16.1.00 | ohne |
| 309. | Frank | Anneliese | 12.6.29 | ohne |
| 310. | Frank | | 27.4.02 | Typistin |
| 311. | Franken | Abraham | 16.3.96 | Lederarbeiter |
| 312. | Franken-Heyand | Johanna | 24.12.96 | |
| 313. | Franken | Hermann | 12.9.14 | ohne |
| 314. | Franken | Louis | 10.8.17 | Gaertner |
| 315. | Franken | Rosalina | 29.3.21 | Landbau |
| 316. | Frankfort | Alex | 14.11.15 | Pr.i.d.Oekonomie |
| 317. | Frankfort-Elias | Regina | 11.12.15 | |
| 318. | Frankfoort | Elien | 22.10.98 | Schneider |
| 319. | Frankfort | Max | 28.8.21 | Schneider |
| 320. | Frankfort-Heijl | Betty | 25.3.24 | Apothekerin |
| 321. | Frankfort-Heykendam | Annette | 24.6.98 | Schriftstellerin |
| 322. | Fries | Herman | 22.6.87 | Konservatorium-Lehrer |
| 323. | Frenk | Henriette | 28.4.21 | Typistin |
| 324. | Frenk | Rosa | 11.3.24 | Haushalthilfe |
| 325. | Frieser | Isaac | 10.3.20 | Lagerpersonal |
| 326. | Fruitman-Vleeschdrager | Fanny | 24.1.03 | ohne |

Erschreckend präzise führten die Nazis Buch über die Namen der 1‘019 Personen, unter ihnen die Familie Frank, die sich am 3. September 1944 im letzten Transport von Westerbork in das deutsche Vernichtungslager Auschwitz befanden.

Die Todeserklärung von Margot und Anne Frank, die Janny Brandes-Brilleslijper 1946 Otto Frank gab.



Amsterdam 13 Jan 46.

Hiermede verklaar ik dat Anne Frank en Margot Frank bij mij in het kamp Bergen Belsen zijn overleden maar ik als verpleegster in blok 21 werkzaam was

M Brandes Brilleslijper
Amstel 101 Amsterdam (C.)

*(Deutsche Übersetzung:)*
Hiermit erkläre ich, dass Anne Frank und Margot Frank bei mir im Lager Bergen-Belsen gestorben sind, wo ich als Pflegerin in Block 21 beschäftigt war.
M Brandes Brilleslijper Amstel 101 Amsterdam (C.)

# Vorwort

Dieses Buch enthält eine vollständige Wiedergabe der Gespräche, die für meinen gleichnamigen Dokumentarfilm geführt worden sind. Der Film wurde im Mai 1988 von der TROS [Niederländische Rundfunk- und Fernsehgesellschaft] und im Dezember 1988 vom BRT [Belgische Rundfunk- und Fernsehgesellschaft] ausgestrahlt. Bei den Arbeiten zum Film zeigte sich, dass nur ein kleiner Teil der Gespräche übernommen werden konnte, obwohl jedes einzelne Interview so wichtiges Material enthielt, dass es als Ganzes bewahrt bleiben sollte. Das Buch ist deshalb nicht nur eine Ergänzung und Vervollständigung des Films, sondern vor allem ein historisches Dokument. Der bewundernswerte Mut der betroffenen Frauen und ihre Bereitschaft, ihre dramatische Geschichte zu erzählen, wird mit diesem Buch für die Nachwelt festgehalten.

Die Arbeit an der Dokumentation hat über zwei Jahre gedauert, und den Aufnahmen gingen viele Gespräche voraus, durch die die Frauen unter einen grossen emotionalen und psychischen Druck gerieten. Doch das Bedürfnis, ihre Geschichte zu erzählen, war stärker, und ihre Motivation dazu ist Teil ihrer Aussagen.

Durch die Berichte der Frauen wird versucht, eine Periode des Zweiten Weltkriegs zu rekonstruieren. Sie alle haben Anne Frank in den letzten sieben Monaten ihres Lebens erlebt, und obwohl sie ihre eigene Geschichte erzählen, sind viele Aspekte dieser Geschichten auch die der Geschichte Anne Franks.

Zwischen jeder der interviewten Frauen und mir hat sich eine beson-

dere freundschaftliche und vertrauensvolle Beziehung entwickelt. Meine Bewunderung für die enorme Kraft aller Frauen lässt sich kaum in Worte fassen. Ich habe auch die Last, die jede von ihnen trägt – die alle tragen, die die Schrecken deutscher Konzentrationslager überlebt haben –, durch diese Arbeit besser verstehen gelernt.

Ich gehöre zwar der Nachkriegsgeneration an, entstamme aber einer jüdischen Familie, die im Krieg schwer gelitten hat, und deshalb war mir die Materie nicht fremd. Trotzdem hat mir diese Konfrontation mit Überlebenden von Auschwitz mehr denn je deutlich gemacht, was es bedeutete, seiner Freiheit beraubt zu werden und den Schrecken deutscher Vernichtungslager ausgeliefert zu sein.

Von allen, die einen Beitrag zum Zustandekommen dieser Arbeit leisteten, verdienen Drs. A.H. Paape, Direktor des Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie [Niederländisches Staatliches Institut für Kriegsdokumentation] in Amsterdam, und Renée Sanders, freie Journalistin und Mitarbeiterin an diesem Projekt, eine besondere Erwähnung. Gleichzeitig möchte ich mich bei Bob Bremer bedanken, dem Programmleiter der TROS, der das Projekt mit grossem Interesse gefördert hat.

Auch möchte ich Frau Elfriede Frank und dem ANNE FRANK-Fonds in Basel danken für ihre freundliche Unterstützung.

Meiner Frau Hanne gilt mein ganz besonderer Dank. Sie war mir in den richtigen Momenten eine wichtige Hilfe und hat sowohl dem Film als auch dem Buch viel Zeit und Arbeit gewidmet.

Amstelveen, 12. Juli 1988 Willy Lindwer

# Einführung

Anne Frank wurde zum wohl bekanntesten Symbol für die ermordeten Juden des Zweiten Weltkriegs. Ihr Tagebuch, das sie zwischen dem 12. Juni 1942 und dem 1. August 1944 schrieb, in der Zeit, als sie im «Hinterhaus» untergetaucht war, erschien in mehr als fünfzig Ländern, wurde unzählige Male als Theaterstück auf der Bühne, als Fernsehspiel oder als Kinofilm gezeigt.

Das «Hinterhaus» selbst wurde nach dem Krieg als Museum eingerichtet und wird seit vielen Jahren von Hunderttausenden von Besuchern aus aller Welt besucht.

Es war wohl kaum zu vermeiden gewesen, dass mit zunehmender Bekanntheit des Tagebuchs Anne Franks Bild von weiten Kreisen des Publikums, vor allem von der Nachkriegsgeneration, romantisiert und auf das Schicksal reduziert wurde, das sie als fünfzehnjähriges Mädchen in einer der schlimmsten Zeiten unserer Geschichte in ihrem Tagebuch festgehalten hat.

Am Dienstag, dem 1. August 1944, schreibt Anne ihren letzten Tagebuchbrief. Am 4. August überfällt der Sicherheitsdienst (SD) das «Hinterhaus» an der Prinsengracht263. Alle Untergetauchten werden verhaftet und abgeführt. Annes persönliche Geschichte ist hier zu Ende.

Verhaftung, Deportation und Vernichtung sind die letzten Kapitel des nicht-geschriebenen Tagebuchs von Anne und ihren sechs Millionen jüdischen Schicksalsgenossen, unter denen mehr als die Hälfte Frauen,

Kinder und Säuglinge waren. Untertauchen und «Hinterhaus», die Tagebuchbriefe, Romantik und ein idealisiertes Bild weichen vor der harten und mitleidlosen Realität deutscher Konzentrationslager zurück, in denen der grösste Völkermord aller Zeiten verübt wurde. Hier fanden Anne, ihre Schwester Margot und ihre Mutter Edith den Tod.

Vermutlich deshalb, weil so wenig darüber bekannt war (vgl. zu diesen spärlichen Informationen ein Kapitel in Ernst Schnabels Buch «Anne Frank. Spur eines Kindes» [Originalausgabe Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, März 1958], und die Einleitung zu «Die Tagebücher der Anne Frank» [S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 1988], herausgegeben vom Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie) ist dem schicksalhaften letzten Teil von Annes kurzem Leben in der Vergangenheit wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Es ist so gut wie nichts über die letzten sieben Monate in Anne Franks Leben bekannt, ebensowenig darüber, wie sie dieses bittere Elend in Westerbork und Auschwitz-Birkenau durchgestanden hat und dann schliesslich einige Wochen vor der Befreiung im Häftlings-Lager des Konzentrationslagers Bergen-Belsen an Krankheit, Unterernährung und Erschöpfung im März 1945 gestorben ist.

Mehr als vierzig Jahre danach gibt es nur noch wenige Menschen, die bereit und in der Lage sind, über diese Zeit zu berichten. Die Frauen, mit denen ich gesprochen habe, waren ausserstande, ihre Erlebnisse in Worte zu fassen, für etliche trifft das noch immer zu. In dem Masse, in dem der Verarbeitungsprozess fortschreitet, empfinden einige Frauen jetzt jedoch das dringende Bedürfnis zu berichten, wobei ihre Motive von «Selbstüberwindung» bis zu «Wir wollen es für die Nachkommenden erzählen» reichen. Sie wissen, dass sie zu den letzten Augenzeugen dieser unwirklichen und nie zu begreifenden Periode der Menschheitsgeschichte gehören.

Im Film und in diesem Buch kommen Frauen zu Wort, die, ebenso wie Anne Frank, in Westerbork, Auschwitz-Birkenau und Bergen-Belsen waren. Es wird berichtet, was sich in dieser Zeit, während der Transporte und in den Lagern, in denen Anne sich ebenfalls aufhielt, abspielte.

Die berichtenden Frauen haben Anne und ihre Familie gekannt. Einige hatten sogar früher mit Anne die Schule besucht oder waren sehr gut mit ihr befreundet gewesen. Das Buch zeichnet, weil es die vorliegenden Gespräche wiedergibt, ein Bild des Milieus und des Hintergrunds jeder einzelnen dieser Frauen, wodurch das ganze Zeitbild einen breiteren Kontext erhält. Anita Mayer-Roos wird nur im Filmtext zitiert, weil ihre vollständige Geschichte als Buch veröffentlicht worden ist.

Über einige Details in Bezug auf die letzten sieben Monate Anne Franks gibt es verschiedene Geschichten und Sichtweisen. Die exakten historischen Tatsachen sind vielleicht auch nicht so wichtig. Aber es ist wichtig, das festzuhalten, was Anne und diese Frauen durchgemacht haben, die an die Grenzen dessen gekommen sind, was ein Mensch auszuhalten imstande ist.

Die schreckliche Angst vor dem Tod, die tägliche Konfrontation mit dem Tod anderer, die sie um des eigenen Überlebens willen zwang, ihre Gefühle zu verschliessen. Auch die kleinen, menschlichen Details, die im Lager, wo es keinerlei Normen mehr gab, eine so wichtige Rolle spielten, werden berichtet. Dr. Eli Cohen schreibt in seiner 1952 veröffentlichten Dissertation: «Es ist dringend erforderlich, dass diejenigen, die nie ein Lager mitgemacht haben, sich vorstellen können, was ein Konzentrationslager in Wirklichkeit war.»

Nach vielen Monaten des Recherchierens und diverser Vorgespräche gelang es, Frauen zu finden – einige von ihnen mit Hilfe des Rijksinstituuts voor Oorlogsdocumentatie –, die bereit waren, vor der Kamera und

dem Mikrofon über ihre persönlichen Erfahrungen in deutschen Konzentrationslagern zu berichten. Diese Frauen haben tiefes, persönliches Leid erfahren, das jede von ihnen auf eine eigene Art «überlebt» und verarbeitet hat oder noch versucht, zu verarbeiten, ein Leid, von dem sich niemand wirklich erholen kann. Ihre persönliche Geschichte und ihre Sicht dessen, was geschehen ist, spielt, neben ihren Kontakten mit Anne Frank, eine wichtige Rolle. Diese Frauen sind ihr «Sprachrohr».

Warum dies alles? Die Antwort umfasst mehrere Aspekte. Der wichtigste ist wohl, wie ich bereits eingangs schrieb, dass wir so gut wie nichts über das Schicksal Anne Franks und ihrer Familie nach der Verhaftung bis zu ihrem Tod wissen. Die Nachforschungen ergaben wenig, und in einigen Fällen widersprechen sich die spärlichen Informationsquellen. Ob diese Interviews nun in allen Aspekten Aufklärung bringen, ist nicht wirklich relevant. Relevant ist jedoch, das Wissen, das Anne Franks Schicksal betrifft, einem breiten Publikum zugänglich zu machen und «Das Tagebuch» bis zum bitteren Elend deutscher Konzentrationslager zu verlängern. Ausserdem sind diese Berichte leider notwendig. Faschismus, Neonazismus, Rassendiskriminierung und Antisemitismus sind bis heute noch immer anzutreffen. Auch die Echtheit des Tagesbuchs wird immer wieder bezweifelt. Das war einer der Gründe, warum die meisten dieser Frauen bereit waren, ihre Geschichte zu erzählen. Sie wollen das ihnen zugefügte Leid öffentlich machen und dem täglichen Unrecht gegenüberstellen.

Dass besonders Frauen zu Wort kommen, ist kein Zufall. Es liegt zum einen an den Beziehungen dieser Frauen zu Anne Frank, zum anderen aber daran, dass das an Frauen und Kindern verübte Unrecht bis heute relativ wenig Beachtung fand und umso deutlicher beweist, dass der Wahnsinn keine Grenzen kannte.

Das Buch erzählt von den Gefühlen von Frauen in einer Zeit schwerster Entbehrungen. Dass diese Frauen «überlebt» haben, kann man als Wunder bezeichnen. Auschwitz und Bergen-Belsen waren nicht zum Überleben gedacht.

Diese Frauen tragen die ungeheure Last der letzten sieben Monate ihr ganzes Leben lang.

# Historische Übersicht

Otto Frank beschloss 1933, mit seiner Familie aus Frankfurt, einer Stadt mit einer grossen jüdischen Gemeinde, nach Amsterdam zu emigrieren. Er sah voraus, dass Hitlers Aufstieg für die Juden Unheil bedeutete.

Mit ihren Eltern und ihrer drei Jahre älteren Schwester Margot wohnte die am 12. Juni 1929 geborene Anne in Amsterdam am Merwedeplein Nr. 37. Als Tochter wohlhabender Eltern verbrachte sie eine sorglose Kindheit. Doch die Sorglosigkeit wurde vom Überfall der Deutschen auf die Niederlande im Mai 1940 überschattet, und 1941 noch stärker durch die zunehmenden einschränkenden Bestimmungen, denen die Juden unterworfen wurden. Dazu gehörte unter anderem, dass jüdische Schüler ausschliesslich an jüdischen Schulen zugelassen waren.

Am jüdischen Lyzeum jedoch (einer Schule, die von den deutschen Besatzern unter der Schirmherrschaft des Judenrats für Amsterdam gegründet worden war) verlebte Anne noch eine relativ gute Zeit, die durch eifrige soziale Beziehungen gekennzeichnet war. Edith und Otto Frank taten alles in ihrer Macht Stehende, um ihre Töchter so lange wie möglich vor dem zunehmenden Druck, den die Besetzung für die Juden mit sich brachte, zu bewahren.

Im Juli 1942 erhielt jedoch ihre Tochter Margot einen Aufruf, sich zum Arbeitseinsatz ‚im Osten' zu melden. Für Otto Frank war dies der Anlass, mit seiner Familie unterzutauchen. Für die Familie Frank waren die Voraussetzungen relativ günstig. Sie kannten Menschen, die bereit

waren, Untergetauchten zu helfen: Miep und Jan Gies und noch einige andere. Den meisten Juden fehlten solche Kontakte.

Eine zweite Besonderheit war, dass die Familie Frank während der gesamten Untertauchzeit zusammengeblieben ist. Das war unter den circa 25‘000 jüdischen Untergetauchten, die es in den Niederlanden gegeben hat, eine Ausnahme.

Mit Hilfe der Mitarbeiter seiner Firma war es Otto Frank gelungen, das Untertauchen im ‚Hinterhaus’ gründlich vorzubereiten. Auch die befreundete Familie van Daan und der Zahnarzt Dussel sollten in das Gebäude an der Prinsengracht 263 einziehen. Hier befanden sich die Büros, die Arbeitsräume und das Lager der von Otto Frank 1933 gegründeten Vertriebsfirma der deutschen Firma Opekta, die das Geliermittel Pectin herstellte.

Anfang Juli 1942 begann für die Familie Frank die Zeit des Untertauchens. In ihrem Tagebuch, das sie einige Wochen vorher zu ihrem dreizehnten Geburtstag geschenkt bekommen hatte, beschreibt Anne Frank diese Untertauchzeit ausführlich. Die Umstände und die Gefühle eines heranwachsenden Mädchens; die Beziehungen zu ihren Eltern und zu ihrer Schwester und die Spannungen, zu denen es innerhalb der Untergetauchten kommt.

Am 1. August 1944 schrieb Anne zum letzten Mal in ihr Tagebuch. Am 4. August erschien ein Lastwagen mit deutscher Polizei und niederländischen Helfern vor der Tür. Unter der Leitung des SD-Mannes Silberbauer wurden alle Untergetauchten und ihre Helfer direkt von der Prinsengracht zum Amsterdamer Hauptquartier des SD in der Euterpestrasse gebracht.

Am Tag nach der Verhaftung wurde die Familie Frank zur Haftanstalt an der Weteringschans verlegt. Am 8. August folgte der Transport vom Hauptbahnhof zum Lager Westerbork.

Vom Beginn der Festnahme von Juden im Sommer 1942 an wurde das Lager Westerbork in Drente als Durchgangslager benutzt, als Teil

der Deportationsmaschinerie, die Juden in die verschiedenen deutschen Konzentrationslager brachte. Das Lager wurde von niederländischer Polizei und Militärpolizei bewacht. In der Zeit vom Sommer 1942 bis zum Herbst 1944 fuhren aus Westerbork 85 Züge in die Vernichtungslager, 19 davon nach Sobibor und 66 nach Auschwitz.

Ein Aufenthalt von einem Monat in der ‚Strafbaracke' (Baracke 67) folgte. Die Franks waren keine gewöhnlichen Gefangenen, sondern Strafgefangene, weil sie sich nicht selbst zur Deportation gemeldet hatten, sondern als Untergetauchte verhaftet worden waren. Am 3. September 1944 wurden Anne Frank und ihre Mituntergetauchten mit dem letzten Transport aus den Niederlanden nach Auschwitz, in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, deportiert. Zu diesem Zeitpunkt waren schon mehr als 100‘000 Juden von den Nazis aus den Niederlanden deportiert worden. Dieser letzte Transport nach Auschwitz bestand aus 498 Männern, 442 Frauen und 79 Kindern, zusammen 1‘019 Personen.

Knapp 200 Kilometer Luftlinie trennten diesen Transport von den Alliierten, die zu diesem Zeitpunkt bereits Brüssel erreicht hatten.

In der Nacht vom 5. zum 6. September kam der Transport in Auschwitz an. Gleich nach der Ankunft wurden Männer und Frauen getrennt. 549 Menschen dieses letzten Transports, darunter alle Kinder unter fünfzehn Jahren, wurden am gleichen Tag, am 6. September, in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ermordet.

Die Frauen, die der sofortigen Selektion entkommen waren, mussten zum Frauenlager Birkenau laufen. Unter ihnen befanden sich auch Edith Frank und ihre Töchter.

Mit grauenerregender Perfektion vollzog sich in Auschwitz-Birkenau, dem grössten Vernichtungslager der Nazis, ein schrecklicher Massenmord, der die totale Ausrottung ganzer Bevölkerungsgruppen

wie Juden und Zigeuner zum Ziel hatte. Ein Massenmord, der, was Organisation und Umfang betrifft, beispiellos in der Weltgeschichte ist.

Bis zum September 1944 waren in Auschwitz-Birkenau fast zwei Millionen Menschen vergast worden, zum überwiegenden Teil Juden.

Nach der Ankunft des letzten Transports aus Westerbork befanden sich circa 39'000 Frauen im Frauenlager. Edith Frank und ihre Töchter Margot und Anne landeten im «Frauenblock 29'.

Fast zwei Monate blieben Margot und Anne in Auschwitz-Birkenau, wovon sie einige Zeit im sogenannten ‚Krätzeblock' verbrachten, da sie an Krätze litten. Weil Frau Frank ihre Töchter nicht allein lassen wollte, blieb sie auch in diesem Block bei ihnen, bis zum Transport der beiden Schwestern nach Bergen-Belsen, vermutlich am 28. Oktober 1944. Frau Frank selbst starb am 6. Januar 1945 in Auschwitz-Birkenau an Kummer und Erschöpfung.

Ende Oktober 1944 befanden sich die Russen ungefähr hundert Kilometer von Auschwitz entfernt. Von diesem Zeitpunkt an fanden viele Transporte aus dem Frauenlager Auschwitz-Birkenau zu anderen Konzentrationslagern statt. Ein Teil der Frauen kam in das Arbeitslager Libau, wo sie in den Fabriken der deutschen Kriegsmaschinerie eingesetzt wurden.

Anne und Margot wurden am 28. Oktober nach Bergen-Belsen transportiert. Bergen-Belsen war ursprünglich eines der «besserem Lager und diente anfangs als ‚Austauschlager' für Juden, die gegen Deutsche, die sich ausserhalb des Machtgebietes der Nazis befanden, ausgetauscht werden sollten. In diesem Lager, das in einer kahlen Gegend der Lüneburger Heide lag, gab es zwar keine Gaskammern, doch die Lebensbedingungen waren dort, vor allem in den letzten Kriegsmonaten, so schlecht, dass Zehntausende von Menschen umkamen.

Ende 1944 wurde einer der schlechtesten Teile des Lagers, das sogenannte ‚Sternlager', mit Baracken vollgebaut, und die Situation im Lager wurde immer unerträglicher. Es gab kaum mehr was zu essen, es war Winter, und überall herrschten Krankheiten. Durch die Ankunft verschiedener Transporte, vor allem der Transporte aus Auschwitz Ende Oktober und Anfang November 1944, verschlechterte sich die Situation immer mehr. Beim Näherrücken der Alliierten gegen Ende des Krieges wussten die Deutschen nicht mehr, wohin mit den vielen Gefangenen aus den Konzentrationslagern, und so wurden Massen von Menschen in Bergen-Belsen zusammengepfercht. Auf diese Überbelegung war das Lager nicht vorbereitet. Die Baracken vor allem des Frauenlagers waren noch nicht fertig, deshalb wurden in aller Eile Zeltlager errichtet, in denen die aus Auschwitz-Birkenau ankommenden Frauen untergebracht wurden. Unter ihnen befanden sich auch Margot und Anne Frank. Eine Woche nach ihrer Ankunft wurden etliche Zelte von einem schweren Herbststurm weggefegt. Die Überbelegung des Lagers nahm in den Wintermonaten immer weiter zu, die erbärmlichen Lebensbedingungen wurden noch schlechter. Diese Umstände führten dazu, dass in den letzten Monaten vor der Befreiung von Bergen-Belsen und in den ersten Wochen danach die meisten Menschen starben. Zu ihnen gehörten auch Margot und Anne Frank, die kurz nacheinander im März 1945 an Typhus starben. Das Lager wurde wenig später, am 15. April 1945, von den Engländern befreit.

Laut Angabe des Niederländischen Roten Kreuzes aus dem Jahr 1953 überlebten 45 Männer und 82 Frauen den Transport, der 1‘019 Personen am 3. September 1944 von Westerbork nach Auschwitz gebracht hatte.

Hannah (Hanneli) Pick-Goslar – ‚Lies Goosens' in Annes Tagebuch –
auf dem Merwedeplein, 1987.

## **Hannah Elisabeth Pick-Goslar** (‚Lies Goosens')

*Verschiedene Telefongespräche gingen unserem ersten Treffen im Dezember 1987 in Amsterdam voraus. Hannah Pick-Goslar überlebte mit ihrer jüngeren Schwester Bergen-Belsen, und mit Hilfe von Otto Frank liess sie sich kurz nach dem Krieg in Israel nieder.*

*Hannah Pick-Goslar war so, wie ich sie mir vorgestellt hatte, eine liebenswürdige, gutgelaunte und gesprächige Frau. Nach aussen hin zeigt sie wenig Emotionen, und ihre Auffassungen sind scheinbar nüchtern. Nach vierzig Jahren spricht sie noch immer ein recht gutes Niederländisch. Als ich Hannah vorschlug, zu dem Ort zu gehen, an dem sie Anne, ihre beste Jugendfreundin, zum letztenmal gesehen und gesprochen hatte, zögerte sie keinen Moment. Sie würde gehen. Ihr Sohn Chagi begleitete sie. Er wollte seine Mutter nicht allein nach Bergen-Belsen gehenlassen. Chagi, eines ihrer drei Kinder, ist ihr eine grosse Hilfe.*

*Die Geschichte der Juden im zwanzigsten Jahrhundert ist an Hannahs Lebensgeschichte nachzulesen. Sie flüchtete mit ihren Eltern 1933 aus Hitler-Deutschland in die Niederlande. Hannah überlebte die Schrecken von Bergen-Belsen, entkam dem Massenmord an den Juden und liess sich im Land Israel nieder, dem Traum von Theodor Herzl. Ihr Sohn, ein Sabra*[1]*, geboren in Israel, ist Wissenschaftler und Offizier der israelischen Armee, er besuchte Europa zum ersten Mal.*

*Hannah Pick kommt einige Male unter dem Pseudonym Lies Goosens in Annes Tagebuch vor. Mit ihr zusammen besuchte ich vor den Filmauf-*

1 Bezeichnung für in Israel geborene Juden

*nahmen verschiedene Orte, an die sie gemeinsame Kindheitserinnerungen mit Anne hat. Ihre und Annes Kindheitserinnerungen verliefen in wichtigen Teilen parallel. Beide waren sie vier Jahre alt, als sie 1933 mit ihren Eltern aus Deutschland in die Niederlande flohen. Sie wurden Nachbarkinder am Merwedeplein in Amsterdam-Süd und wuchsen zusammen auf. Sie waren in derselben Klasse im Kindergarten, in der Grundschule und der weiterführenden Schule, bis zum Zeitpunkt des Untertauchens der Familie Frank im Juli 1942. Anfang 1945, kurz vor Annes Tod, sprachen sie noch einige Male in Bergen-Belsen miteinander – durch einen Stacheldraht voneinander getrennt.*

Ich bin 1928 in Berlin in eine religiöse jüdische Familie hineingeboren worden. Meine Mutter, Ruth Judith Klee, Tochter eines bekannten Rechtsanwalts in Berlin, war Lehrerin, und mein Vater, Hans Goslar, war Staatssekretär für Innere Angelegenheiten und Pressechef des Preussischen Kabinetts in Berlin. Noch bevor Hitler an die Macht kam, war er sich darüber im Klaren, aus welcher Ecke der Wind zu wehen begann, und wir fingen an, unsere Flucht in die Niederlande vorzubereiten.

In den Niederlanden eröffnete mein Vater zusammen mit dem Rechtsanwalt Ledermann, der ebenfalls ein Flüchtling war, ein kleines Büro. Mein Vater war von Beruf Volkswirt. Das Büro diente der juristischen und finanziellen Beratung von Flüchtlingen. Viel Geld wurde nicht verdient, aber wir konnten davon leben. 1933 zogen wir am Merwedeplein ein.

Mein Vater war in Deutschland einer der Gründer von *Mizrachi*. *Mizrachi* ist eine religiöse zionistische Organisation, und von daher kannte mein Vater bereits die Mitglieder der niederländischen *Mizrachi* gut. Er besuchte alle vier Jahre die zionistischen Kongresse. Diese Menschen haben uns, glaube ich, geholfen. Mein Vater hatte schon bald Freunde;

Hanneli mit ihrem Vater Hans Goslar
auf dem Merwedeplein in Amsterdam,
um 1935.

Hanneli mit ihrer kleinen Schwester, 1941.

er war unter den Juden sehr angesehen. Mit Leuten ausserhalb des jüdischen Milieus hatten wir keinen direkten Kontakt.

Es war sehr interessant, wie ich Anne Frank kennengelernt habe. Gleich in der ersten Woche unseres Aufenthalts in Amsterdam ging ich mit unserer Haushaltshilfe – auch einem Flüchtling – Butter und Milch in einem Laden kaufen, und dort trafen wir ein anderes Flüchtlingsmädchen, das auch kein Niederländisch sprach. Die beiden kamen miteinander ins Gespräch, und es stellte sich heraus, dass an derselben Strassenseite noch eine Flüchtlingsfamilie wohnte, am Merwedeplein 37. Wir wohnten schräg daneben, in Nummer 31. Am nächsten Tag lernten wir die Familie Frank kennen.

Die Familie Frank hatte zwei Töchter, Margot, die drei Jahre älter war als ich, und die jüngere, die Anne hiess und ein halbes Jahr jünger war als ich. Meine Eltern freundeten sich mit Herrn und Frau Frank schon sehr bald an, obwohl sie aus einem ganz anderen Milieu kamen. Herr Frank war Geschäftsmann, Frau Frank hatte, glaube ich, keinen Beruf. Meine Eltern hatten einen akademischen Hintergrund. Im Gegensatz zu ihnen waren die Franks überhaupt nicht religiös.

Die Freundschaft wurde sehr intensiv. Das kam durch die Sprache, aber auch durch die Übereinstimmung in der Situation; beide Familien waren ja gezwungen worden, aus Deutschland wegzugehen und als Flüchtlinge in den Niederlanden zu leben.

Herr Frank war ein optimistischer Mensch. Wenn er hereinkam, ging die Sonne auf. Immer guter Laune. Mein Vater hingegen war ein Schwarzseher. Er hat letztlich recht behalten, aber es war viel angenehmer, auf das zu hören, was Herr Frank sagte.

Jeden Freitagabend kamen die Franks zu uns, auch die Abende des Pessachfestes wurden bei uns gefeiert. An Sukkoth, dem Laubhüttenfest, bauten wir jedes Jahr in dem kleinen Durchgang zwischen den Gär-

ten vom Merwedeplein und der Zuideramstellaan eine Laubhütte; sie war sehr klein, weil es da eng war. Anne kam dann natürlich auch oft und schaute zu, und manchmal blieb sie zum Essen. Vielleicht half sie auch beim Verzieren der Laubhütte.

An Jom Kippur, dem Versöhnungstag, mussten wir den ganzen Tag fasten. Dann kamen Herr Frank und Anne zu uns, um das Essen für abends vorzubereiten, während Frau Frank und Margot in die Synagoge gingen, genau wie meine Eltern. Als ich noch ein kleines Mädchen war – man muss erst ab zwölf Jahren fasten –, wurde ich immer zur Familie Frank geschickt, um dort zu essen. Dann konnte meine Mutter beruhigt den Gottesdienst in der Synagoge besuchen.

Frau Frank und Margot gingen ab und zu in die Synagoge, Anne und ihr Vater dagegen seltener.

Zu Hause bei Anne Frank wurde Nikolaus gefeiert. Bei uns nicht, denn wir waren ja eine religiöse jüdische Familie. Wir feierten Chanukka. In der Schule durfte ich natürlich mitmachen. Am Tag nach Nikolaus gab es immer ein Fest in der Schule, dann wurde ein Theaterstück aufgeführt oder etwas dergleichen.

Die gegenseitige Freundschaft wurde auch durch die Tatsache gefördert, dass ich damals noch das einzige Kind war und die Familie Frank eine Tochter in meinem Alter hatte, so dass es für mich sehr schön war, zu ihnen zu gehen. Anne und ich kamen natürlich auch in den gleichen Kindergarten. Ich erinnere mich noch an den ersten Tag. Meine Mutter brachte mich hin: ich konnte die Sprache noch nicht, und sie hatte grosse Angst, wie es gehen würde, wie ich reagieren würde. Als ich hineinkam, stand Anne gegenüber der Tür bei den Glocken und liess sie klingen. Sie drehte sich um, und ich flog in ihre Arme, und meine Mutter konnte beruhigt nach Hause gehen. Ich hatte meine Schüchternheit abgelegt und gleichzeitig meine Mutter vergessen.

Nach dem Kindergarten waren wir gemeinsam sechs Jahre in derselben Schule, der sechsten öffentlichen Montessori-Schule, die jetzt An-

ne-Frank-Schule heisst. Später waren wir zusammen in der jüdischen Oberschule, darüber gleich mehr.

Samstags bin ich nie in die Schule gegangen, da wir ja religiös waren. Orthodoxe Juden gehen samstags, dem Schabbat, weder zur Schule noch zur Arbeit. Anne ging jedoch samstags zur Schule, und jeden Sonntag kam sie zu mir oder ich ging zu ihr, um die Hausaufgaben abzuholen.

Sonntags gingen wir auch oft mit ihrem Vater zu dem grossen Büro an der Prinsengracht, das nun das Anne-Frank-Haus ist, und spielten dort. Das Hinterhaus habe ich damals nicht gesehen. In jedem Zimmer des Büros gab es ein Telefon, was uns die Möglichkeit gab, unser Lieblingsspiel zu spielen: von einem Zimmer zum anderen zu telefonieren. Das war ein richtiges Erlebnis. Wir spielten auch viel auf der Strasse, Hickeln zum Beispiel. Streiche heckten wir auch zusammen aus. Am Merwedeplein schütteten wir aus dem Fenster Wasser auf die Leute, die unten vorbeigingen.

Ich erinnere mich noch, dass wir einmal *Voetje van de vloer*[2] spielten, und als wir heimkamen, war ein Bericht im Radio, dass es irgendwo ein Erdbeben gegeben habe. Was haben wir damals gelacht!

Weil ich jüdischen Religionsunterricht bekam und Anne nicht, waren wir an unseren freien Tagen nicht immer zusammen. Ich musste mittwochs nachmittags[3] und sonntags morgens Hebräisch lernen. Margot hatte auch Unterricht in Hebräisch, aber Anne nicht. Die kam mehr auf ihren Vater heraus und war überhaupt nicht religiös.

An allen jüdischen Feiertagen kamen Annes Eltern zu uns, und an anderen Tagen, so wie Neujahr, gingen wir zu ihnen. Dann durften wir zusammen schlafen. Nachts um zwölf Uhr wurden wir geweckt und be-

2 Hüpfspiel, «Fuss-vom-Boden» (wurde von Greta Thunberg wiederentdeckt)
3 In den Niederlanden schulfreier Nachmittag

kamen einen Neujahrskrapfen und etwas zu trinken. Am nächsten Tag hatten wir frei und konnten ausschlafen. Das war immer sehr schön, zusammen zu schlafen, wie ein grosses Fest.

Wenn wir in die Sommerferien fuhren, nahmen wir Anne mit. Von unserem Ferienhaus hängte sich Anne ein Foto über das Bett, wie man in ihrem Zimmer im Anne-Frank-Haus sehen kann. Es muss ihr sehr gut gefallen haben, sonst hätte sie nicht ausgerechnet dieses Foto aufgehängt. Wenn wir an einem Sommertag nach Zandvoort fuhren, fragten wir Frau Frank, ob Anne und Margot mitkommen könnten. Sie waren wie Schwestern, meine Mutter und Frau Frank.

Wir waren drei Freundinnen, Anne, Hanne, Sanne, aber letztere war in einer anderen Schule. Dann gab es noch ein Mädchen, das war meine Schabbat-Freundin. Sie war in der Jekerschule. Ich traf sie jeden Schabbat in der Synagoge und spielte am Nachmittag mit ihr. Anne war ein bisschen eifersüchtig auf diese Freundin, wie sie in ihrem Tagebuch am 27. November 1943 schreibt. Da erzählt sie, wie sie von mir geträumt hat, und warum sie, Anne, lebt und ich, Lies, tot bin, denn sie dachte, ich sei schon tot. Sie schreibt auch, es sei sehr hässlich von ihr gewesen, dass sie mir diese Freundin wegnehmen wollte und wie ich mich dabei wohl gefühlt habe. Natürlich gab es auch Streitereien, aber wir waren ganz normale Mädchen, also gehörte das auch dazu. Doch im allgemeinen waren wir sehr gute Freundinnen und haben immer zusammen geredet und unsere Spiele gespielt.

Anne liebte Poesie-Alben, in die jeder schreiben musste. Sie hatte sehr viele Freunde. Ich glaube, dass sie mehr Freunde als Freundinnen hatte. Besonders als sie in der sechsten Klasse war und in der ersten Klasse vom Lyzeum. Jungen mochten sie sehr. Und sie fand es immer schön, wenn alle Jungen ihr nachschauten und so.

Und dann war sie immer mit ihren Haaren beschäftigt. Sie hatte lange Haare und fummelte dauernd mit den Händen in ihren Haaren herum. Ihre Haare haben sie ständig beschäftigt.

Sie hatte auch eine besondere, seltsame Eigenschaft, die ich nie zuvor gesehen hatte. Sie konnte, wann sie wollte, ihre Schultern ausrenken, und sie fand es schrecklich witzig, wenn alle Kinder hinschauten und in Lachen ausbrachen.

Anne war ein kränkliches Mädchen, ich weiss nicht, woran sie litt, denn sie hatte zwar fast nie hohes Fieber, aber sie lag oft zu Hause im Bett. Das dauerte dann einige Tage. Wahrscheinlich war es ein rheumatisches Fieber. Ich besuchte sie dann immer und musste ihr die Hausaufgaben bringen. Aber sie war immer sehr fröhlich. Sie liebte Geheimnisse und Schwätzen. Und sie sammelte Fotos von Filmstars, wie man noch an den Wänden im Anne-Frank-Haus sehen kann. Dianne Derby und noch einige andere. Das hat mich nie so interessiert. Doch beide sammelten wir Fotos von den Kindern der niederländischen und englischen Königshäuser. Die tauschten wir. Sie fing an zu schreiben, und sie war bereit, jeden Witz mitzumachen.

Anne war ein eigensinniges Mädchen. Sie war sehr hübsch, im allgemeinen fand jeder sie sehr nett, und sie war immer der Mittelpunkt bei unseren Festen. In der Schule stand sie auch immer im Mittelpunkt. Sie wollte gerne interessant sein, das ist keine schlechte Eigenschaft.

Ich erinnere mich, dass meine Mutter, die sie sehr gern hatte, immer sagte: «Gott weiss alles, aber Anne weiss alles besser.»

An ihrem dreizehnten Geburtstag bekam Anne ihr Tagebuch. Nachmittags gab es ein Fest, und da konnten wir sehen, dass sie von ihren Eltern ein sehr schönes Tagebuch bekommen hatte. Ich weiss nicht, ob es das erste oder zweite war, denn ich erinnere mich, dass Anne immer in Tagebücher schrieb, sogar in der Schule in der Pause, mit der Hand darüber. Jeder konnte sehen, dass sie schrieb, aber niemand durfte hinein-

schauen. Ich dachte, das sind ganze Bücher, und ich war immer sehr neugierig und wollte wissen, was drinstand, aber sie hat es nie jemandem gezeigt.

Mir ist nie etwas eingefallen, um rauszubekommen, was drinstand. Aber ich habe immer gedacht, dass es noch viel mehr sein müsste als das publizierte Tagebuch. Vielleicht hat man das, was sie alles vor dem Untertauchen geschrieben hat, nicht gefunden. Denn sie schrieb schon ein paar Jahre lang, daran erinnere ich mich sehr gut. Im Tagebuch steht ja auch, dass sie, wenn sie nach dem Krieg wählen dürfte, gerne in den Niederlanden Schriftstellerin werden würde.

So weit ich mich erinnere, war sie schon ein bisschen verwöhnt. Mehr durch ihren Vater. Anne war eine Vatertochter, und Margot war mehr wie ihre Mutter. Gut, dass sie nur zwei Kinder waren. Die Mutter war auch ein bisschen religiös, und Margot ging ebenfalls in diese Richtung. Margot hat immer gesagt, wenn sie es sich nach dem Krieg aussuchen dürfte, würde sie Krankenschwester in Israel werden.

Alles war sehr idyllisch, bis auch die Niederlande von Hitler besetzt wurden.

Am Anfang machte das noch nicht so viel Unterschied. Im Oktober 1940 habe ich ein Schwesterchen bekommen, und das wurde das Spielzeug der Familie Frank. Jeden Sonntag kamen Anne und Margot und wollten unbedingt zuschauen, wie meine kleine Schwester gebadet wurde, wie sie zu essen bekam, und dann fuhren wir zu dritt meine Schwester im Kinderwagen spazieren. Vor allem Margot war verrückt nach meiner Schwester.

Doch langsam änderte sich alles. Wir durften nicht mehr mit der Strassenbahn fahren, Juden durften nicht mehr in Geschäften einkaufen, nur zwischen drei und fünf, und dann nur noch in jüdischen Geschäften. Nach und nach verschickten die Deutschen Aufrufe, vor allem an junge

Leute, die in ein Arbeitslager sollten. Wir wussten damals nicht, dass diese Lager in Wirklichkeit etwas viel Schlimmeres waren.

Nach der sechsten Klasse konnten wir nicht weiterlernen, wo wir wollten. Alle jüdischen Kinder mussten in eine jüdische Schule. Für uns wurde eine besondere Schule eingerichtet, das jüdische Lyzeum in den Voormalige Stadstimmertuinen in Amsterdam. Das war gegenüber der bestehenden jüdischen HBS, auf der immer jüdische Kinder gewesen waren.

Auch im jüdischen Lyzeum sassen Anne und ich immer zusammen. Wir schrieben voneinander ab, und ich weiss noch, dass wir einmal eine Strafarbeit deshalb bekamen. Eines Tages packte ein Lehrer Anne am Schlafittchen und setzte sie in die Parallelklasse, er wollte uns auseinander haben, weil wir zuviel geschwätzt hatten. Und ich weiss nicht, wie es passiert ist, aber eine halbe Stunde später sass ich in der Parallelklasse wieder neben ihr, und dann haben uns die Lehrer eben sitzenlassen.

So ging es immer. Anne konnte damals schon gut schreiben. Wenn sie Strafarbeit machen musste, weil sie wieder geschwätzt hatte, tat sie das sehr schön. Einmal machte sie ein ganzes Gedicht, das der Lehrer so witzig fand, dass er selbst lachen musste und es vorlas. Das fing so an: «Kweck, kweck, kweck, sagte Fräulein Schnatterbeck.»

Am Ende der ersten Klasse gab es ein grosses Fest. Annes Schwester war cum laude versetzt worden, sie war wirklich eine sehr gute Schülerin. Anne und ich sind mit Mühe versetzt worden, weil wir nicht so gut in Mathematik waren, und ich erinnere mich, dass wir zusammen heimgegangen sind und ich sie danach ein paar Tage lang nicht gesehen habe.

Die Fabrik von Herrn Frank, Opekta, produzierte ein Mittel zum Einkochen von Marmeladen. Die alten Päckchen bekam meine Mutter immer

geschenkt. Damals schickte mich meine Mutter, um die Waage zu holen, weil sie Marmelade kochen wollte. Es war ein schöner Tag.

Ich gehe wie gewöhnlich zum Haus der Franks und läute und läute und läute, aber niemand macht auf. Warum niemand öffnet, weiss ich in diesem Moment nicht. Noch mal geläutet, schliesslich macht ein Untermieter, Herr Goldsmith, auf.

«Was willst du hier, warum bist du gekommen?» fragte er erstaunt.

«Ich will die Waage leihen.»

«Weisst du denn nicht, dass die ganze Familie Frank in die Schweiz gegangen ist?»

Ich wusste von nichts. «Warum?» fragte ich.

Das wusste er auch nicht.

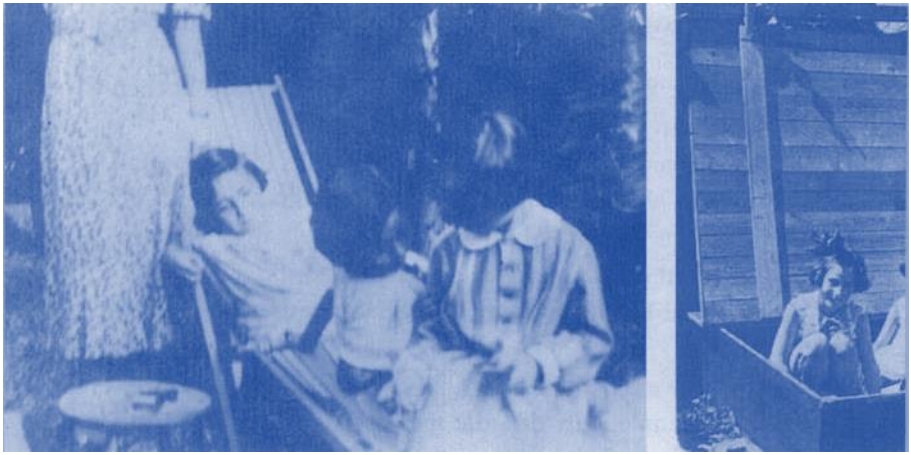
Ich dachte, ich bekomme einen Schlag vor den Kopf. Warum sind sie in die Schweiz gegangen?

Die einzige Beziehung, die die Familie Frank mit der Schweiz hatte, war, dass Otto Franks Mutter dort wohnte.

Aber später stellte sich heraus, dass die Familie tatsächlich immer damit gerechnet hatte, dass es für Juden schlechter werden würde. Sie hatten schon ein ganzes Jahr Vorbereitungen zum Untertauchen getroffen. Wir wussten davon nichts. So etwas konnte man niemand anderem erzählen, denn wenn der etwas weitersagt, dann ging die ganze Sache schief.

Wir konnten nicht untertauchen, weil meine Mutter schwanger war und meine kleine Schwester erst zwei Jahre alt war. Also haben wir nie an so etwas gedacht. Herr Frank kam oft zu uns, wenn mein Vater deprimiert war, wegen des Kriegs, wegen der Deutschen und wie alles weitergehen sollte und dass alles so schlimm war. Und Herr Frank sagte immer: «Alles ist gut, der Krieg ist schon fast vorbei.»

Ich werde immer noch sehr oft gefragt, warum Herr Frank die andere Familie, die Familie van Daan, gewählt hat, um mit ihnen unterzutauchen, und nicht uns, da wir doch so gute Freunde waren. Aber man darf

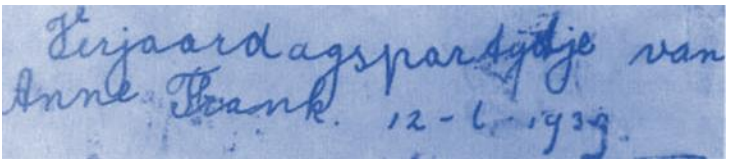


*Links oben:* Amsterdam 1934. Im Liegestuhl Margot Frank, in der Mitte Anne und rechts Hanneli (Rufname von Hannah Elisabeth) Goslar (‚Lies Goosens').

*Oben:* Im Sandkasten eines Nachbarmädchens am Merwedeplein in Amsterdam, 1937. Links Hanneli, daneben Anne.

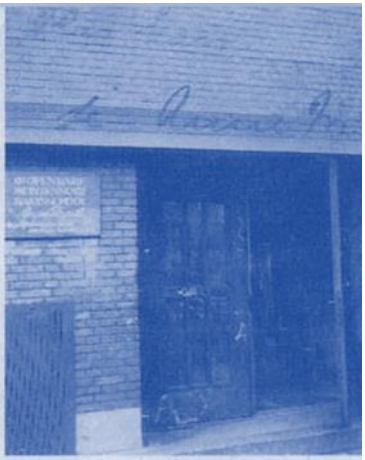
*Links:* Anne mit ihren Freundinnen. Von links nach rechts: Lucie van Dijk, Anne Frank, Suzanne Ledermann, Hanneli Goslar, Juultje Ketellapper, Kitty Egyedi, Mary Bos, Rie (letje) Swillens und Martha van den Berg.

*Unten: (handschriftlich:)* Geburtstagsfeier von Anne Frank. 12-6-1939. Diesen Text schrieb Anne für Hanneli Goslar auf die Rückseite des Fotos anlässlich Annes zehntem Geburtstag.



*Rechts:* Anne und Hanneli
auf dem Merwedeplein. Mai 1939.

Der Kindergarten der 6. Montessorischule in Amsterdam-Süd, 1935, die Anne (rechts im Kreis) und Hanneli (links im Kreis) sieben Jahre gemeinsam besuchten.



Hannah Pick-Goslar während der Aufnahmen für die Fernsehdokumentation vor dem Eingang der 6. Montessori-Grundschule in Amsterdam-Süd, die nun nach Anne Frank genannt ist. Auf der Vorderfront stehen Texte aus Annes Tagebuch.

Anne in der Montessorischule.

Hannah Pick-Goslar nach 47 Jahren wieder in ihrer Klasse.
Die Einrichtung ist ziemlich genau im originalen Zustand erhalten.

*Ganz links* : Die Frederikschool an den Voormalige Stadstimmertuinen in Amsterdam wurde während des Krieges als jüdisches Lyzeum verwendet. Eine deutsche Verordnung zwang alle jüdischen Kinder, diese Schule zu besuchen. Anne und Hanneli verbrachten hier einige gemeinsame Jahre. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich die jüdische HBS (höhere Schule).

Hannah Pick-Goslar besucht für die Fernseh-dokumentation erneut Bergen-Belsen, wo sie Anfang 1945 noch einige Male mit Anne, kurz vor deren Tod, sprach.

nicht vergessen: erst einmal hatte ich eine kleine Schwester von zwei Jahren, und mit einem kleinen Mädchen konnte man nicht untertauchen. In dem Tagebuch steht, dass sie die Klospülung nicht ziehen und dass sie sich nur abends ein bisschen frei bewegen durften. Solch eine Regelung ist natürlich mit einem zweijährigen Kind unmöglich. Der zweite Grund war, dass meine Mutter wieder schwanger war, und eine Frau, die ein Baby bekommt, ist zum Untertauchen auch nicht gut zu haben. Daher haben wir es ihnen nie übelgenommen; ich habe es überhaupt nie als ein Problem angesehen.

Ich ging also nach Hause und sagte zu meiner Mutter: «Keine Familie Frank, hier ist die Waage.»

Meine Eltern waren sehr aufgeregt und verstanden nicht, was passiert war. Aber ich hatte unterwegs einen Freund getroffen, der mir erzählte: «Weisst du was, ich habe von den Deutschen einen Brief bekommen, ich muss nächste Woche in ein Arbeitslager gehen.» Er war sechzehn Jahre alt. Da haben wir eins und eins zusammengezählt und gedacht, dass Margot vielleicht auch in dieses Lager hätte gehen sollen. Später hat sich das dann als richtig herausgestellt. Man hatte Margot einen «Aufruf» geschickt, dass sie in ein solches Arbeitslager «einrücken» müsse, und das war der Moment, in dem Herr Frank gesagt hat: «Sie geht nicht ins Arbeitslager, wir tauchen unter.»

Aber dass die Familie das ein Jahr lang vorbereitet hatte, das haben wir nicht gewusst. Erst nach dem Krieg habe ich es von Herrn Frank erfahren. Wir haben natürlich auch nicht gewusst, dass sie in Wirklichkeit in Amsterdam geblieben sind. Wir wussten wohl, dass seine Mutter in Zürich wohnte, also dachten wir, die Familie Frank sei in die Schweiz geflohen. Durch das Verbreiten dieses Gerüchts hatten sie gehofft, dass nicht weiter nach ihnen gesucht werden würde. Damals versuchten viele Juden, über die Grenze in die Schweiz zu entkommen, das war also nichts Besonderes. Den meisten ist es nicht gelungen.

Anne war, glaube ich, die erste Freundin, die ich verlor. Es war natürlich schrecklich, aber wir fingen an, uns daran zu gewöhnen. Als ich nach dem Sommer wieder zur Schule ging, kamen jeden Tag weniger Kinder.

Wir blieben noch fast ein volles Jahr in Amsterdam, bis zum 20. Juni 1943, und inzwischen wurden die Zeiten immer schlechter.

Juden mussten einen gelben Stern tragen. Wir hatten einen Ausweis mit einem grossen J darauf, J für Jude. Auf der Strasse wurden die Leute angehalten: «Darf ich Ihren Ausweis sehen?» Wenn man Jude war, wurde man mitgenommen und kam nicht mehr nach Hause. Eine Mutter konnte dann warten und sich fragen, wo ist mein Kind, haben sie es weggeholt?

Jeden Tag wurde es gefährlicher, und unsere Klasse wurde mit jedem Tag leerer. Wir kamen morgens, und da war dieser Junge oder jenes Mädchen nicht mehr da. Ich werde nie vergessen, wie eines Tages Herr Presser, unser Geschichtslehrer, der spätere Professor Presser, uns eine Stunde über die Renaissance hielt. Er fing an, uns vom Treffen Dantes und Beatrices im Paradies vorzulesen. Plötzlich, mitten im Unterricht, fing er an zu weinen und rannte aus der Klasse.

«Was ist los?»

«Heute nacht ist meine Frau geholt worden.»

Es war schrecklich. Mir wird jetzt noch kalt, wenn ich daran denke, wie ich diesen Mann vor der Klasse stehen sah. Er hatte keine Kinder, dachte ich. Seine Frau war sein Alles. Er kam heim, und seine Frau war nicht mehr da. So ging das.

Meine Familie hatte insofern etwas Glück, dass wir über einen Onkel in der Schweiz eine südamerikanische Staatsbürgerschaft kaufen konnten. Wir waren staatenlos, dadurch war das möglich. Wir bekamen Pässe aus Paraguay. Mein Vater hat noch lachend gesagt:

«Du musst etwas über Paraguay wissen, wenn sie dich was fragen.»

Also wusste ich den Namen der Hauptstadt, Asuncion. Mehr wusste ich nicht, aber es hat mich nie jemand danach gefragt.

Wegen unserer Pässe konnten wir noch eine Zeitlang auf die Strasse gehen, ohne zu zittern, aber man wusste nie, was morgen passieren würde.

Und dann hatten wir ein zweites Papier, das uns geholfen hat. Mein Vater war ja einer der Leiter von *Mizrachi* in Deutschland, und auch in den Niederlanden war er dabei aktiv. Es wurden, glaube ich, vierzig von den Deutschen anerkannte Listen mit den bekanntesten Zionisten aufgestellt – Menschen, die nach Eretz Jisrael (das Land Israel) gehen wollten –, und wir standen auf der zweiten Liste.

So konnten wir noch leben, mit wenig Essen und mit viel Angst, aber wir waren wenigstens zu Hause. Im Oktober starb meine Mutter im Kindbett; das Baby war tot geboren worden.

Das steht auch in Annes Tagebuch. Jemand hat Anne erzählt, dass unser Baby tot war, aber nicht, dass auch meine Mutter gestorben war. Man hat sich vielleicht nicht getraut, ihr das zu erzählen.

Ich erinnere mich noch, dass mein Vater uns fragte, ob ich und meine Schwester untertauchen wollten. Ich lehnte ab, denn unsere Namen standen im Pass meines Vaters, und wenn jemand das gesehen hätte, wäre mein Vater geradewegs nach Auschwitz deportiert worden. Ich weiss nicht, ob ich damals wusste, was Auschwitz war, aber ich wusste, wenn jemand geschnappt wurde und nicht alle Leute da waren, die zu ihm gehörten, dann vermutete man, dass sie untergetaucht seien, und der Betreffende kam sofort in ein S (Straflager). Ich sagte also zu meinem Vater: «Nein, wir gehen zusammen.» Wir haben vielleicht noch geträumt vom Zusammenbleiben.

Ich weiss noch, dass unser Hausmädchen abgeholt wurde und nicht

zurückkam. Einmal konnte mein Vater sie noch retten, aber beim zweiten Mal wurde sie doch abgeführt, und so waren wir zu dritt, mein Vater, meine kleine Schwester und ich. Unsere Grosseltern, die 1938 aus Deutschland in die Niederlande gekommen waren, wohnten in dem Haus neben uns.

Es ging alles gut bis zum 20. Juni 1943, bis zu der grossen Razzia in Amsterdam-Süd. An diesem Tag fingen die Deutschen mit etwas Neuem an. Sie haben den ganzen Stadtteil abgesperrt, morgens um fünf Uhr, als jedermann schlief. Und sie gingen von Tür zu Tür, klingelten und fragten:

«Wohnen hier Juden?»

«Ja.»

«Sie haben eine Viertelstunde Zeit, nehmen Sie einen Rucksack, packen Sie ein paar Sachen ein und dann rasch nach draussen.»

Das war in unserer Gegend, also konnten auch wir einpacken. Kein Pass half mehr. Wir hatten eine Viertelstunde Zeit und mussten mit.

Manchmal fragen mich Leute: «Wie konntest du so einfach mitgehen, warum habt ihr nicht geschossen oder warum habt ihr nichts gesagt?» Das ging nicht. Es waren Hunderte von Deutschen mit Gewehren, und du warst allein, du warst machtlos. Und wenn jemand mal was tat, dann bekamen alle anderen eine sehr schwere Strafe. Wir konnten also nichts tun; wir wurden in Lastwagen abtransportiert. Eine deutsche Nachbarin, keine Jüdin, die mit ihrem Mann erst ein halbes Jahr vorher unter uns eingezogen war und meine Schwester sehr mochte, ging zu dem deutschen Offizier und flehte ihn an:

«Darf ich nicht wenigstens das kleine Mädchen nehmen?»

Und der Mann hat sie angeschrien:

«Schämen Sie sich nicht, als niederländische Christin?»

Und sie sagte:

«O nein, ich bin eine deutsche Christin, und ich schäme mich nicht.» Danach wurde sie ohnmächtig.

So sind wir mit meinem Vater nach Westerbork transportiert worden. Er kam in eine sehr grosse Baracke. Meine Schwester und ich wurden in einem Waisenhaus untergebracht, wo es, wie man sagte, mehr zu essen gab. Mein Vater kannte den Direktor des Waisenhauses noch aus Deutschland. Meine kleine Schwester blieb nicht sehr lange dort. Sie wurde ziemlich schnell sehr krank und musste an beiden Ohren operiert werden. Sie hat fast die ganze Zeit unseres Aufenthalts in Westerbork im Krankenhaus gelegen.

Ich habe dort gearbeitet. An der Aussentür waren die Toiletten, und alle waren sehr froh, als ich mich freiwillig meldete, die Toiletten zu reinigen – niemand wusste, warum ich das so gern tun wollte. Aber mein Vater konnte ab und zu vorbeikommen, und wenn ich dann gerade beim Putzen war, konnte ich ihn kurz sehen. Deshalb habe ich diese eklige Arbeit gemacht.

In dem Waisenhaus konnte man es aushalten. Es gab Lehrer, und wir bekamen noch Unterricht. Es waren Kinder und Jugendliche, Kinder von Juden, die sich versteckt hatten. Die Kinder waren gefunden worden, aber die Eltern nicht. Oder umgekehrt, die Eltern waren schon weg, und die Kinder waren später gefunden worden.

Jeden Freitag und Dienstag kamen Züge an, die gefüllt werden mussten. Sie gingen nach Polen. Da wir noch immer unsere südamerikanischen Papiere hatten, konnten wir bleiben.

Ich erinnere mich noch deutlich an die schreckliche Novembernacht, in der verkündet wurde, dass von allen Palästina-Listen nur die ersten beiden noch gültig waren; alle Leute, die auf den anderen standen, mussten noch in der gleichen Nacht weg. Danach war das ganze Wai-

senhaus leer. Ich erinnere mich an den Rabbiner Vorst, er hat alle Kinder genommen und einen grossen Tallit (Gebetsmantel) über ihren Kopf gelegt und sie gesegnet. Die meisten Lehrerinnen sind mitgegangen, weil sie bei den Kindern bleiben wollten. Das war schrecklich. Und am Freitagnachmittag, nach der Abfahrt des Zuges, gab es nur noch mich, meine kleine Schwester im Krankenhaus und noch zwei oder drei Kinder. Alle anderen hatten auf den Listen gestanden und waren verschwunden...

Am 15. Februar 1944 kam dann das Ende für unsere Palästina-Papiere und unsere Pässe, aber mit dem grossen Unterschied, dass wir nicht nach Auschwitz geschickt wurden. Wenn man uns 1943 nach Auschwitz geschickt hätte, hätte ich jetzt nichts erzählen können, denn die Menschen, die am Anfang weggebracht worden sind, wurden so gut wie alle umgebracht.

Aber ich wusste damals nicht, was Auschwitz war. Man sprach über ein Arbeitslager im Osten. Wir gingen zu einem Austauschlager. Ich habe gleich gesagt:

«Die Deutschen wollen uns behalten, um uns gegen deutsche Soldaten auszutauschen.»

Wir wurden am 15.Februar 1944 nach Bergen-Belsen transportiert. Das war ein etwas besseres Lager. Was war da besser?

Erstens wurden wir nicht in Viehwaggons, sondern in Personenzügen transportiert. Und bei unserer Ankunft wurden uns unsere Kleider nicht abgenommen, und die Familien wurden nicht getrennt. Mein Vater und meine kleine Schwester blieben bei mir. Wir schliefen an verschiedenen Plätzen, aber wir konnten uns jeden Abend sehen.

Die Reise dauerte, ich weiss es nicht mehr genau, zwei oder drei Tage, bis wir in Bergen-Belsen ankamen.

Ich weiss nicht mehr, ob ich sofort wusste, was es bedeutete, in einem Konzentrationslager zu sein, aber ich sehe es noch vor mir, wie bei un-

serer Ankunft ein deutscher Soldat neben dem anderen stand, mit grossen Hunden daneben. Ich habe bis heute noch Angst vor Hunden. Ich glaube nicht, dass diese Erfahrung der wirkliche Grund dafür ist, aber wenn mich jemand darauf anspricht, dann sage ich:

«Wenn du dort gewesen wärest und hättest die Hunde gesehen, hättest du auch Angst.»

Danach mussten wir laufen, laufen und noch mal laufen, bis wir ein grosses Feld sahen, und hier Stacheldraht und dort Stacheldraht. Es gab viele verschiedene Lager. Aber wir wussten nicht, welche Leute darin waren und woher sie kamen. Erst später, als wir zur Dusche gingen – die in der Nähe des Bahnhofs war, der eine halbe oder eine ganze Stunde Fussmarsch entfernt war –, bekamen wir all die Menschen zu sehen, aber Kontakt konnten wir mit ihnen nie bekommen.

Wir kamen in einen Teil des Lagers, der fast neu war. Es gab höchstens vierzig oder fünfzig Juden aus Griechenland. Die bestimmten natürlich gleich alles, weil sie schon eine Weile hier waren. Sie waren die Essen Verteiler und hatten alle wichtigen Funktionen. Der Arzt war ein griechischer Jude aus Saloniki. Das Lager wurde ‚Albalialager' genannt.

In den ersten Tagen wurden wir getrennt, aber später konnten wir wieder zusammen sein. Mein Vater musste zuerst in eine Quarantänebaracke. Wir bekamen unsere Kleider nicht abgenommen; das war das Beste von diesem Lager. In Bergen-Belsen war es sehr kalt im Winter, das haben wir bald gemerkt. Weil wir im Juni abgeholt worden waren, hatten wir nicht an Winterkleider gedacht; vor allem ich, als junges Mädchen, das allein packen musste. Aber was ich mitgenommen hatte, das behielt ich.

Meine Schwester lief wegen ihrer Operation mit einem grossen Verband herum. Am ersten Tag, als wir nach Bergen-Belsen kamen, bekam ich Gelbsucht. Bei den Deutschen galt: Jemand, der krank ist, muss ins

Krankenhaus, sonst kann er alle anderen anstecken. Ich wusste nicht, was ich mit meiner kleinen Schwester tun sollte. Mein Vater war in einer anderen Baracke eingeschlossen, und ich konnte sie nicht zu ihm bringen. Er musste auch arbeiten, also wäre es überhaupt nicht gegangen.

Ich stand da und wusste nicht, was ich tun sollte. Diese Situation zeigte mir, dass es ganz besondere Menschen im Lager gab, denn ich erzählte einer alten Dame, dass ich vollkommen ratlos sei: «Morgen früh muss ich im Krankenhaus sein, und meine kleine Schwester ist krank.»

Zwei Stunden später kam eine Frau, die sagte:

«Mein Name ist Abrahams, Frau Lange hat mir erzählt, dass ihr hier seid und dass du nicht weisst, was du mit deiner Schwester machen sollst. Ich habe sieben Kinder, gib sie mir, dann haben wir eben noch ein Kind mehr.»

Und so geschah es. Am nächsten Morgen kam ihre Tochter, die so alt war wie ich, und nahm das kleine Mädchen mit. Später konnte mein Vater zu mir kommen, und wir sind mit dieser Familie bis zum Ende zusammengeblieben. Wir sind bis zum heutigen Tag mit ihnen befreundet.

Jeden Tag wurden wir gezählt. Die Deutschen hatten Angst, dass wir weglaufen könnten, aber wir konnten nirgends hin. Wohin sollte man gehen, mit einem grossen Judenstern, ohne Geld und ohne alles. Alles das war eine der deutschen Verrücktheiten. Wir mussten dort Stunden und Stunden immer in Fünferreihen stehen, zum Zählen.

Eines Tages schauten wir in die Richtung, in der keine Baracken waren, und sahen dort plötzlich sehr viele Zelte. Es war schon ziemlich kalt, und wir wussten nicht, wer in den Zelten war. Zwei, drei Monate später gab es heftige Sturmböen, und alle Zelte wurden umgeweht. Am selben Tag bekamen wir den Befehl: unsere Betten, die in zwei Etagen übereinandergebaut waren, wurden weggeholt, und wir bekamen drei

Betten übereinander. Wir mussten zu zweit in einem Bett schlafen und das halbe Lager räumen.

Dann wurde mitten durch das Lager eine Stacheldrahtabsperrung gebaut und mit Stroh gefüllt, so dass wir die Leute nicht sehen konnten. Aber es war natürlich sehr nah, da das Lager nicht gross war, und all die Leute aus den Zelten wurden in die Baracken gebracht. Trotz der deutschen Wachtposten auf den hohen Wachttürmen versuchten wir, Kontakt zu bekommen. Es war selbstverständlich streng verboten, mit den Menschen zu reden, und wenn die Deutschen jemanden gesehen oder gehört hätten, hätten sie sofort geschossen. Deshalb ging man eben nachts dorthin und versuchte, etwas aufzufangen. Ich bin nie hingegangen, aber wir erfuhren, dass das alles Leute aus Polen waren, Juden und Nicht-Juden.

Eine meiner Bekannten, eine ältere Dame, kommt eines Tages auf mich zu, das war vielleicht einen Monat später, Anfang Februar, es lag Schnee: «Weisst du, da sind auch Niederländer, und ich habe mit Frau van Daan gesprochen.»

Die Frau kannte sie von früher, und sie erzählte mir, dass Anne da sei, denn sie wusste, dass ich Anne kannte.

«Geh doch auch mal hin und versuche, am Stacheldraht zu sprechen.»

Das habe ich natürlich getan. Ich stellte mich abends an den Stacheldraht und fing ein bisschen an zu rufen, und zufällig war Frau van Daan wirklich wieder da. Ich fragte sie: «Können Sie Anne rufen?»

Sie sagte: «Ja, ja, warte mal, ich werde Anne holen, Margot kann ich nicht holen, die ist todkrank und liegt im Bett.»

Da ich auch viel mehr an Anne interessiert war, wartete ich dort ein paar Minuten in der Dunkelheit auf sie.

Anne kam zum Stacheldraht, sehen konnte ich sie nicht, da es dunkel war und zwischen dem Stacheldraht das Stroh war. Die Lampen waren

nicht sehr gut. Mag sein, dass ich einen Schatten von ihr gesehen habe.

Das war nicht dieselbe Anne, die ich gekannt habe. Sie war ein gebrochenes Mädchen. Ich war vielleicht auch so, aber es war schrecklich. Sie fing sofort an zu weinen und erzählte mir: «Ich habe keine Eltern mehr.»

Daran erinnere ich mich mit absoluter Sicherheit. Es war schrecklich schade, denn sie hat es natürlich nicht besser wissen können. Sie dachte, ihr Vater sei sofort vergast worden. Aber Herr Frank sah noch sehr jung und gesund aus, und die Deutschen haben natürlich nicht gesehen, wie alt jeder war, den sie vergasen wollten, sondern haben nur nach dem Aussehen selektiert. Jemand, der gesund aussah, musste arbeiten, doch jemand anders, der vielleicht jünger war, aber krank oder schlecht aussah, der kam sofort in die Gaskammer. Ich denke immer, wenn Anne gewusst hätte, dass ihr Vater noch lebte, hätte sie vielleicht mehr Kraft gehabt, um zu überleben, denn sie ist ja sehr kurz vor dem Ende gestorben, ein paar Tage vorher. Aber vielleicht ist alles vorbestimmt.

Wir standen also da, zwei junge Mädchen, und wir weinten. Ich erzählte ihr von meiner Mutter, das wusste sie nicht, sie wusste nur, dass das Baby tot war, und ich erzählte von meiner kleinen Schwester. Ich sagte, dass mein Vater in einem Krankenhaus liege. Zwei Wochen später ist er dort gestorben, er war sehr krank. Sie erzählte mir, dass Margot sehr krank sei, und sie erzählte auch vom Untertauchen, denn ich war natürlich sehr neugierig.

«Aber was tust du eigentlich hier, du solltest doch in der Schweiz sein?»

Da hat sie mir erzählt, was passiert ist. Dass sie überhaupt nicht in der Schweiz gewesen waren und warum sie das gesagt haben, damit wirklich jeder denken sollte, sie seien zur Grossmutter gefahren.

Dann sagte sie: «Wir haben überhaupt nichts zu essen hier, fast

nichts, und wir frieren, wir haben überhaupt keine Kleider, und ich bin sehr mager, und man hat mich kahlgeschoren.» Das war schrecklich für sie. Sie hatte immer sehr auf ihre Haare geachtet. Vielleicht waren sie inzwischen wieder etwas gewachsen, aber es waren sicher nicht die langen Haare von früher, mit denen sie spielerisch Locken drehen konnte. Bei ihnen war es noch viel schlimmer als bei uns. Ich sagte: «Man hat uns unsere Kleider nicht abgenommen.» Das war unser erstes Treffen.

Damals haben wir zum ersten Mal – das war schon nach mehr als einem Jahr Lager, wir sind im Februar 1944 hingekommen, und jetzt war Februar 1945 – ein sehr kleines Rot-Kreuz-Päckchen bekommen, ich, meine Schwester und mein Vater. Ein sehr kleines Päckchen, so gross wie ein Buch, mit Knäckebrot und ein paar Keksen drin. Du kannst dir nicht vorsteilen, wie wenig das war. Mein Sohn sagt immer: «Mama, das war doch etwas ganz Besonderes.» Aber damals haben wir wirklich alles gesammelt, einen halben Keks und einen Strumpf und einen Handschuh, etwas, was ein bisschen Wärme gab, und etwas zu essen. Auch meine Freundinnen gaben mir etwas für Anne. Ich konnte ja auch kein grosses Paket über den Stacheldraht werfen. Nicht, dass ich es gehabt hätte, aber das ging überhaupt nicht.

Wir machten aus, es am nächsten Abend um acht Uhr zu versuchen – eine Uhr hatte ich noch, glaube ich. Es gelang mir tatsächlich, das Päckchen hinüberzuwerfen.

Aber ich hörte sie schreien und rief: «Was ist passiert?»

Anne antwortete: «Oh, die Frau, die neben mir stand, hat es aufgefangen, und sie gibt es mir nicht zurück.»

Da fing sie natürlich an zu schreien.

Ich beruhigte sie ein bisschen und sagte: «Ich werde es noch mal versuchen, aber ich weiss natürlich nicht, ob es mir gelingt.»

Wir haben uns noch mal verabredet, zwei, drei Tage später, und ich habe wirklich noch einmal ein Päckchen hinüberwerfen können, und das hat sie aufgefangen, das ist die Hauptsache.

Nach diesen drei oder vier Treffen am Stacheldraht in Bergen-Belsen habe ich sie nicht mehr gesehen, weil die Leute, die in Annes Lager waren, wieder in ein anderes Lager von Bergen-Belsen verlegt wurden. Das geschah ungefähr Ende Februar.

Das war das letzte Mal im Leben, dass ich Anne gesehen und gesprochen habe.

In dieser Zeit ist mein Vater gestorben, am 25. Februar 1945, und ich bin ein paar Tage nicht hinausgegangen. Als ich sie wieder aufsuchen wollte, fand ich das Lager leer.

Wir sollten damals ausgetauscht werden. Am Abend, als mein Vater gestorben ist, kam irgendein Arzt, der sagen sollte, wer mitdurfte und wer nicht. Es war sehr seltsam, denn er sah doch, dass mein Vater nicht gehen konnte, aber er deutete trotzdem auf ihn, vielleicht, weil ich ihn so angefleht hatte, weil ich sonst nicht gegangen wäre. Sie haben ihm auch die notwendigen Kleider angezogen, aber der Austausch ist dann doch nicht zustande gekommen.

Mein Vater ist in diesen Kleidern gestorben. Vielleicht hat er gewusst oder gehofft: «Meine Töchter gehen vielleicht hinaus.» Es ist nie passiert. Es ist nur eine einzige Gruppe ausgetauscht worden, die tatsächlich in Palästina angekommen ist, und Anfang 1945 noch eine Gruppe, doch diese Leute blieben in Biberach bis zur Befreiung.

Ende März starb meine Grossmutter, und Anfang April mussten wir das Lager völlig räumen, nur die Todkranken konnten Zurückbleiben. Ich war zwar krank, ich hatte Typhus, aber ich war nicht todkrank, also musste ich auch mit. Ich weiss noch, dass wir eine ganze Nacht im Freien warten mussten, bis die Züge kamen, und dann kam ein sehr langer Zug. Es gab einen Personenwagen, in den kamen die Deutschen, zwanzig Mann Begleitmannschaften, und vierzig oder fünfzig Viehwaggons, ich weiss nicht mehr wie viele, und in die kamen wir. Wir, das

waren die Menschen aus unserem Lager und auch ein Teil des benachbarten Lagers mit ungarischen Juden.

Dieser Zug war dazu bestimmt, zu irgendeiner Gaskammer zu fahren, vermutlich nach Theresienstadt. Wir sind dort nie angekommen. Deutschland war in der letzten Phase eines schrecklichen Krieges, und der Zug kam nicht weiter. Hier wurde geschossen, dort wurde geschossen. Dann mussten wir aus dem Zug und uns ins Feld legen. Der Zug kam nirgends durch, und ganz bestimmt nicht zu seinem Bestimmungsort.

Essen gab es nicht. Ich weiss noch, dass eines Tages ein deutscher Soldat meiner kleinen Schwester einen Keks gab. Ich dachte, der ist Gott selbst.

Es gab auch einen Zug mit deutschen Soldaten. Ich hatte einen Ring von meiner Grossmutter und einen von meiner Mutter, die habe ich den Soldaten gegeben, und vier andere Familien haben ihnen auch ihre Ringe gegeben. Dafür bekamen wir zusammen von einem deutschen Soldaten ein Kaninchen, für sechs bis acht Ringe. Wir hatten ja nichts zu essen, und wenn wir sterben sollten, brauchten wir auch die Ringe nicht mehr. Eine Frau kochte das Kaninchen auf einem Holzfeuer, und so hatten wir etwas zu essen.

Sonst gab es keine Nahrungsmittel im Zug. Die Deutschen sagten zu uns: «Wer stark genug ist, darf in der Umgebung deutsche Bauern um Essen bitten.»

Eine alte Frau hat auf meine Schwester aufgepasst, und so konnte ich abwechselnd mit ihrem Sohn gehen.

Es war sehr gefährlich, in die Dörfer zu gehen, um Essen zu holen, denn man wusste nie, wann der Zug weiterfahren würde. Der Bruder einer sehr guten Freundin von mir hat den Zug verpasst. Er war unterwegs, um Essen zu suchen, und als er zurückkam, war der Zug weg. Er ist gerettet worden, wirklich durch ein Wunder. Aber ich konnte mir das nicht erlauben, denn ich war allein mit meiner kleinen Schwester, auf die ich aufpassen musste.

Daher hatte ich immer wenig zu essen, weil ich nur in der Nähe des Zuges nach Essen suchen konnte.

Das ging zehn Tage so, dann wurden wir eines Morgens wach und sahen die Deutschen mit weissen Fahnen in den Händen. Wir konnten nicht genug davon bekommen: was war passiert? Die Russen waren gekommen, und das erste, was sie getan hatten, war, die Deutschen zu schnappen. Sie wussten nicht genau, was sie mit uns machen sollten, es war wahrscheinlich ein schrecklicher Anblick, all die Juden und Kranken, abgemagert bis auf die Knochen.

Es gab zwei Dörfer in der Nähe, Tröbitz und Schilda (bei Frankfurt an der Oder), vielleicht auch mehr, aber an die beiden erinnere ich mich. Das Dorf Tröbitz hatte sich nicht übergeben, hatte noch gegen die Russen gekämpft, und das war unser Glück. Die Russen sagten: «Vorwärts, ihr schickt die Deutschen aus ihren Wohnungen; ihr dürft die Wohnungen besetzen.»

Nun, ich war nur ein junges Mädchen mit einer noch kleineren [1] Schwester, ich konnte keine Deutschen aus ihrer Wohnung schicken, und als ich dort hinkam, war schon alles voll. Ich war mit der älteren Frau und ihrem Sohn und noch einer oder zwei Familien zusammen.

Dann hat uns jemand darauf hingewiesen, dass es noch ein Dorf gab. Aber dessen Bewohner hatten weisse Fahnen gehisst, so dass man niemanden aus dem Haus schicken durfte, sondern sich nur ein leeres Haus suchen konnte. Das haben wir dann gefunden, vier Kilometer weiter, und ich erinnere mich noch, dass wir das Haus des Bürgermeisters bekommen haben. Die erste Nacht in Freiheit habe ich im Bett seiner Tochter geschlafen, die ein Kleid hängen gelassen hatte, das mir passte. Die Decke war hellgrün mit dunkelgrünen Hakenkreuzen. In der ersten Nacht in Freiheit hatte ich also die Hakenkreuze über meinem Bett, aber ich habe mich umgedreht.

Die Leute in diesem Dorf hatten sehr viel zu essen, es waren Bauern.

Der Bürgermeister war kein Bauer und hatte nicht so viel in seinem Keller. Deshalb haben wir die Russen gefragt, obwohl wir ein bisschen Angst hatten. Wir bekamen ‚Rationierungskarten', die ich noch aufgehoben habe, damit wir uns in einem Laden Milch, Brot und Wurst holen konnten.

Wir versuchten immer, mit dem anderen Dorf Kontakt zu halten. Inzwischen hatten die Russen den Amerikanern Listen von uns gegeben, und, ich weiss es nicht mehr genau, ich glaube am 15. Juni bekamen die Amerikaner die Erlaubnis, uns mit Lastautos abzuholen. Sie haben uns zunächst nach Leipzig gebracht. Dort blieben wir zwei, drei Tage in einer Schule, danach fuhren wir mit einem herrlichen amerikanischen Zug in vier Tagen zurück zur niederländischen Grenze. Dort bekamen wir zu essen, aber wir mussten sehr vorsichtig sein, dass wir nicht zu viel assen. Wir waren alle noch viel zu schwach. Das war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich Schweinefleisch gegessen habe, aus einer Dose.

An der Grenze kamen wir in ein schönes, grosses Schloss, ich habe den Namen vergessen, aber das Schloss war bereits voller Menschen. Wir fragten: «Wer sind die?» Und es stellte sich heraus, dass es NSBMer waren, die die Niederländer nach Deutschland schicken wollten. Die haben uns also aufnehmen müssen, als wir aus Deutschland kamen. Das war natürlich auch nicht sehr angenehm, aber wir haben nicht mit ihnen gesprochen, und nach einem Tag sind sie weggebracht worden.

In Maastricht mussten alle Leute untersucht werden, und bei mir wurde etwas an der Lunge gefunden. Deshalb durfte ich nicht weiter und musste direkt in Maastricht ins Krankenhaus. Dort waren besonders freundliche katholische Schwestern und ein schrecklich netter indischer Arzt. Ich blieb ungefähr vom 1. Juli bis zum September da.

4 Nationalsozialistische Partei in den Niederlanden

In Maastricht erlebte ich eine sehr grosse Überraschung. Eines Tages kündigte man mir Besuch an. Ich zog mich also schön an, mit dem, was ich von den Niederländern geschenkt bekommen hatte. Wir waren von ein paar christlichen Familien adoptiert worden. Sie hatten uns Kleider gegeben und Süssigkeiten gebracht, sehr gütige Menschen. Und wer stand da auf einmal vor mir? Herr Frank! Ich war so froh, ich konnte es nicht erwarten, ihm zu erzählen: «Ihre Tochter lebt.» Ich sagte ihm das, worauf er sagte: «Nein.» Er hatte schon gehört, dass sie nicht mehr lebte, aber ich wusste es nicht, denn als ich sie gesehen hatte, war sie ja noch am Leben gewesen.

Er hatte die Namen von meiner Schwester und mir auf einer Liste gesehen. Meine Schwester war in einem Kinderheim in Laren, und dort hatte er sie aufgesucht. Er hat mir alles erzählt, was mit ihm passiert ist.

Wir fingen an zu überlegen, was wir tun sollten. Die Mutter von Herrn Frank wohnte in der Schweiz, und er kannte meinen Onkel in der Schweiz. Er hat Kontakt aufgenommen – das ging nicht so wie heute, die Post arbeitete noch nicht. Herr Frank musste sechs oder acht Stunden von Amsterdam nach Maastricht fahren.

Damals war er mein Vater, er hat alles Weitere geregelt.

Im September kam ich in Amsterdam an, und Herr Frank hat Papiere besorgt, um in die Schweiz fahren zu können. Ich weiss das Datum genau, es war der 5. Dezember. Ich trage ein Kettchen mit einem Anhänger, die Königin ist auf der einen Seite, auf der anderen Seite hat Herr Frank eingravieren lassen: «5. Dezember 1945». Das war der Tag, an dem er mich, meine kleine Schwester und eine Freundin mit ihrer Schwester mit dem Flugzeug in die Schweiz brachte. Mein Onkel ist von Genf nach Zürich gereist, um uns abzuholen, und Herr Frank hat seine Mutter besucht.

In der Schweiz kam ich zuerst in ein Sanatorium. Aber mein Traum

war, nach Palästina zu gehen, denn meine ganze Erziehung war darauf gerichtet gewesen. Niemand träumte damals von einem jüdischen Staat. Oder besser: Jeder träumte davon, aber wir glaubten es nicht. Also war mein ganzes Tun und Lassen darauf gerichtet: «Wie komme ich so schnell wie möglich dorthin.»

Doch in jener Zeit war es nicht möglich, einfach nach Palästina zu reisen, da die Engländer nur wenige Juden hineinliessen. Mein Onkel fand es nicht richtig, dass ich illegal fuhr. Er sagte: «Du hast genug mitgemacht. Du wartest, bis wir ein Zertifikat (so hiess das) für dich bekommen.»

Bis das geschah, bin ich noch ungefähr ein Jahr in der Schweiz in die Schule gegangen. Ich habe Herrn Frank oft gesehen, und seine Mutter habe ich auch aufgesucht, denn ich wohnte, genau wie sie, in Basel. Und immer, wenn er kam, besuchte ich ihn.

Bevor ich nach Israel fuhr, wollte ich noch einmal gesund und wohlauf in Amsterdam sein, um alles noch mal zu sehen, die Schule und die Wohnung und natürlich auch Herrn Frank. Er hat mich zu einer Freundin aus unserer Klasse mitgenommen, die auch noch sehr krank war. Später, von Israel aus, habe ich natürlich noch Kontakt zu ihm gehabt, immer. Er war Onkel Otto, und an jedem Geburtstag und jedem Neujahrsfest schrieben wir einander.

1963 kam er zum ersten Mal nach Israel und sah meine Kinder. Ich erinnere mich noch, dass wir, die ganze Familie, zu seinem Hotel gehen wollten, aber er sagte: «O nein, ich will doch deine Kinder sehen, Kinder muss man in ihrer eigenen Umgebung sehen.» Das war so schön. Und dann kam er und nahm die Kinder auf den Arm und spielte mit ihnen. Die Kinder waren verrückt nach ihm, denn er war eine ausgesprochene Persönlichkeit.

Der Kontakt mit Otto Frank ist immer erhalten geblieben, auch mit seiner zweiten Frau Fritzi. Er ist wirklich wieder glücklich geworden. Ich habe mich immer gefragt: «Wie kann man so leben, nur in der Ver-

gangenheit?» Aber er hat das dann doch offenbar von sich wegschieben können. Ich glaube nicht, dass er später ein gebrochener Mann war.

Janny Brandes-Brilleslijper.

# Janny Brandes-Brilleslijper

*Mein erster Besuch bei Janny Brandes in ihrer Wohnung an der Amstel beim Theater Carré in Amsterdam begann voller Skepsis. Die Gegend machte mir jedoch Mut. Selbst geboren und aufgewachsen an der Amstel, keine 200 Meter von Jannys Haus entfernt, fühlte ich mich in einer vertrauten Umgebung. Es würde viel Anstrengung und Überzeugungskraft brauchen, um Janny dazu zu gewinnen, ihre Geschichte zu erzählen. Der Direktor des Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie, der nur telefonischen Kontakt mit Janny Brandes gehabt hatte, sagte mir einen mühevollen Weg voraus. Er sollte recht behalten. Viele Gespräche, die letztlich zu einem Verhältnis voller Vertrauen und Freundschaft führten, folgten dem ersten unbehaglichen Besuch. Nach anderthalb Jahren wurde das Gespräch dann innerhalb eines Tages gefilmt.*

*Jannys Beziehung zu Anne und der Familie Frank begann am 8. August 1944, am Hauptbahnhof in Amsterdam, dem Ausgangspunkt der Deportationen zum Lager Westerbork. Sie war verhaftet worden, weil sie Widerstand gegen die Nazis geleistet hatte. In einer jüdisch-sozialistischen Umgebung mitten im Herzen des alten Amsterdamer Judenviertels geboren, heiratete sie einen nicht-jüdischen Mann. Beide haben sie von Anfang an als Antifaschisten den Nazis Widerstand geleistet. Im Sommer 1944 wurde sie zusammen mit ihrer Familie und noch einigen Unter getauchten in ihrem Haus verhaftet, wobei es ihrem Mann Bob und ihren beiden Kindern gelang, zu entkommen.*

*Sie sollte Anne und Margot bis zum letzten Moment, im März 1945 in Bergen-Belsen, erleben. Ihre starke Persönlichkeit und ihr Durchset-*

*zungsvermögen setzte sie bis zum Schluss als Krankenpflegerin ein – soweit man unter diesen erbärmlichen Umständen überhaupt von Krankenpflege sprechen konnte –, weil sie zufällig einmal einen Erste-Hilfe-Kurs mitgemacht hatte.*

*Zusammen mit ihrer Schwester Lientje, der kürzlich in Ost-Berlin verstorbenen Sängerin Linjaldati, Künstlername von Lien Rebling-Brilleslijper, überlebte Janny Auschwitz-Birkenau und Bergen-Belsen. Im Jahr 1946 stellte sie für Otto Frank die Sterbeerklärung seiner Töchter Margot und Anne Frank aus.*

Ich wurde 1916 in der Nieuwe Kerkstraat in Amsterdam geboren, ganz in der Nähe der Weesperstraat. Meine Eltern besassen einen Laden, in dem sie feine Lebensmittel, Delikatessen, verkauften. Ich hatte eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder. Mein Vater und meine Mutter arbeiteten beide schwer im Laden. Wenn Mutter im Laden war, mussten meine ältere Schwester oder ein Dienstmädchen auf die Kinder aufpassen, was nicht heissen will, dass wir zu kurz kamen, denn in unserer Familie herrschte ein festes Band. Vater und Mutter verwendeten jede freie Minute darauf, uns in ihre Angelegenheiten einzubeziehen.

Wir haben nie wirklich mit Autorität zu tun gehabt. Die Nachbarschaft spielte dabei auch eine Rolle, denn wir wohnten im alten Judenviertel, aber religiös waren wir nicht. Wir gingen nie in die Schul[1]. Vater war auf seine Art ein Sozialist. Er sang in der *Stimme des Volkes;* er hatte eine prächtige Stimme und hat uns schon als Kinder Opernarien, die er kannte, vorgesungen. Wenn er sich rasierte, schallte sein Gesang durch das ganze Haus, denn wir wohnten über dem Laden.

Freitag Abend machten sie früh zu, dann wurde die grosse Lampe über dem Tisch angemacht und der Tisch gedeckt. Das war nicht reli-

1 Lehr-und Bethaus

Janny Brandes-Brilleslijper im Herbst 1941 in Amsterdam.

giös, das war Tradition. Wenn wir als kleine Mädchen irgendwo waren und die Leute uns fragten, ob wir zum Essen bleiben wollten, fragte ich immer: «Ist heute Freitag?» Denn freitags gingen wir immer nach Hause. Auch später, als wir grösser und selbständiger waren, gingen wir am Freitag Abend nach Hause und brachten unsere Freunde und Freundinnen mit, damit sie die Atmosphäre erlebten. Mein Vater war ein prima Erzähler und erzählte freitagsabends immer ein Stück aus der Tora[2]. Nicht weil er religiös sein wollte, sondern weil er fand, dass das zu unserer Erziehung gehörte. Er fing mit Adam und Eva an und erzählte alle möglichen verrückten Sachen, die Adam und Eva im Paradies erlebt hatten. Ich habe das alles schon oft meinen Kindern erzählt, wie Eva Adam in den Apfel beissen liess und dann plötzlich Gottes donnernde Stimme kam, die sagte: «Adam, wo bist du», und da sagte Adam: «Oh, Herr Gott, ich bin hier, aber ich traue mich nicht rauszukommen, denn ich bin ganz nackt», – und so begann der Sündenfall.

So haben wir gelernt, wie alles zusammenhing, also zwar gläubig, aber nicht religiös. Im Hintergrund doch ein eigener Gott, denn Gott war nicht anwesend und doch anwesend. Wenn meine Mutter schreckliche Sorgen hatte, rief sie: «Oh, Gottogott, Mutter, hilf mir, bitte.» Sehr typisch!

In dieser Wärme und mit dieser Aufmerksamkeit, trotz allen Drucks durch einen arbeitenden Vater und eine arbeitende Mutter, wuchsen wir auf. Und schon in früher Jugend haben wir gelernt, selbständig zu denken.

Wir waren Mitglieder eines Turnvereins. Meine Schwester hatte eine Freundin, die im Haza'ir war, einer zionistischen Jugendorganisation, und sie hat mich mit hingenommen. Ich wurde auch Mitglied vom Haza'ir, und dort haben wir erstmals erfahren, was Recht und was Un-

2 Pentateuch

recht ist, denn wir hatten eigentlich nie etwas von Diskriminierung gemerkt. Oder von dem, woran die Welt leidet, Rassenhass. Das merkt man erst, wenn man erwachsener wird.

Zum Beispiel in der Zeit, als wir nicht mehr in der Kerkstraat wohnten, sondern in der Marnixstraat. Vater arbeitete auf dem Gemüsemarkt, in Opas Grosshandlung. Im Haza'ir waren Kinder von Intellektuellen und besser gestellten Leuten, zu denen wir eigentlich nicht gehörten, denn wir kamen aus dem Mittelstand. Wir waren zwar auf der besten Schule, die unsere Eltern für uns finden konnten, aber es blieb doch ein Klassenunterschied bestehen. Wir waren im Haza'ir mit den Söhnen und Töchtern von Juristen oder Ärzten aus einem besser situierten Milieu zusammen, und die schauten auf uns herunter, weil wir zwei die Töchter eines Kaufmanns waren. Es hat mir nicht viel ausgemacht, aber ich habe mich empört dagegen gewehrt, denn es war der erste Unterschied, mit dem ich damals als dreizehn-, vierzehnjähriges Mädchen konfrontiert wurde.

Die Tatsache, dass man jüdisch war, hatte man schon kapiert, denn wir wohnten damals in einer ausgesprochen nicht-jüdischen Gegend, in der Marnixstraat, wo der Markt war und wo wir zur Schule gingen. Ich ging an der Prinsengracht in die Schule, in die Elisabeth-Wolff-Schule, in der meine Enkelin auch in der vorbereitenden Schule war, was ich sehr schön finde.

Meine Eltern achteten sehr auf unsere niederländische Aussprache. Meine Kusinen und Vettern, die im Judenviertel wohnten, sprachen viel stärker Amsterdamer Jiddisch als wir. Wir wurden geneckt, wenn die Familie zusammen war. Oft gingen wir zu Opa, der in der Rapenburgerstraat wohnte, neben dem jüdischen Waisenhaus. Wenn wir bei Opa aus dem Fenster schauten, sahen wir die Waisenjungen auf dem Hinterhof. Manchmal kletterten sie die Brandleitern hinauf, und dann wurden sie zusammengestaucht, das war ganz normal.

Wir bekamen auch Anregungen, andere Dinge zu tun. Meine Eltern

waren auf ihre Art fortschrittlich, mein Vater war immerhin Sozialist. Mit den Eltern meiner Mutter hatten sie schrecklichen Streit gehabt, weil sie meinen Vater nicht vornehm genug fanden. Sie sind zusammen weggelaufen und haben vor einem Amtsgericht geheiratet, am ersten Mai, um zu zeigen, was sie davon hielten.

Sie haben ihre Kinder sorgfältig geplant. Der *Nieuwe Malthusiaanse Bond*[3] bestand damals noch nicht, aber nach seiner Gründung wurde Vater Mitglied, zum Beweis seiner Fortschrittlichkeit. Wir sind alle im Abstand von vier Jahren geboren. Meine Schwester ist vier Jahre älter, mein Bruder vier Jahre jünger, genau geplant. Mädchen brauchten in der damaligen Zeit nach allgemeiner Meinung nicht zu studieren, sie mussten einen Beruf lernen. Die Jungen konnten zur Oberschule gehen. Mädchen heirateten, also war es schade, für sie viel Geld auszugeben. Sie mussten jedoch über alles gut informiert sein.

Nach der Grundschule bin ich kurze Zeit in eine Oberschule gegangen, aber weil ich ziemlich wild und nicht ausdauernd war und mein Vater mit meinen Lehrern Streit bekam, durfte ich nicht mehr in diese Schule; auch wohl, weil ich ‚das jüdische Kind' war. Vater setzte sich für mich ein und bekam deshalb Streit mit dem Lehrer, der drehte sich um und sagte: «Dich kriege ich schon noch.»

Mein Vater sagte zu mir: «Du willst nicht lernen, gut, Mädchen, dann geh und verdiene dein Brot. Und wie du das machst, weiss ich nicht, beim erstenmal werde ich dir helfen, dann musst du machen, was du für richtig hältst.» Ich glaube nicht, dass das unvernünftig war von meinem Vater, aber ich war schrecklich böse auf ihn. Meine Schwester Lientje

3 Thomas Robert Malthus (1766-1834), Bevölkerungstheoretiker, der für eine staatlich geregelte Geburtenkontrolle eintrat.

hielt natürlich zu mir, denn wir zogen immer beide an einem Strick, aber ich glaube letztlich doch, dass er recht hatte. Einen Beruf habe ich eigentlich überhaupt nicht gelernt. Ich bin als Vierzehnjährige in einem Nähatelier untergekommen, aber weil ich so ungeduldig war, war das sehr schnell vorbei. Ich habe es dort nur ein halbes Jahr ausgehalten.

Ich habe alles Mögliche gemacht. Zum Beispiel habe ich einige Jahre in einem medizinisch-kosmetischen Labor gearbeitet, was ich sehr interessant fand. Als wir Geld verdienten, konnten wir an Kursen teilnehmen. Ich habe einen Erste-Hilfe-Kurs gemacht – darauf kommen wir später noch zurück –, Englisch, Französisch und ein bisschen Deutsch gelernt, denn wir hatten oft deutsche Dienstboten, daher ging das ganz leicht.

Aber wir haben uns mit der Zeit vom Zionismus, in dem auch Rang und Namen galten, immer weiter entfernt. Meine Schwester hatte einen Freund, und dessen Eltern waren so «nette Menschen». Der Junge war damals auf der Oberschule und sollte Medizin studieren, weshalb seine Mutter meiner Schwester klargemacht hat, dass sie nicht die richtige Partnerin für ihren Sohn sei, der bald Arzt werden würde.

In der Zeit, in der ich im Labor arbeitete, bin ich von einer Zionistin zur Kommunistin geworden. Obwohl das Wort Kommunistin nicht ganz richtig ist. Ich bin eigentlich erst Anfang des Krieges Parteimitglied geworden, und kurz nach dem Krieg sind wir wieder ausgetreten. Marxistin wäre das bessere Wort, denn die Idee von Marx, dass alle Menschen nach ihren Fähigkeiten arbeiten und nach ihren Bedürfnissen verbrauchen sollen, ist doch die richtige Anschauung. Das finde ich immer noch.

In dieser Zeit habe ich Bob kennengelernt, der einen Monat lang bei meiner Schwester wohnte, die Tänzerin bei der *Nationale Revue* war. Er kam

Janny Brilleslijper heiratete 1939 Bob Brandes.

Janny und Bob mit ihren Kindern Rob und Lilo kurz nach der Befreiung.

aus Den Haag und machte hier ein Praktikum. Er hatte ein Zimmer in dem Haus, das Lientje von einem Schauspieler gemietet hatte, als sie für einen Monat mit der *Nationale Revue* im Stadttheater auf der Bühne stand. Ich beschäftigte mich damals mit Volkstanz. Ich war aus der zionistischen Bewegung ausgetreten und war der Meinung, wir müssten uns assimilieren und wir gehörten zu den Arbeitern, nicht zu der begüterten Oberschicht; dass wir kämpfen müssten für eine bessere Gesellschaft.

Bob war im Vorstand der SDC, der Sozialdemokratischen Studentenvereinigung. Wir haben schrecklich viel debattiert; ich war nie mit ihm einer Meinung.

Unsere Ehe war ein seltsamer Zustand. Seine Familie wollte eigentlich nicht, dass ihr ältester Sohn, der noch Student war, ein jüdisches Mädchen heiratete, aber sie haben sich schliesslich damit abgefunden.

Wir mussten heiraten. Ab Januar 1938 wohnten wir zusammen in Den Haag, und 1939 haben wir geheiratet. Zwei Monate nach der Hochzeit wurde Rob geboren. Meine Eltern haben einen Mordsschreck bekommen, denen hat das natürlich überhaupt nicht gefallen. Sie hätten lieber gesehen, wenn es anders gelaufen wäre.

1939 wurden wir direkt mit Hitler-Deutschland konfrontiert. Im ersten Jahr, nachdem wir geheiratet hatten und alleine lebten, bekamen wir schon gleich Untertaucher. Alexander de Leeuw, der Direktor von Pegasus, dem kommunistischen Verlag, war den Winter über bei uns untergetaucht. Damals war die Spannung schon sehr gross, bis zum 10. Mai 1940.

Wir waren schon ein paar Jahre lang davon überzeugt gewesen, dass der Krieg ausbrechen würde, das konnten wir allen Berichten um uns herum entnehmen. Wir hofften aber immer, es würde nicht passieren.

Der 10. Mai war ein prachtvoller Tag, herrliches Wetter, die Sonne war früh aufgegangen, der Himmel war strahlend blau, und wir hörten einen Lärm, einen Krach, Geräusche, die wir nicht mit Worten beschreiben konnten. Wir haben das Radio angemacht, und dann wussten wir, dass es Krieg gab. Wir waren zu Tode erschrocken.

Wir hatten überhaupt keine Erfahrung mit Illegalität, aber es musste sofort alles Mögliche geschehen. Zuerst dachten wir, dass uns die Engländer helfen und die Moffen[4] rausprügeln würden, aber nach einem oder zwei Tagen wussten wir, dass das nicht passieren würde. Wir wohnten in der Nähe des königlichen Palais und haben die königliche Familie mit ihren Autos wegfahren sehen. Und da verstanden wir, dass wir besetzt werden würden.

Die Konsequenzen daraus machten wir uns aber sofort klar. Mit der internationalen Roten Hilfe hatten wir nämlich schon einer Reihe von Flüchtlingen geholfen. Wir versuchten, so viel Menschen wie möglich aus Deutschland herauszubekommen. Wir wussten genau, was uns drohte. Darüber war kein Zweifel möglich, wie wir auch bald erfahren haben.

Geflohen sind wir nicht. Mitten im Krieg haben wir noch die Möglichkeit gehabt, in die Schweiz zu gehen, aber man verlässt seinen Platz nicht. Wenn gekämpft werden muss, dann muss eben gekämpft werden. Das ist noch immer so. Es ist den ganzen Krieg über eigentlich so gewesen. Man kann sich nicht selbst untreu werden. Man kann auch nie anders sein, als man ist, und man kann sich auch selbst nichts vormachen. Wir standen dafür ein. Wir haben getan, was getan werden musste und was wir tun konnten. Nicht mehr und nicht weniger.

Inzwischen hatte Bob eine Anstellung beim Staat; zuerst beim Erdölbüro und später bei der zentralen Nahrungsmittelversorgung, und so ka-

4 mof, moffen – Schimpfwort für Deutsche

men wir über die Runden. Er hat jedoch sein Studium unterbrechen müssen.

Von Anfang an waren wir an illegalen Aktivitäten beteiligt. Von Untertauchen war überhaupt nicht die Rede. Erstens war Bob kein Jude, und zweitens hatten wir ein Kind. Eigentlich bin ich überhaupt nie untergetaucht. Das ist das Verrückte an der Sache. Als Bob im Büro Formulare bekam, auf denen er angeben musste, ob er oder Verwandte von ihm Juden seien, haben wir die zusammen durchgelesen, und ich sehe noch sein angeekeltes Gesicht, als er sie an der Ecke hochhob, den Deckel von unserem Kanonenofen aufmachte und sie langsam in den brennenden Ofen fallen liess.

«Was tust du jetzt?»

Und er sagte: «Ich fülle nichts aus, und du auch nicht. Ich will damit nichts zu tun haben, und was uns passiert, werden wir sehen.»

So haben wir, ohne dass wir das wussten, aus einfacher Empörung den richtigen Weg beschritten, denn ich habe nie meinen Personalausweis abgeliefert. Ich habe bis zu dem Tag, als wir geschnappt wurden, mit meinem eigenen Personalausweis gelebt. Ist das nicht seltsam? Wir hätten eigentlich einer Menge Leute sagen müssen, dass sie vor allem *nichts* tun sollten. Ich glaube schon, dass da ein Kardinalfehler gemacht worden ist, indem die Leute sich gezwungen fühlten, sich selbst zu melden, weil es sonst vielleicht ein anderer getan hätte.

Unser erster Untertaucher war, wie gesagt, Alex de Leeuw, der kurz danach festgenommen worden ist. Die kommunistische Partei ging nach all der Aufregung vom 10. Mai und dem Verhaften-und-wieder-Freilassen von Kommunisten in die Illegalität. Wir hatten schon von unseren deutschen Kameraden erfahren, wie das geht. Aber wir haben natürlich enorme Fehler gemacht, weil wir nicht wussten, wem wir gegenüber-

standen. Schrecklich viele Opfer mussten unsere Ungeschicklichkeit büssen, unsere Unwissenheit und unser Unterschätzen des Bösen.

Denn das Böse war der Faschismus. Er besteht noch! Er ist das grösste Übel der Welt. Das Aufhetzen von Menschen gegeneinander, wegen ihrer Hautfarbe oder Weil einer etwas mehr hat als ein anderer.

Wir widersetzten uns also sofort. Wir wohnten über der Druckerei von Buchheim und Woerlee, wo ein NSB-Blatt gedruckt wurde. Wir hatten ein grosses, freies Obergeschoss, wo wir eine ganze Menge Leute verstecken konnten. Das haben wir auch getan. In unserer Wohnung vervielfältigten wir im ersten Kriegsjahr, sagen wir mal drei Monate, nachdem der Krieg angefangen hatte, ein Blatt mit einer Hand Vervielfältigungsmaschine, bei der man schwarze Hände bekam, denn man musste die Matrizen genau einpassen.

Das Blatt hiess *Signaal* und wurde von uns in Den Haag verbreitet. Wir bekamen eine ganze Menge Reaktionen. Natürlich stand nie eine Adresse darauf, das war zu gefährlich, aber jeder von uns hat mitgeholfen.

Kurz danach mieteten wir im Malerviertel ein Gebäude, um eine Druckerei einzurichten, denn wir brauchten natürlich mehr Platz.

Die Kontakte mit Amsterdam sind durch den Streik im Februar, bei dem schrecklich viele Menschen verhaftet worden waren, fast ganz zerbrochen; nacheinander sind alle Verbindungsmänner eingesperrt worden. Wir hatten doch ein bisschen Angst vor den Leuten, die kamen, denn man konnte nie ganz sicher sein. Man überlegte, ob man denen wohl vertrauen kann? Aber wir mussten den Losungsworten glauben, sonst hätten wir gleich aufgeben können.

Wir lebten also weiter in der Illegalität. Mein jüngerer Bruder, der damals noch in der Oberschule war, durfte nicht mehr zur Schule gehen. Mit einem Freund zusammen hat er einen Fahrradstand aufgemacht.

Dort wurden Post und Päckchen für verschiedene, illegal arbeitende Leute unauffällig hingebracht und abgeholt.

Am 17. August 1941, also nach dem Februarstreik, hatten wir eine Hausdurchsuchung. In Den Haag waren Flugblätter verbreitet worden, mit denen wir zu tun hatten, obwohl zu jener Zeit alle Kontakte ein bisschen weggefallen waren. Ich war mit unserem zweiten Kind schwanger, das bald kommen sollte. Sie haben das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Was sie hätten brauchen können, lag jedoch in den Töpfen in der Küche, oben auf dem Brett. Es war ein ganz alberner Platz. An dem Tag war es schrecklich warm, sie gingen immer wieder in die Küche und tranken Wasser, und jedesmal bekam ich wieder Angst. Die Hausdurchsuchung wurde vom SD durchgeführt, auch Holländer waren dabei. Unheimlich. Sie plünderten unseren Bücherschrank und nahmen ganz läppische Bücher mit. So hatte ich aus meinem Jungmädchenbücherschrank noch ein Exemplar ‚De Kleine Johannes' von Frederik van Eeden stehen. Das Buch hatte mir ein Freund, ein Buchbinder, in rotes Leder gebunden. Das haben sie mitgenommen, nur weil es rot war, denke ich. Sie haben das Bett zerrissen, um zu sehen, ob was drin war. Aber alles, was sie suchten, war in den Töpfen oben auf dem Brett, und in die haben sie zum Glück nicht geschaut. Es ist gut abgegangen. Den ganzen Abend habe ich den Ofen geheizt, um die wertvollen Papiere alle zu verbrennen.

Unsere Tochter wurde drei Wochen später geboren. Es war eine schwierige Zeit. Bob ist an dem Tag untergetaucht, als die Hausdurchsuchung stattfand. Ich hatte keinen einzigen Grund, unterzutauchen. Ich war einfach eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Kurz danach hatte ich meinen Bruder, meinen Vater und meine Mutter im Haus. Das kam so:

Im Winter 1941 /1942 sind wir noch alle zusammen bei meinen El-

tern in Amsterdam gewesen. Das ging damals noch ziemlich gut. Aber im Frühjahr 1942 musste mein Bruder weg. Er wurde von der Polizei vom Jonas Daniel Mayerplein gewarnt, dass er gesucht wurde. Da ist er einfach in den Zug gestiegen und zu seiner Schwester nach Den Haag gefahren, ohne weiter nachzudenken. Wir waren wohl doch einfältig. Danach haben sie Vater als Geisel genommen. Er war halb blind und hatte eine sehr schwere Augenoperation hinter sich. Für uns war er ein sehr alter Mann. Das stimmte nicht, denn er war um die fünfzig oder etwas über fünfzig, aber das mache ich mir jetzt erst klar, wo ich über siebzig bin. Wir haben Vater mit Hilfe von Benno Stokvis herausbekommen, einem halbjüdischen Rechtsanwalt, der bei den Moffen eingeführt war. Als Vater frei war, hat Stokvis gesagt, dass ich meine Eltern untertauchen lassen müsste, denn die Moffen würden bestimmt zurückkommen. Wir Dummköpfe haben sie einfach mitgenommen nach Den Haag, unglaublich. Sie waren bei ihrer Tochter! Kurz danach fanden die grossen Razzien statt. Sie haben immer Glück gehabt bei solchen Sachen, denn in dieser Gegend, der Nieuwe Achtergracht, wo ziemlich viele Leute lebten, die ein bisschen mehr Geld hatten, haben die Nazis bestialisch gehaust.

Wir sind also alle zusammen in Den Haag geblieben. Ich verrichtete noch immer illegale Arbeit, J's aus P. B.'s holen. Ein P. B. ist ein Personalausweis. Das «J» kratzten wir vorsichtig mit einem sehr scharfen Messerchen heraus. Es konnte passieren, dass Leute an der Tür klingelten und fragten: «Wohnt hier Brandes?»

«Ja?»

«Können Sie vielleicht das J aus meinem Personalausweis machen?»

Die Situation war so gefährlich, dass mein Vater in einem bestimmten Moment sagte: «Wenn du nicht sofort damit aufhörst, zeige ich mich selbst an.»

Also musste ein Ausweg gefunden werden. Mein Schwager Jan, dessen Familie in Bergen wohnte, hat dann ein Haus in Bergen besorgt. Ich bekam die Erlaubnis, offiziell nach Bergen umzuziehen. Lient je und ihr Mann Eberhard zogen mit. Er war Reichsdeutscher. In erster Instanz gelang es ihm, für zum Militärdienst untauglich erklärt zu werden, indem er eine Hungerkur machte, die ihm von einem befreundeten Arzt verschrieben wurde. Aber später, beim nächsten Aufruf, tauchte er unter.

Wir bekamen also ein Sommerhaus in Bergen. Und Eberhard und Lient je waren nicht weit entfernt von uns in einem anderen Sommerhaus, das sie ebenfalls durch Jan und Aleid bekommen hatten.

Dann wurde Bergen 1943 geräumt. Wir waren vollkommen ratlos. Was sollten wir nun anfangen? Inzwischen waren wir alle zusammen. Ich hatte ungefähr sieben Leute im Haus. Im Sommerhäuschen bei Lient je und Eberhard waren auch noch zwei Leute. Ausser Juden wurden auch andere geschnappt, Untertaucher oder Leute, die nach Deutschland geschickt werden sollten. Wir haben viele Schiessereien in Bergen erlebt, denn es gab da ein Moffenlager, eine Militärbasis und einen kleinen Militärflughafen.

Wir waren zwar offiziell nach Bergen umgezogen, aber wie kamen wir weiter? Alle Gebiete, in die wir gewollt hätten, waren gesperrt. Da verschaffte uns mein Schwager über Beziehungen ein Haus in Huizen. Es gehörte zwei jungen Mädchen, noch minderjährigen Studentinnen. Jan studierte damals selbst noch. Wir bekamen die Erlaubnis, nach Huizen zu ziehen. Also sind wir – wieder legal – nach Huizen umgezogen.

Bob war inzwischen von seiner Untertauchadresse in Bergen wieder zu uns gekommen. Über Mittelsmänner hatte er seine Arbeit bei der Nahrungsmittelbehörde wieder aufgenommen und kam nach Laren oder

Blaricum. Deshalb hatten wir auch die Erlaubnis bekommen, in Huizen zu wohnen. Es ist alles ganz offiziell gelaufen. Eberhard und Lientje waren inzwischen Frau und Herr Bosch, mit einem Kind, das leicht asthmatisch war, und sie durften mit uns gehen. Sie wohnten halb illegal-legal bei uns, und die anderen Untertaucher, die wir damals hatten, haben wir auch einfach mitgenommen.

Das Haus hiess das Hohe Nest und lag am Driftweg. Ein sehr grosses Haus mit einem grossen Grundstück und einem Stück Wald. Das Gelände ging fast bis zum Wasser. Dort haben wir alle Abenteuer mit unseren Untertauchern erlebt, die ein Mensch nur erleben kann.

Die Arbeit ging einfach weiter. Bob war bei der Nahrungsmittelbehörde und unterschlug Nahrungsmittel für die Illegalität, es brauchten ja alle was zum Essen. Ich habe Kurierdienste geleistet und bin zwischen Utrecht, Amsterdam und Den Haag hin und her gereist, meistens mit einem Kind dabei.

Eines Tages, im Sommer 1944, musste ich nach Amsterdam, zum Einwohnermeldeamt, wo wir Leute hatten, die echte Personalausweise mit Ausweisen von Leuten anforderten, die schon tot waren und von den Leuten im Einwohnermeldeamt nicht als tot registriert waren. Das war eine sehr sichere Art, um den Menschen gute Personalausweise zu verschaffen. Die Leute, die damit geschnappt wurden, haben zur Sicherheit oft gesagt, dass ihr Ausweis gefälscht sei – was er nicht war –, um die anderen zu schützen.

Ich kam wieder in Huizen an, mit meinem kleinen Jungen an der Hand und zwei Taschen Material. Ich war sehr nervös, denn meine Verabredung in Amsterdam hatte nicht geklappt. Wir hatten uns auf dem Roelof Hartplein verabredet. Ich sehe mich noch dort stehen und warten, mit einem Kind von vier oder fünf, das schrecklich ungeduldig wurde. Auf dem Rückweg hatte ich in Weesp Weizen abgeholt. Wir hatten da-

heim ein Zeichen abgemacht. Das war eine grosse chinesische Vase, die vor dem Fenster eines der oberen Zimmer stand. Verabredet war, dass die Vase entfernt würde, wenn irgendwas nicht stimmte, damit derjenige, der kam, wusste, dass die Luft nicht rein war. Denn nicht nur ich allein verrichtete an diesem Tag illegale Arbeit. Wir bekamen an diesem Tag Besuch von verschiedenen Kurieren, die voneinander nicht wussten, dass sie zu uns ins Haus kamen.

Wer uns verraten hat, weiss ich nicht. Sie waren alle drin, als ich mit meinem Weizen ankam. Ich hatte zwar gesehen, dass die Vase weg war, aber meine kleine Tochter war ja ebenfalls drinnen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass man dann wegläuft. Mein Sohn Rob ging zur Haustür, denn ich hatte ihn vorgeschickt, um zu fragen, ob mir jemand schnell die Taschen tragen helfen könnte, die waren schwer, bleischwer. Ich stellte die Taschen in die Sträucher und ging hinterher. Ich klingelte – ein seltsames Gefühl, am eigenen Haus zu klingeln –, die Tür wurde aufgemacht. Ein Mann stand in der Tür und fragte: «Wer bist du?»

Ich konterte sofort: «Darf ich erst mal wissen, wer Sie sind?»

Er zog mich gleich am Arm hinein und gab mir eine Ohrfeige. Rob stand daneben und schrie: «Mam!» Das bringt einen natürlich aus dem Gleichgewicht.

Das war eine schreckliche Lage. Wir hatten in allen Zimmern des grossen Hauses Untertaucher. Mein Bruder hatte in jedem Raum einen geheimen Verschlag gebaut, in dem er oder sie verschwinden konnte, wenn es dicke Luft gab. Wir hatten auch ein Alarmsignal. Unter dem Treppenläufer war eine Glocke, die man mit dem Fuss drücken konnte, und das Signal erreichte jedes Zimmer. Dann wusste man, dass etwas los war. Die Glocke war auch benutzt worden, und die meisten waren in ihren geheimen Verschlägen untergetaucht. Mich hatten sie ja schon, und Lientje und Eberhard waren auch schon unten. Wir haben versucht,

uns über Blickkontakt zu verständigen, aber es gab in diesem Moment keinen Ausweg.

Meine kleine Tochter war krank, sie hatte Fieber, und deshalb hatten wir den Doktor kommenlassen. Er durfte die Kinder mitnehmen, alle drei. Das heisst, auch Katinka ging mit, Lientjes Tochter. Der Doktor schwankte zwischen ja und nein, denn er war nur halb informiert über die Illegalität unseres Hauses, aber schliesslich durften die Kinder mit. Das ist später noch ziemlich schwierig geworden, denn als meine Schwiegereltern die Kinder abholten, haben sie Katinka entführen müssen, da die Moffen dahintergekommen waren, dass sie die Tochter einer unverheirateten Jüdin war. Sie haben noch versucht, das Kind zurückzuholen, was ihnen Gott sei Dank nicht gelungen ist.

Unsere Kinder waren also bei meinen Schwiegereltern, sind dort aber nicht lange geblieben.

Wir wussten, dass die Polizei von Huizen in Ordnung war, und sie hatten Bob auch im Büro gewarnt, er sollte erst später nach Hause gehen. Dann hat ihn der Doktor angerufen, dass er unsere Kinder habe, und Bob hat sie dann zu seinen Eltern gebracht.

Sie haben übrigens tagelang suchen müssen, bis sie alle Leute aus den Verstecken hatten, denn die waren gar nicht so einfach zu finden. Einige haben drei Tage dringesessen. Die hatten einen wahnsinnigen Hunger. Es gab zwar ein kleines bisschen Essen in den Verstecken, aber nicht genügend für drei Tage. Und sie haben ja auch ihre Bedürfnisse verrichten müssen. Schliesslich ist jeder geschnappt worden. Wir sind erst zur Festung Naarden gebrächt worden und später, einer nach dem anderen, sozusagen tröpfchenweise, über die Marnixstraat zur Euterpestraat in Amsterdam. Als sie mich, Loes und Bram Texeira de Mattos und ihre Kinder hinbrachten, waren Lientje und Eberhard schon da. Vater und Mutter sind später gekommen. Wir sind tagelang verhört worden. Eberhard, ein Deutscher, Janny Brandes-Brilleslijper, eine jüdische

Frau, sie verstanden nicht, wie das zusammenhing und wieso der Deutsche dabei war.

Lientje war damals schon weg. Sie haben Eberhard und mich getrennt verhört und versucht, uns gegeneinander auszuspielen. Das ist ihnen aber nicht gelungen. Im Hauptquartier der Polizei liessen sie uns abends beieinander, was unsere Rettung gewesen ist. So wussten wir am folgenden Tag wieder, wie weit wir gehen konnten. Wir haben versucht, so wenig wie möglich zu sagen.

Ich wurde bis zu dem Moment verhört, als Eberhard geflohen ist. Danach haben sie mich in blinder Wut verprügelt, aber nicht mehr verhört. Wenn sie weitergemacht hätten, hätte ich vielleicht Dinge gesagt, die ich nicht hatte sagen wollen. Wir haben keinen verpfiffen. Ich weiss nicht, ob man darauf stolz sein soll oder nicht. Wir haben jedenfalls niemanden in Gefahr gebracht.

Das letzte Mal, als wir aus der Marnixstraat geholt wurden, mussten wir zum Spaarndammerdijk, und Eberhard ist aus dem Gefangenentransportwagen gesprungen. Ich habe den Bewacher so lange festgehalten, bis Eberhard so weit wie möglich die Strasse entlanggelaufen war und ich nicht mehr konnte. Da hat mich der Kerl von sich abgeschüttelt und fing an zu schreien, aber Eberhard war schon verschwunden. Ich wurde auf das Polizeibüro Spaarndam gebracht.

Ich war ohnmächtig geworden, und auf dem Polizeibüro bin ich von den dortigen Polizisten bewacht worden, bis die anderen Kerle wieder da waren und wir zur Euterpestraat zurückfuhren. Dort haben sie schon im Lift angefangen, ihre Wut an mir auszulassen. Hinter dem offenen Gitter des Lifts bin ich verprügelt worden. Sie haben mich schrecklich zusammengeschlagen. Es waren Deutsche. Willy Lages hat mit seinen Stiefeln auf meinen Beinen gestanden. Die sahen schrecklich aus. Aber sie haben mich nicht mehr verhört.

Nachdem sie mich zusammengeschlagen hatten, bin ich vierundzwanzig Stunden lang, für mein Gefühl eine Ewigkeit, im Keller der Eu-

terpestraat eingesperrt gewesen. Als sie mich dort herausholten, dachte ich: «Jetzt werde ich erschossen, na ja, also...» Ich hatte inzwischen in Gedanken von allem Abschied genommen. Und dann ging es zu meinem Erstaunen zum Strafgefängnis am Amstelveenseweg.

Dort stellte sich heraus, dass sie eigentlich nichts wussten. Ich kam einfach in eine Zelle, in der ich ungefähr sechs Wochen lang blieb. Sechs Menschen waren in dieser Zelle, die eigentlich für zwei Personen gedacht war, manchmal sogar acht. Auch eine Tante Bet aus dem Jordaan[5] war da, die verhaftet worden war, eine jüdische Frau, die überhaupt nicht verstand, warum sie geschnappt worden war, denn sie hatte doch nur zwei jüdische Grossväter. Kannst du dir das vorstellen?

Wir bekamen morgens alle eine kleine Schüssel Wasser zum Waschen, und dann rief Tante Betje: «Mädchen, Mösen waschen!» Was haben wir gelacht! Es war nicht nur zum Heulen... Man versuchte doch, sich gegenseitig auf den Beinen zu halten.

Anfang August wurden wir morgens früh aus den Zellen geholt. Es war ein sehr stiller Sommermorgen, das Wetter war schön, die Sonne schien, überall lag Tau, die Kälte der Nacht hing noch in der Stadt. Unter Bewachung fuhren wir vom Amstelveenseweg mit der Strassenbahn zum Hauptbahnhof, gingen durch den Seiteneingang hinein, über die kleinen Steine, zum Bahnsteig.

Gleichzeitig kam eine andere Gruppe Menschen an, unter denen sich die Familie Frank befand. Auffallend war, dass die Mädchen sportlich aussahen, mit Trainingsanzügen und Rucksäcken, als ob sie in die Winterferien fahren würden. Es war eine etwas unwirkliche Situation, die Stille des Morgens und die Menschen, die alle in den Zug gebracht wurden.

Es waren Züge mit Abteilen, an beiden Seiten von Türen abgeschlos-

5 Arbeiterviertel in Amsterdam

sen. Man stieg ein, und dann sass man da. Ich habe die Mädchen aufmerksam betrachtet. Wir haben damals während der Fahrt nicht miteinander geredet.

Als wir in Westerbork ankamen, waren wir alle schrecklich aufgeregt, denn schliesslich wussten wir nicht, wo es hinging. An diesem Tag sind wir alle in die S (Strafbaracke) eingeteilt worden, auch die Familie Frank. Wir hatten natürlich alle unsere eigenen Sorgen. Ich fand meine Schwester und meine Eltern und meinen Bruder wieder, und wir achteten natürlich nicht so auf das, was um uns herum war. Aber trotzdem, so eine Familie mit zwei Kindern ... Wir wussten, dass sie da waren. Sie waren untergetaucht gewesen, und es war schade, dass sie im letzten Augenblick noch geschnappt worden sind.

Ab und zu haben wir miteinander geredet. Zum Beispiel beim Batterienspalten... Das war eine schmutzige Arbeit, deren Sinn niemand verstand. Wir mussten Batterien mit Meissel und Hammer aufhacken und dann den Teer in den einen Korb werfen und den Kohlestab, den man herausholte, in den anderen Korb. Die Metallkappen mussten mit einem Schraubenzieher abgemacht werden und kamen dann in den dritten Korb. Ausser dass man entsetzlich schmutzig dabei wurde, fingen wir alle an zu husten, weil ein bestimmter Stoff ausgeschieden wurde. Das Schöne an der Arbeit mit den Batterien war, dass man miteinander reden konnte. Es war eine so öde Arbeit, dass man leicht Gedanken austauschen konnte.

Ich weiss, dass vor allem meine Schwester Lientje mit der Mutter der Mädchen viel Kontakt hatte, mit Edith Frank. Die Mädchen Frank waren auch da. Wir sassen an langen Tischen und spalteten Batterien. Es wurde geredet, es wurde gelacht. Seinen Kummer behielt man für sich, denn über Dinge tieferer Art sprach man nie, man wusste ja nicht, inwieweit man sich damit gegenseitig in Gefahr bringen konnte.

Wir glaubten schon, dass nie mehr ein Transport Weggehen würde, weil wir durch die IPA – Israelitische Presseagentur, so nannten wir Gerüchte, die aus der Luft gegriffen waren, mit deren Hilfe wir uns aber aufrechterhielten – vom Näherrücken der Russen und dem Vordringen der Amerikaner gehört hatten, und dass die Engländer schon fast bei Arnheim waren. Letzteres stimmte zwar, aber wir wussten es nicht.

Plötzlich kam die grauenhafte Nachricht, dass doch noch ein Transport abgehen sollte, und darüber sind wir alle schrecklich erschrocken. Jeder versuchte, sich dem Transport zu entziehen. Man dachte sich alle möglichen schlimmen Krankheiten aus, denn in Westerbork waren die besten Chirurgen und die besten Ärzte, und sie waren bereit, eine Menge für die Leute zu tun. Aber weil wir in der S sassen, hatten wir kaum Kontakt mit diesen Leuten, nur über Umwege. Eine der IPA's, die wir bekamen, versprach uns, dass die Befreiung nahe sei und es nur noch kurze Zeit dauern würde, bis wir befreit würden. Und wir gingen auf Transport. Die Verzweiflung war umso grösser, weil wir dadurch wenig Chancen hatten, die Befreiung zu erleben.

Wir wussten, dass Auschwitz ein Vernichtungslager war, und hatten keinen Zweifel, was uns erwartete. Wir haben uns alle Mühe gegeben, dem zu entkommen. Wir waren politische Gefangene und versuchten, unser Jüdischsein zu verbergen. Mein Vater war von Benno Stokvis mit der falschen Behauptung aus dem Gefängnis geholt worden, dass meine Mutter, die Gerritse hiess, Nicht-Jüdin sei. Auf diese Art versuchten wir, zu den politischen Gefangenen gezählt zu werden, um nicht in ein jüdisches Arbeitslager geschickt zu werden, weil wir wussten, dass das jüdische Arbeitslager das Ende bedeutete. Das absolute Ende, das war bekannt, denn die Nachrichten waren zwar spärlich, aber es gab sie. Als wir dann auf Transport gingen, hofften wir nur, dass wir nicht nach

Auschwitz oder Treblinka oder Maidanek fuhren, Lager, deren Bedeutung jeder kannte.

In dem Moment, als wir zum Transport aufgerufen wurden, entstand eine Art Panik. Jeder versuchte, sich hinter einem anderen zu verstecken oder über Beziehungen eine Freistellung oder mindestens einen Aufschub zu erreichen. Denn jeder Tag, den man sich retten konnte, würde einen vielleicht beschützen und in den Niederlanden lassen, um die Befreiung doch zu erleben. Alle rannten damals herum. Ich weiss, dass Otto Frank von Pontius zu Pilatus gelaufen ist und die Illusion hatte, nach Theresienstadt gehen zu können, denn es gab eine Menge Leute, die dachten, in Theresienstadt wären sie sicherer und würden mehr Schutz bekommen. Das hat sich als Seifenblase herausgestellt.

Vor dem letzten Transport hat sich also jeder gewaltig angestrengt, sich selbst zu schützen. Wir haben nur versucht, beieinander zu bleiben. Bekannte von uns wollten versuchen, unterwegs aus dem Zug zu springen. Deshalb bemühten wir uns, in ihren Waggon zu kommen, um ebenfalls diese Chance zu ergreifen. Aber mit dem Aufrufen der Namen ging alles durcheinander. In diesem Moment haben wir unsere Eltern zum letzten Mal umarmt.

Mein Bruder ist mit meinen Eltern mitgegangen. Meine Schwester Lientje und ich waren zusammen, weil wir politische Häftlinge waren. Dadurch landeten wir nicht im selben Güterwaggon wie meine Eltern. Wir haben auch keinen Versuch gewagt, zu ihnen zu kommen, weil die ganze Familie bestraft wurde, wenn jemand versuchte zu fliehen. Das gehörte zum System. Wir wähnten uns und unsere Eltern also so sicher wie möglich. Wenn der Krieg nur noch eine kurze Zeit dauern würde, dachten wir, würden sie das wohl aushalten, denn so alt waren sie nicht. Wir haben sie auf dem Bahnsteig in Auschwitz nur noch einmal von Weitem gesehen.

Während der Reise standen wir oder wir versuchten zu sitzen. Es gab Leute, die einen Hocker oder einen Schemel mitgenommen hatten. Jeder hatte Sachen in einer Tasche oder einem Rucksack dabei. Und etwas Geld. Seltsamerweise haben wir das Geld, das wir mitnehmen konnten, später im Lager gebraucht, um uns den Hintern damit abzuwischen. Wir hatten einfach kein anderes Papier. Wir rissen die Zehner in vier Teile, dann hatten wir viermal etwas davon. Das war auch gut so, ein dreckiger Hintern fühlt sich nicht angenehm an.

Aber im Zug war es natürlich noch ganz anders. Wir standen dicht aneinandergedrückt. In den Waggons gab es grosse Ritzen und zwei Gitter mit einem dicken Rost davor, durch die Luft hereinkam. Stand man zufällig an so einem Luftloch, wurde man zwar weniger von dem Gestank belästigt, aber man konnte sich erkälten, weil es so zog.

Die Familie Frank war bei uns im Waggon, aber ich hatte nur Kontakt mit meiner Schwester. Wir schützten uns gegenseitig gegen das Gedränge und die Aggressivität, denn je länger die Reise dauerte, umso grösser wurde die Aggression. Das war nun mal so. Darüber sollte man sich nicht aufregen, denn selbst die liebsten, sanftmütigsten Menschen werden aggressiv, wenn sie lange Zeit auf den Beinen stehen, und man wird müde, so schrecklich müde, dass man sich irgendwo anlehnen will oder, wenn möglich, auf dem Stroh sitzen möchte. Dann sitzt man auf dem Stroh, und sie treten von allen Seiten auf einen, weil man so niedrig sitzt. All die Füsse und der Krach um einen herum machen einen aggressiv,' logisch, und dann fängt man auch an zu stossen und zu schlagen, das ist unvermeidlich. Lientje versuchte, etwas Platz für mich freizuhalten, und ich versuchte, etwas Platz für Lientje freizuhalten. Da, wo die Riegel an der Tür waren, gab es ein Loch, durch das man die Landschaft sehen konnte. Wenn man Glück hatte und es einem gelang, einen Blick hinauszuwerfen, ohne dass man gleich von dem Platz wegge-

drückt wurde, konnte man mal kurz Luft holen und seine Gedanken ordnen.

Mit Gedanken ordnen meine ich, dass man die ganze Zeit beschäftigt war mit: wie kann ich meine Füsse auf dem Boden behalten, kann ich mich jetzt ein bisschen setzen, wie komme ich an den Beinen vorbei, pass auf, dass Lientje nicht gegen diesen Mann stösst, der versetzt ihr sofort einen Faustschlag. Wir waren natürlich nicht die einzigen, die so dachten. Durch das Loch konnte man sehen, wie wunderbar die Landschaft war. Wir fuhren durch prachtvolle Kornfelder. Alles war so friedlich, und das Wetter war so wunderbar, dass man vorübergehend vergass, dass man in einem Viehwaggon war und dass Krieg war.

Wir begriffen nicht, wohin die Reise ging. Uns war gesagt worden, dass wir nach Wolfenbüttel fahren würden, und wir sagten uns, dass wir nie so weit kommen könnten, da die Russen schon kurz vor Berlin standen. So weit nach Deutschland hinein war unmöglich. Also fuhren wir vermutlich überhaupt nicht nach Polen. Nach Polen. Nach Polen zu fahren war unsere Angstvorstellung.

Als wir auf der Rampe in Auschwitz standen, wussten wir, dass wir doch in Polen waren.

Wir kamen im Dunkeln an. Zunächst gingen wir durch die Umzäunung. Das erste, was wir sahen, war das berüchtigte Schild «Arbeit macht freie Es war beklemmend still. Wir gingen an den vielen Wachttürmen vorbei, an den mit Stacheldraht umzäunten Häusern und den hohen Strommasten. Jeder wusste sofort, wo wir waren. Er war so verrückt, dieser Moment des Begreifens: «Ja, hier ist ein Vernichtungslager.» Es war schrecklich schaurig. Wir waren todmüde, denn wir waren vier Tage unterwegs gewesen. In diesem Augenblick fing es an: «Dalli, dalli, dalli, alles hinaus, schneller, schneller, schneller.» Es war ein Bahnhof mit einer Mikrophonstimme. Noch heute bekomme ich auf

dem Bahnhof eine Gänsehaut bei der Stimme, die sagt: «Meine Damen und Herren, dieser Zug hat Verspätung, gehen Sie bitte zu einem anderen Bahnsteig.» Aber damals war es also eine Stimme, die rief: «Alles raustreten, alles Gepäck hinlegen, Frauen auf die eine Seite, Männer auf die andere Seite. Frauen und Kinder, die nicht zu Fuss gehen können, begeben sich zu den Wagen, die für sie bereitstehen.»

Die schaurige Wirkung des grellen, schmutzigen Neonlichts, so ein bläuliches Licht, und der graue Himmel darüber, mehr oder weniger erleuchtet von den Lampen. Und die Männer in blaugestreiften Anzügen, die uns zuflüsterten: «Ihr seid gesund. Lauft.» Sie versuchten, uns zu warnen. Wir verstanden nichts. Wir waren zu müde und zu geschockt und zu sehr aus dem Gleichgewicht, um zu begreifen, was mit uns geschah. Ja, es war eine Art Alptraum, ein Inferno.

Die Namen einiger Frauen wurden aufgerufen, darunter auch Lientjes und meiner. Ein Scharführer stand da, der diese Gruppe Frauen sammelte, noch mal die Namen kontrollierte und uns zwischen all dem Durcheinander gesondert mit hineinnahm. Wir bekamen als politische Gefangene also doch eine Sonderbehandlung. Wir bildeten Gruppen zu zweiundvierzig oder achtundvierzig, das weiss ich nicht mehr, und wurden gesondert gewaschen und rasiert. Niemand schaute, ob es ein Mann war oder eine Frau, die einen rasiert hat. Man wurde auch unten und unter den Armen rasiert, und bei uns packten sie also unsere Haare und schnitten sie kurz, wir wurden nicht kahlgeschoren. Wir wussten damals noch nicht, dass andere kahlgeschoren wurden. Doch wir waren so geschockt durch die Art, wie wir von einem zum anderen geschickt wurden. Wir wurden auch tätowiert. Meine Nummer ist sehr hoch, weil ich zu den letzten gehörte. Das alles dauerte, bis es hell wurde.

Dann wurden wir von einer Aufseherin zu einem Platz in der Nähe von Steinbaracken gebracht, wo wir später auch gewohnt haben. Wir

hatten Hunger, wir hatten Durst, wir hatten schreckliche Angst. Da gab es die Dusche, die Sauna genannt wurde, den dünnen Strahl, unter den man zu fünft ging, wo wir doch so schmutzig waren und uns so gerne waschen wollten, und wo wir nur einen Spritzer abbekamen. Ein Handtuch bekamen wir nicht. Wir wurden durch den grossen Raum gejagt, wo es zog wie die Pest, und bekamen ein Kleidungsstück zugeworfen. Dann haben wir schreckliches Glück gehabt, ganz bestimmt, wir bekamen nämlich gute Holzschuhe, und da wir kleine Füsse haben, gab es für Lientje und mich genau passende Schuhe.

Wir wussten von den Gaskammern. In dem Moment, in dem man in Auschwitz war, wusste man von den Gaskammern. Wie, weiss ich nicht. Aber wir wussten es. Wir sahen die grosse, schwarze Flamme, dicht daneben haben wir gewohnt. Wir haben den Gestank gerochen. Das kann man nie mehr vergessen.

Aber wir wussten nicht, dass wir der Selektion entkommen waren. Wir haben keine Selektion gehabt. Bei uns war eine Frau von 84 Jahren. Das war Luise Kautsky, die Frau von Karl Kautsky, dem bekannten kommunistischen Denker und Politiker. Sie war die erste, die gestorben ist, am selben Tag noch, als wir da auf den Steinen sassen, in der glutheissen Sonne. Es war so heiss, und wir hatten solchen Durst. Wir hatten nur ein Kleid und ein Paar Holzschuhe an.

Das war schon in Birkenau. Der Bahnsteig war in Auschwitz-Birkenau. Wir sind nach Auschwitz hineingekommen und durch Auschwitz hindurch direkt nach Birkenau gebracht worden. In Birkenau sind wir sofort in Quarantäne gegangen. Dort trafen wir auch eine Reihe holländischer Frauen wieder, die im selben Transport wie wir gewesen waren. Im Quarantäneblock, wo wir uns befanden, waren alle Nationalitäten durcheinander. Es gab russische Frauen, italienische Frauen, sogar ein paar Norwegerinnen oder Däninnen.

Die italienischen Mädchen waren ungeheuer streitlustig. Bei den

Französinnen erinnere ich mich an etwas Hübsches. Sie waren völlig kahlgeschoren und fanden ein kleines Stückchen Glas und einen Kamm mit drei Zähnen, und damit kämmten sie nun ihre Augenbrauen und betrachteten sich im Spiegel. Ein Tuch um den Kopf binden und dann schauen, ob sie nicht noch ein bisschen elegant waren.

Das finde ich so herrlich. Die Nazis haben versucht, alle Länder und Völker gegeneinander aufzuhetzen und ihnen die Würde zu rauben, das beste, was ein Mensch besitzt. Da finde ich Leute wie diese Französinnen enorm, die mit etwas Erde ihre Augenbrauen herrichten, um noch ein bisschen gut auszusehen, wirklich das, was die Franzosen *esprit* nennen: die Kraft, nicht aufzugeben und sich nicht unterkriegen zu lassen. Nie.

Im Lager ist es, als ob einem ständig mit einem grossen, schweren Hammer aufs Herz geschlagen wird, auf die Sinnesorgane, dass man halb betäubt ist. Man kann nur versuchen, das, was einem lieb ist, zu beschützen. Das ist das Einzige, was man kann. Dem Gott der Atheisten auf blossen Knien danken, dass man nur mit seiner Schwester zusammen ist und sonst niemand da ist. Und die Beleidigungen, die man ständig aushalten muss, wie Peitschenhiebe. Man ist den ganzen Tag auf dem Quivive, man kann nicht anders, man denkt dauernd darüber nach... Darum haben wir es nie verkraftet. Darum wollen wir, dass es nie jemandem angetan wird, selbst dem ärgsten Feind nicht.

Es ist eine grosse, intensive Spannung. Man wird in seinem ganzen Menschsein verletzt. Man kann sich gut vorstellen, dass man sofort tot daliegen kann. Wenn man zu einer Arbeit ausgesucht wird, wenn man Steine von unten, von den Gruben, nach oben auf die Spitze des Hügels schleppen muss, mit einem Kapo hinter sich, und man hat wie alle anderen versucht, den einen leichten Stein zu nehmen, der aber noch so gross war, dass sie sahen, dass man schleppen musste, dann fühlte man

sich so erniedrigt, so stark verletzt, das kann man nicht mit Worten ausdrücken.

Diese Kapos. Man ist nur ein armer Schlucker, und hinter einem läuft eine Kapo, die einen prächtigen, wollenen Angorapullover und einen kurzen Rock und hohe Stiefel trägt und prachtvoll hochgesteckte Haare hat. Die läuft hinter einem her, mit einer Peitsche in der Hand. Ich will nicht sagen, dass sie alle so waren, aber es stimmt schon, wir haben nicht umsonst die polnischen Kapos so gehasst. Ich mag Angorapullover noch immer nicht.

Kapos waren Mitgefangene. Aber sie kollaborierten mit den Deutschen, das ist das Einzige, was ich dazu sagen kann. Es gab natürlich auch sehr gute Kapos, die jede Gelegenheit nutzten, Mitgefangenen einen Dienst zu erweisen, aber in den Lagern, in denen ich gewesen bin, hätte ich nicht gern Kapo sein wollen. In den letzten Monaten, die ich mitgemacht habe, war es keine schöne Aufgabe, Kapo zu sein. Aber man konnte nicht immer wählen: manchmal wurde man ausgesucht, und manchmal konnte man sich freiwillig melden.

Wir waren, wie gesagt, als erstes in den Quarantäneblock gesteckt worden, weil schrecklich viele Menschen Scharlach hatten, der ja ansteckend ist. Die Verhältnisse in den Krankenbaracken waren so schlimm, dass man sogar an einer gewöhnlichen Halsentzündung sterben konnte. Trotzdem mussten die Leute, die Scharlach hatten, mit zum Zählappell. Die Zählappelle, das ist auch etwas Schreckliches gewesen.

Wir fingen um die Morgendämmerung an, wie spät es war, wussten wir nicht, weil wir keine Uhren hatten, aber wir konnten schätzen, dass es so drei, halb vier war. Es wurde geschrien: «Aus dem Block hinaus, Zählappell!» Und dann wurde an den Pritschen gerüttelt und geschüttelt und geschrien, wir flogen von den Pritschen und rannten hinaus. Wir

wurden von weiblichen Bewachern, den Kapos der Blocks, aus den Baracken getreten. Der Kübel, der Karren, in den wir nachts gepinkelt und geschissen hatten, wurde weggefahren, und beim Verlassen der Baracke bekamen wir in unseren Essnapf einen Schluck lauwarmen Kaffee, das war Muckefuck. Damit konnte man, wenn man sich ein bisschen pflegen wollte, die Zähne putzen und mal kurz die Hände eintauchen und einen Schluck trinken, alles im selben Napf, wir hatten nichts anderes.

Und dann das Antreten in Fünferreihen. Das bedeutete, dass wir ein Karree von Fünfundzwanzig bilden mussten. Man versuchte immer, seine Kumpel zu finden, damit man sich aneinanderlehnen konnte, solange man noch nicht gezählt wurde. Sobald gezählt wurde, streckte man die Arme aus und sorgte dafür, dass man den vorgeschriebenen Abstand einhielt, damit sie die Blöcke von fünfundzwanzig leichter zählen konnten. Und sie passten auf, die Scharführer und die Aufseherinnen und Rottenführer und wie sie auch alle heissen mochten. Sie kamen mit Hunden, die sie fest an der Leine hatten, Gott behüte, wenn sie losgelassen wurden, denn sie bissen zu, diese Mistviecher. Ich liebe Hunde, aber vor einigen Hunden habe ich einen Schreck auf ewig, zum Beispiel vor dänischen Doggen, solche grossen Köter, so falsch wie die Pest, die zerrissen in aller Ruhe vor deinen Augen ein Kind. Schreckliche Tiere.

Sie kamen zum Zählen, und wir standen in Blöcken von Fünfundzwanzig, sie gingen vorbei, schauten zwischen die Reihen und gingen weiter. Auf dem Appellplatz standen ungefähr tausend Menschen, vielleicht auch zweitausend, bis alle gezählt waren. Wenn eine sich geirrt hatte oder wenn ihre Notizen nicht mehr zusammenpassten, fingen sie von vorne an. Und wenn jemand fehlte, dann fingen sie auch wieder an. So standen wir Stunden. Es ist überhaupt nicht verwunderlich, dass Leute, die krank waren, tot umfielen. Die mussten raus, wurden ganz radikal auf die Seite gelegt, dann waren aus den fünfundzwanzig vier-

undzwanzig geworden, und es wurde aufs neue gezählt, gezählt bis zum Umfallen.

Um neun, zehn Uhr ungefähr war der Zählappell fertig, dann durften wir hinein und bekamen – manchmal ja, manchmal nein – einen Schluck Kaffee und ein Stückchen Brot, ganz hart gebacken. Wir bekamen zum Beispiel einen Laib Kommissbrot zu sechst, das bedeutete, dass jede von uns vier Zentimeter Brot bekam. Wir legten einen Faden oder eine kleine Latte darauf und schnitten es ein bisschen ein, danach wurde es dann durchgeschnitten, so dass jede eine Portion bekam. Und wenn eine einen halben Zentimeter mehr hatte, gab es böse Gesichter. Wir schnitten diese Scheibe Brot von, sagen wir mal, vier Zentimetern wieder in dünne Scheiben, so dass wir mehrere Scheiben hatten und länger damit auskamen.

Das Kommissbrot nahmen wir mit zur Arbeit. Man hatte immer sein ganzes Hab und Gut dabei: einen Blechnapf, einen Becher und einen Löffel. Mit einem Löffel war man wirklich reich. Mit einem Löffel und einem Messer war man noch reicher. Wir, Lientje und ich, teilten uns zu zweit ein Messer, aber wir hatten jede einen Löffel.

Es gab einen regen Handel mit allen möglichen Dingen. Wir hatten nicht mehr als ein Hemd und ein Paar Schuhe bekommen. Tagsüber war es schrecklich heiss, aber nachts schrecklich kalt. Die Frauen, die zwei Pferdedecken erobert hatten, zerrissen eine der Decken in vier Teile und banden dann das Stück unter ihr Kleid, auf den blossen Leib, was einem dann doch ein bisschen das Gefühl gab, man hätte eine Hose an. Auf die Dauer gab es natürlich auch Hosen und Strümpfe. Dafür musste man die Brotration sparen. Wir teilten eine Brotration zu zweit, drei Tage später kauften wir erst für die eine, dann für die andere eine Hose; so waren wir allmählich doch ein bisschen angezogen.

Direkt nach dem Zählappell wurden einige den Arbeitskommandos zugewiesen, die stellten sich gesondert auf. Doch gleichzeitig gingen

diejenigen, die nirgendwo zugeteilt waren, mit der Ware, die sie erobert hatten, an den anderen vorbei und boten zum Beispiel ein Paar schöne Strümpfe gegen eine Portion Brot an. So funktionierte der Handel. Das Zahlmittel war Brot oder eine Zwiebel oder eine Handvoll Salz. Alle hatten wir schreckliche Blasen auf der Zunge und schmerzende Lippen von der Trockenheit und dem Vitaminmangel, daher war eine Zwiebel schrecklich viel wert, und ein bisschen Salz, nun, dafür tat man schon einiges. Manchmal passierte es auch, dass man ein bisschen Sauerkraut erobern konnte. Das war dann wie ein Fest.

Lientje und ich waren immer zusammen. Wir sind nur ein paarmal getrennt gewesen, weil Lientje hohes Fieber hatte. Ich ging mit ihr zur Krankenbaracke, wo sie sie behalten haben. Ich hatte grosse Angst und blieb immer in der Nähe, und jeden Augenblick, wenn es möglich war, versuchte ich, zu ihr zu kommen. Denn das Schlimmste, was mir passieren konnte, war, meine Schwester zu verlieren. Nach drei Tagen habe ich sie zurückgeholt. Sie war noch nicht gesund, aber wir haben uns gegenseitig geholfen. Wir haben für einander eingestanden. Unter allen Umständen.

Die Frank-Mädchen haben wir in Auschwitz nur mal kurz gesehen. Wir haben sie erst nach dem Transport nach Bergen-Belsen wiedergetroffen. Sie waren in einer anderen Baracke, und wir begegneten ihnen auch nicht bei der Arbeit.

In Auschwitz haben wir verschiedene Dinge gemacht. Wir arbeiteten in der Weberei oder falteten Plastik für Flugzeuge. Ich weiss noch immer nicht, was das war, eine Art durchsichtiges Plastik. Davon klauten wir auch Stücke und machten Gürtel daraus. Die verkauften wir dann gegen ein Kleidungsstück. Ich kann mich auch daran erinnern, dass wir Schuhe auseinandertrennen mussten. Was sie dann damit machten, das weiss ich auch nicht. Es waren alles Arbeiten, deren Sinn man nicht verstand.

Regelmässig wurde selektiert, direkt nach dem Zählappell. Statt dass wir auseinandergehen mussten, hiess es: alle zu dem Block und dann eine nach der anderen herauskommen. Und dort stand der Tod. Das waren Mengele und zwei andere. Sie sagten: «Du, diese Seite, du, diese Seite. Du hast Krätze, geh doch zum Krätzeblock.» Dann hatte man Glück gehabt, denn es konnte auch sein, dass man nicht zum Krätzeblock kam. Wir wussten, was das bedeutete. Wir haben die Flamme gesehen, die grosse, schwarze, schmierige Flamme.

Die Selektionen fanden nackt statt. Wir wurden in den Block geschickt und mussten uns nackt ausziehen, ob es nun regnete oder nicht, ob die Sonne schien oder nicht. Eine nach der anderen nackt aus dem Block. Mengele betrachtete alle von Kopf bis Fuss, und wenn man Pikkel hatte oder einen Ausschlag, dann konnte man damit rechnen, dass man zu der anderen Seite kam.

Immer herrschte Angst. Vor einer Selektion fürchtete man sich nicht zusätzlich. Selektionen waren normal. Man könnte es mit einer Maus vergleichen, die durch ein Zimmer rennt und von jedem gejagt wird. Diese Panik, nicht mehr das Loch zu erreichen, aus dem sie gekommen ist. Zum Glück mussten wir nicht viele Selektionen mitmachen.

In der ganzen Zeit, in der wir im Lager waren, menstruierte keine von uns. Wir dachten, wir bekämen etwas ins Essen, aber das war vermutlich nicht der Fall. Es ist einfach so, dass eine Frau, die unter dem Existenzminimum lebt, nicht mehr menstruiert. Als ich nach Birkenau kam, war ich unwohl, und danach habe ich nicht mehr menstruiert. Ich habe erst wieder angefangen, als ich ein halbes Jahr zu Hause war. Sehr seltsam.

In der Baracke hausten wir auf Pritschen, die in drei Etagen übereinander gebaut waren. Jede Pritsche war für zwei Personen bestimmt, und eine dreistöckige konnte theoretisch sechs Personen aufnehmen. Aber

so lief es nicht. Denn statt der Länge lagen wir der Breite nach, immer zu fünft oder zu sechst. Das war natürlich ein schreckliches Gedränge, und die hölzernen Gestelle knarrten unter dieser Last. Wenn wir Glück hatten, lag Stroh auf den Pritschen, sonst hatten wir nur unsere Decken, und wir benutzten unsere Fäuste, um den Kopf darauf zu legen. Dein Besitz bestand aus einer Schüssel, einem Löffel und eventuell einem Messer und dem Essnapf, und diese Sachen hat man so fest ineinander geschoben, dass man sie unter den Kopf legen konnte. Wenn man im Essnapf oder im Becher etwas aufbewahrte, wurde es manchmal gestohlen. Ausserdem war nicht nur die Art, wie wir lagen, ein Problem, sondern auch das Schlafen selbst. Es ist ein scheussliches Gefühl, wenn man plötzlich eine Hand unter dem Kopf fühlt, oder noch schlimmer, eine Ratte, die einen beissen könnte.

Es gab nicht nur den körperlichen Kontakt, weil wir wie Heringe im Fass lagen, man versuchte auch, mit den anderen zu reden.

Von Zusammengehörigkeit war nicht immer die Rede. Wir wurden gegeneinander aufgehetzt, und die nächsten Verwandten missgönnten sich oft die paar Kartoffelschalen. Das ist keine Schlechtigkeit. Das war Hunger. Oder Nacktheit. Man wird entmenschlicht, ob man will oder nicht.

Das Gespräch auf den Pritschen drehte sich oft ums Essen. Auch das gesamte Weltgeschehen nahmen wir alle gemeinsam unter die Lupe. Die Frauen um uns herum waren ja Frauen mit Bewusstsein, die wegen politischer Umtriebe verurteilt waren. Neben ganzen Neuordnungen der Welt organisierten wir sehr grosse Festmahlzeiten. Wenn es während einer Festmahlzeit zu laut wurde, kam eine Kapo und sagte: «Jetzt wird nicht gefressen, jetzt wird gestorben.»

Wegen der fehlenden hygienischen Gegebenheiten mussten wir gemeinsam ins Scheisshaus, eine schrecklich grosse, stinkende, schmieri-

ge Latrine. Mir wird noch immer schlecht, wenn ich daran denke, denn es war so entsetzlich schmutzig. Die Haufen lagen sozusagen überall. Man konnte sich nirgendwo festhalten, man konnte seine Füsse kaum irgendwo hinstellen, und man musste doch dafür sorgen, dass man seine Notdurft verrichtete, denn danach mussten wir ‚gesamt austreten', und man konnte nicht mehr weg und musste sich in die Hose machen, sofern man eine hatte. Das passierte allerdings nie, denn wir haben so wenig geschissen, dass es nicht der Mühe wert war, aber pinkeln war unangenehm, dann ist man breitbeinig gelaufen.

An den Hähnen war immer ein grosses Gedränge. Das Verrückte ist, wenn man sich das ganze Leben lang Zähne geputzt und Hände gewaschen hat, dann will man das weiter tun und hat ein grosses Bedürfnis nach einem Schluck, um sich den Mund auszuspülen. Sie schlagen einem den Becher aus den Händen, man muss drängen, um zum Hahn zu kommen, und wenn man dran ist, muss man sich daran festklammern, denn sonst ist man das Wasser gleich wieder los. Man führt mit jeder anderen einen Kampf, doch daran denkt man nicht. Man denkt nur, wenn ich Wasser auf den Lappen kriege, dann kann ich mir vielleicht noch die Hände abwischen. Das einzige, was man denkt, ist, verdammt, kann ich jetzt nicht noch ein bisschen weiter, dass Lientje auch noch hinkommt. Ich bin etwas robuster als meine Schwester, und es war immer so: die eine sorgte für die andere.

Bei uns im Block war Ruth Feldmann, eine Frau, die Oberschwester im CIZ (Centraal Israëlitische Ziekenverpleging)[6] gewesen war. Sie hat sich als Krankenschwester gemeldet und wollte, dass wir uns auch melden. Das haben wir getan.

Ruth Feldmann wurde mal von unserer Kapo in dieser ekligen Latrine in den Dreck geworfen, und meine streitbare Schwester Lientje

6 Zentrale Israelitische Krankenpflege

wurde darüber so wütend, dass sie ihren Holzschuh auszog und der Kapo auf den Kopf schlug. Die Kapo fing laut an zu schreien und versuchte, sie zu packen, doch meine Schwester war schneller und machte sich wie der Blitz aus dem Staub. Es wurde gründlich nach ihr gesucht, aber es gelang ihr, sich zu verstecken; sie hätten sie totgeschlagen, wenn sie sie erwischt hätten. Ruth war schrecklich dankbar dafür und sagte: «Wir müssen versuchen, zusammen zu bleiben.» Aber das ist einfach nicht gelungen. Wir sind zwar alle nach Bergen-Belsen gekommen, aber nicht zur gleichen Zeit.

Nachdem wir uns in den letzten Tagen des Oktobers als Krankenschwestern gemeldet hatten, wurden wir einem Transport nach Bergen-Belsen zugeteilt.

Anfang November wurden wir morgens beim Zählappell aufgerufen. Sie sagten zwar nichts, aber wir fühlten, dass etwas passieren würde. Das war auch so, denn sie wollten das Lager räumen, weil die Russen näherkamen. Das Lager sollte leer sein, aber das wussten wir noch nicht. Als wir damals in Viehwagen aus Westerbork losgefahren waren, hatten wir das Gefühl, dass wir geopfert würden, und das kurz vor der Befreiung. Und wer sollte dann noch wissen, wo wir geblieben waren? Danach brach die Hölle von Auschwitz über uns herein. Und nun sassen wir in der Hölle und wurden wieder auf Transport geschickt.

In unseren Augen konnte es nicht schlimmer werden. Nichts konnte schlimmer sein als Auschwitz. Wir waren schon ausgesucht, um von einem Bahnsteig zum anderen zu gehen, bekamen Brot und ein paar Töpfe mit Wasser mit. Und wieder in die Viehwaggons.

Die Reise hat entsetzlich lange gedauert, denn überall war Fliegeralarm, und unser Zug wurde beschossen. Vermutlich dachten die Engländer, es wäre ein Truppentransport. Dann flüchteten die Bewacher aus dem Zug, was wir aber nicht wussten, und wir sassen drin. Auf den

Bahnsteigen bekamen wir frisches Wasser und manchmal ein bisschen Brot. Wir durften auch mal hinaus. Beim Einsteigen versuchte man dann, unter den letzten zu sein, um so dicht wie möglich bei der Tür zu bleiben, weil man sich da an der Seite ins Stroh fallenlassen konnte, so dass man von einer Seite gegen alles andere geschützt war und durch die Spalten ein bisschen Luft schnappen konnte.

Wir wussten nichts, wir wussten überhaupt nichts. Wir hatten das Gefühl, ziellos herumzufahren. Bis wir in Celle hielten und viele Leute sagten: «Oh, wir gehen nach Bergen-Belsen, das ist mal ein gutes Lager, Leute.» Doch sofort folgte die Ernüchterung. Im strömenden Regen und in der Kälte mussten wir gehen, oh, es war so kalt. Wir drängten uns dicht aneinander, zwei Pferdedecken über zwei magere Mädchen gelegt. Ich sehe uns noch gehen, die paar Kilometer vom Bahnhof Celle zum Lager Bergen-Belsen. Wir gingen durch den Wald und haben tief eingeatmet... hm, Wald, herrlich... Umringt von Bewachern gingen wir durch die Stadt, die Leute haben uns gesehen, uns, die armen Ausgestossenen. Keiner hat versucht, uns zu helfen. Und es regnete und stürmte und hagelte.

Endlich kamen wir in das Lager auf der Heide, hier und da ein Strauch, und wir sassen auf einem kleinen Hügel, zwei aneinandergedrückte Mädchen. Doch da kam noch ein graues Häufchen auf uns zu, und wir warfen die Decken ab und riefen: «Oh, Leute, ihr seid auch da!» Das waren Anne und Margot.

Ich gehe noch immer davon aus, dass sie mit demselben Transport gekommen sind. Es war eine lange, schier endlose Reihe, die ins Lager strömte, und wir sassen schon auf einem Sandhügel im Regen, so dicht wie möglich aneinandergedrückt, die Decken bis zu den Nasen übergezogen. Und dann sehen wir plötzlich zwei Mädchen, auch mit übergezogenen Decken, und man denkt: nun, die haben dasselbe getan wie wir.

Und dann, plötzlich, wird dir warm und du freust dich, denn du siehst, sie haben es geschafft.

In diesem Moment gab es nur Freude. Nur die Freude, sich wiederzusehen. Und wir sind zusammengeblieben, bis wir in die Zelte gingen. Aber auch die Mädchen Daniëls, die wir noch von Westerbork her kannten, haben wir dort wiedergefunden.

Es ist vielleicht ein Schwestern-Komplex, dass uns die Mädchen Frank und auch die Schwestern Daniëls aufgefallen sind. Schwesternpaare oder Mütter und Töchter versuchten immer, zusammen zu bleiben. Das Zusammengehörigkeitsgefühl in diesem Moment, dieses Gefühl, oh, die zwei gibt es auch noch, das hatten die beiden Mädchen auch. Wir empfanden fast so was wie mütterliche Gefühle für sie, weil sie zehn Jahre jünger waren als wir. Im selben Transport fanden wir auch Sonja Lopes Cardozo wieder, und die Tochter von Greetje van Amstel. Wir trafen ziemlich viele der jungen Leute wieder, aber in dem Moment, als wir auf dem Hügelchen sassen, haben wir ein echtes Glücksgefühl erlebt, weil die Kinder noch da waren. Nun waren wir zu Hause, und wir sorgten irgendwie dafür, dass die Kinder in unserer Nähe blieben.

In aller Eile wurden sehr grosse Zelte aufgebaut, denn in Bergen-Belsen hatte man, wie wir später hörten, überhaupt nicht mit diesen Transporten gerechnet. In die Armeezelte wurden Betten geschoben, ein, zwei, drei übereinander. Wir waren durchgeweicht und froren, und sobald die Zelte standen, rannten alle hin. Es gab ein schreckliches Gedränge und Geschiebe, weil alle so schnell wie möglich in die Zelte hineinkommen wollten. Aber wir hielten uns zurück. Irgendwann stritten sich dann die Mädchen Frank, ob sie gleich hineingehen sollten oder nicht, und sie gingen.

Wir waren wirklich nicht immer so lieb zueinander. Manchmal schlugen wir uns fast. Aber die Frank-Mädchen beschlossen also, vor uns wegzugehen. Wir warteten noch eine Weile im Regen und kamen

schliesslich als letzte in die Zelte. Das war unsere übliche Strategie, die schon so oft unsere Rettung gewesen war. Wir mussten ganz nach oben klettern.

In der Nacht stürmte es schrecklich, Blitze und Donner und Regen und Hagel, alles, was die Wettergötter produzieren konnten, kam auf uns nieder und zerrte und schüttelte die Zelte. Zwei oder drei Zelte, auch unseres, klappten zusammen.

In jedem Zelt befanden sich ein paar hundert Menschen. Es gab viele Verletzte und meiner Meinung nach sogar ein paar Tote. Wir hatten Glück gehabt. Weil wir nach oben gekrochen waren und das Segeltuch dort gerissen war, gelang es uns, wieder hinauszukommen. Aber es war ein grosses Durcheinander. Morgens sah es aus wie nach einem Schiffbruch. Überall Menschen und Zeug, Jammern und Pein.

Damals haben wir die Mädchen Frank nicht gefunden, erst ein paar Tage später. Wir wurden in Baracken aus Holz und Stein verlegt. Am längsten waren wir in Holzbaracken. Natürlich machten wir uns auf die Suche nach Bekannten. Nicht speziell nach den Mädchen Frank, sondern nach Bekannten. Wir haben viele gefunden, mit denen wir gesprochen haben, mit denen wir Kontakt gehabt haben, mit denen wir zusammen gewesen sind und mit denen wir alle zusammen mal ein Fest gefeiert haben, oben auf unserem Bett in Auschwitz.

Das Fest galt für Nikolaus, Weihnachten, Chanukka und Silvester und Neujahr zusammen, wir haben alles auf einmal gefeiert. Wir haben so viele Leute wie möglich von denen, die wir kannten und denen wir vertrauten, mit einbezogen.

Um die grossen Festtage zu feiern, haben wir Brot gespart, alles zusammengeschnorrt, was wir kriegen konnten. Ich weiss, dass Lientje vor der Blockältesten gesungen hat. Nur ganz nebenbei, es gab in den Blöcken nicht nur Kapos, sondern auch Blockälteste, die Obrigkeit, der Bürgermeister eines Blocks, der für eine gerechte Verteilung der Dinge

zu sorgen hatte, und die gerechte Verteilung bestand aus: Erst ich, dann ich, dann ich und du ein bisschen und du ein bisschen und dann der Rest vom Block.

Mit dem Singen verdiente Lientje ein paar Scheiben Brot. Die haben wir aufgehoben. Alles, was wir erwischen konnten, wurde aufbewahrt. Wir sassen alle zusammen in einer Steinbaracke oben auf den Betten und haben gesungen.

In der Baracke waren auch viele Ungarn. Sehr viele Ungarn sind vergast worden.

Gleichzeitig mit der Ankunft unseres Transports in Auschwitz-Birkenau kamen sehr grosse Transporte mit ungarischen Männern und Frauen und Zigeunern. In dieser Zeit haben die Schornsteine ununterbrochen geraucht. Dieser schmierige, schwarze, stinkende Rauch, der Schlacken verursachte...

Also in jenem Block in Bergen-Belsen gab es Ungarinnen und Tschechinnen, ich glaube, auch russische Frauen. Und wir sassen da oben auf unserem Bett mit allen Esswaren, wovon wir nicht assen, sondern naschten, und sangen. Darüber möchte ich eine merkwürdige Geschichte erzählen.

Wir gaben uns alle grosse Mühe, nicht zu weinen, obwohl wir mit unseren Gedanken bei unseren Lieben waren. Die holländischen Mädchen konnten fast nicht mehr aufhören zu singen: «Het karretje, dat op de zandweg reed.» In diesem Lied geht es, kurz gesagt, um Folgendes: Der Fuhrmann geht zu dem Pferd, das vor dem Wagen steht, und sagt: Du bringst mich gut nach Hause, mein Freund, mein Freund, du bringst mich gut nach Hause, mein Freund... Und so weiter. Es ist eines der dramatischen, sentimentalen Lieder, die wir in der Schule gelernt hatten, wie auch: «Het zonnetje gaat van ons scheiden», «Een moeder bukt zieh voor God den Heer om haar avond», «Kling klang het klokje», «Het avondgebet». An diesem Abend sangen wir sie alle.

Die Tschechinnen wurden schrecklich kribbelig, weil die Holländerinnen einfach weitersangen und überhaupt nicht mehr aufhörten, und

da riefen sie: «Still, still, wir wollen ein holländisches Lied singen.» Es war so beeindruckend, dass die ganze angestaute Spannung auf einmal weg war und wir alle plötzlich zu weinen begannen. Aber so, dass wir nur noch schluchzten. Es war ein befreiendes Weinen, muss ich sagen. Sie sangen: «Constant had een hobbelpaard zonder kop of zonder staart, zo reed hij de kamer rond, zo maar in zijn... Constant had een hobbelpaard.» Vierstimmig. Und wir sassen da und weinten... Ist das nicht typisch? Es ist so holländisch, die eigene Traurigkeit zu verschweigen und sich zu beherrschen, während durch Einwirkung von aussen die Anspannung gebrochen wird und man plötzlich befreit ist.

Am nächsten Tag war der rote Muller entsetzlich wütend, weil er Weihnachten und Neujahr nicht zu Hause gewesen war. Sturzbetrunken versuchte er, uns von unseren oberen Betten herunter zu prügeln. Mit seiner Peitsche schlug er gegen die Seitenkanten der Betten. Wir wehrten uns mit Händen und Füssen, drückten uns an die Betten, und er erwischte uns nicht. Wenn es nötig war, wehrten wir uns doch!

Die Mädchen Frank und die Mädchen Daniels und Sonja Lopes Cardozo waren da bei uns; wir kauerten auf den Knien auf unserem oberen Bett, und darüber war das schräge Dach. Daran erinnere ich mich sehr genau, so etwas vergisst man nicht.

Eines Tages war Lientje kurz allein weggegangen, und als sie zurückkam, sagte sie: «Janny, du musst mal schnell mitkommen.» Wir gingen zu einem kleinen Block, und dort waren zu unserer Überraschung nur holländische Frauen. Schwester Asscher, Frau Levie-de Zoet, die bei uns gestorben ist, Roosje Pinkhof, Carry Vos. Es waren Frauen, die zu einem Diamant-Sper[7] gehört hatten und von der Lagerleitung im Austauschlager bedroht waren.

7 Sper(re): Im Zweiten Weltkrieg Freistellung von der Deportation, meist für Juden, die eine (für die Deutschen) wichtige Arbeit verrichteten oder eine soziale Funktion innehatten. Diese Freistellungen hatten nur vorläufigen Charakter und konnten jederzeit widerrufen werden.

Alle Frauen wurden den brutalsten Formen von Bedrohungen unterworfen, um ihnen den Kampf um ihre Existenz immer schwieriger zu machen und um immer grössere Spannungen zu verursachen. Eine solche Strafe – eine ganz normale – war zum Beispiel, mit einem Stein in der Hand vor dem Block auf den Knien zu liegen. Mit einer solchen Frau durfte man nicht sprechen, sonst bekam sie Schläge; die bekam sie auch, wenn sie ihren Kopf abwandte. Das ging stundenlang. Dabei sind viele gestorben. Es war überhaupt nicht einfach, am Leben zu bleiben, es war leichter, zu sterben. Man konnte leicht etwas finden, um zu sterben. Und wenn einem überhaupt nichts mehr einfiel, ging es noch leichter, man brauchte nur gegen den Stacheldraht zu laufen. Zahllose Menschen sind gegen den Stacheldraht gelaufen. Ich glaube, dass das kein Geheimnis ist. Menschen, die Abschied genommen haben und gegen den Stacheldraht gelaufen sind. Bergen-Belsen hatte keinen Stacheldraht mit Strom. Oder vielleicht gab es welchen, aber nicht da, wo wir waren.

Diese Frauen, es waren nur eine Handvoll, hatten ihren *Sper* verloren, denn sie mussten jeden Tag eine bestimmte Menge Diamanten abliefern, sonst gingen sie auf Transport. Auch die Männer, die zu ihnen gehörten, sind auf Transport gegangen.

Die Frauen und Kinder waren in einem erbärmlichen Zustand. Schrecklich. Sie waren schon viel länger im Lager, und sie hatten schon viele Entbehrungen aushalten müssen. Immer waren sie mit ihren Familien zusammen gewesen und hatten sich dadurch aufrecht gehalten. Nun fiel das plötzlich weg.

Wir haben sofort angefangen, ihnen zu helfen, indem wir Wasser holten und versuchten, sie zu waschen. Sie waren krank und hilflos.

Es gab nämlich in Bergen-Belsen eine Möglichkeit, sich zu waschen. Wir schleppten das Wasser mit Krügen, Bechern und den Töpfen, aus

denen wir assen, herbei, so dass wir sogar ab und zu Kleider waschen konnten. Es war sehr primitiv, aber es ging. Da wir als Pflegerinnen Zugang zur Apotheke hatten – wir mussten ja unsere Kranken melden –, konnten wir uns etwas freier bewegen und auch mehr tun. Ich habe ganze Hände voll von einem extrem stinkenden Zeug gestohlen, um Wanzen und Flöhe zu vertreiben.

Lientje machte den Vorschlag, ob wir nicht abends in der Schreibstube fragen sollten, ob wir in diesem Block bleiben dürften. Das hat geklappt. Wir blieben also in dem kleinen Block bei den niederländischen Frauen. Schwester Asscher starb darin, aber ihre Kinder Jopie und Bram haben wir heil und gesund mit nach Holland gebracht. Es gab noch eine ganze Gruppe holländischer Kinder, von denen sie nicht wussten, ob es jüdische Kinder waren. Es hätten ja auch Mischlinge sein können, nach denen sich später möglicherweise jemand erkundigen konnte. Diese Kinder wurden durch die Autoritätspersonen, die es gab, so gut wie möglich versorgt.

Wir alle, vor allem die jungen Frauen, gingen regelmässig zu den Kindern, um ihnen ein paar einfache Kindergeschichten zu erzählen. Normalerweise hörten sie sonst nur schreiende Aufseherinnen und Kapos, die darauf aus waren, durch die Kinder Vorteile zu bekommen. Den ganz kleinen Kindern schnitten wir die Nägel und auch mal die Haare. Wir gingen wie besorgte Mütter mit den Kindern um. Glücklicherweise ist der grösste Teil der Kinder ziemlich schnell nach der Befreiung nach Eindhoven gebracht worden. Von einigen Kindern habe ich noch was gehört, aber die meisten habe ich vollständig aus den Augen verloren. Ausserdem denke ich, dass die meisten überhaupt keinen Kontakt haben wollen, weil sie so viel wie möglich vergessen wollen, und das ist wohl auch das beste.

Ich weiss noch, dass auch Anne und Margot sich um diese Kinder kümmerten und dass wir taten, was wir konnten. Denn nicht nur Anne

und Margot, auch die anderen Mädchen, die wir kannten, gingen regelmässig hin, um den Kindern ein bisschen Ausgeglichenheit und manchmal ein bisschen Kultur zu bringen. Es ist sehr wichtig, sich manchmal kurz von dem ganzen Dreck zu befreien, in dem man sich befindet, die Augen zu schliessen und sich abzudrehen. Ich muss sagen, ich habe selbst mehrmals, wenn ich Tote wegbrachte, mich von der stinkenden Grube abgewandt und zu dem prachtvollen Sternenhimmel hinaufgeschaut und gesagt: «O Gott, wenn es dich wirklich gibt, wie kannst du das hier nur geschehen lassen.»

Wir haben sie so gut wie möglich versorgt, aber uns fehlte es ständig an Zeit. Wir rannten uns fast zu Tode, und zu allem Unglück wurde Lientje auch noch krank. Sie bekam Flecktyphus. Frau Levie war eine der ersten in unserer Baracke, die Flecktyphus bekam. Eine Schwester Bronkhorst, auch eine Pflegerin, war in unserer Baracke. Mir fallen zwar manchmal die Namen nicht ein, aber es gab schon Frauen, die das überlebt haben. Frau Levie hat nicht überlebt, Frau de Zoet hat nicht überlebt.

In Bergen-Belsen waren wir in einer etwas günstigeren Lage, denn als Pflegerinnen mussten wir während des Zählappells die Kranken zählen, um sie zu melden. In Auschwitz-Birkenau war es so, dass sie in den Krankenbaracken waren, aber in Bergen-Belsen waren die Krankenbaracken so schrecklich voll, dass die Kranken in ihren Baracken blieben. Bei uns war so ein Block. Wir hatten alle Hände voll zu tun, aber wir liessen nicht nach, Kontakt mit Bekannten zu suchen. Roos je Pinkhof war bei uns im Block, Carrie Vos auch. Die Mädchen Daniëls kamen regelmässig zu uns.

Die Mädchen Frank, diese beiden Dickköpfe, kamen nicht so regelmässig. Wenn wir sie in diesem totalen Chaos von Bergen-Belsen besuchen wollten, konnten wir sie nicht finden, weil ihr Block wieder verlegt war.

Es war ein Chaos, in dem niemand mehr wusste, wer sich wo befand.

Es war eine schreckliche Schweinerei, aber es wurde weiter gezählt... All die Menschen standen auf dem Appellplatz, und wenn ein einziger geflohen war oder vermisst wurde, wurde stundenlang gezählt.

Ich hatte eine weisse Binde um den Arm, und wenn einige Mädchen Wasser holen gingen, dann trug ich den Topf, denn es gab Räuber, die einem das Wasser stehlen wollten. Sie schlugen es einem auch manchmal aus der Hand. Wir gingen sozusagen eskortiert Wasser holen, und es dauerte lange, bis wir es hatten. Es gab auch keine regelmässige Lebensmittelversorgung.

Von ausserhalb kamen Pakete vom Roten Kreuz. Wir haben nie welche bekommen. Ich weiss, dass Frau Boissevain sich grosse Mühe gegeben hat, auch an uns solche Pakete zu schicken, aber sie sind nie angekommen. Nur die Asscher-Kinder bekamen ein einziges Mal Pakete vom Roten Kreuz.

Aufgrund unserer Funktion hatten wir Zugang zu der SS-Apotheke, wo wir sehr vorsichtig Dinge klauen konnten, wie Aspirin, Creme gegen Läuse und andere Abwehrmittel. Von dem, was wir hatten, teilten wir aus, auch an die Mädchen Frank, die nicht zu unserem Block gehörten.

In Bergen-Belsen gab es keine Gaskammer. Aber es gab eine riesige Grube, und dorthin trugen wir unsere Toten. Ich habe immer ein bisschen Mühe mit dem Wort Leiche. Leiche ist für mich nie dasselbe wie ein toter Mensch.

Auch die jungen Mädchen, die noch stark waren, so wie Roosje und Carrie und noch ein paar andere, trugen Tote, in Decken gewickelt, zur Grube. Aber die Decken wollten wir unbedingt behalten, sie wurden sozusagen leergeschüttelt in die grosse, stinkende Grube: Der Gestank war unbeschreiblich. Und dann die Vögel, die hineinflogen.

Anne hatte Flecktyphus. Ich hatte selbst auch Flecktyphus, aber mir ist es bis zuletzt gelungen, auf den Beinen zu bleiben. Ich nahm nur Aspirintabletten, denn ich hatte heftige Fieberanfälle... Es gab so viel zu

tun. Lientje lag krank, Wasser musste geholt werden. Ich versuchte immer erst dafür zu sorgen, dass Lientje Wasser hatte; das war nicht egoistisch, es war normal. Ich fand, ich hätte das Recht, meine Schwester vorzuziehen. Und übrigens hätte ich nicht nach Holland zurückkommen mögen, wenn meine Schwester nicht überlebt hätte. Ich bin erst am Tag der Befreiung zusammengebrochen, so lange habe ich mich trotz Krankheit aufrecht gehalten.

Anne war auch krank und hat sich aufrecht gehalten, bis Margot starb, erst dann hat sie sich aufgegeben, wie so viele. Sobald man seinen Mut und seine Selbstbeherrschung verloren hat...

Wir taten, was wir konnten, aber von einer wirklichen Pflege konnte nicht die Rede sein, sie bestand nur darin, den Kranken etwas zu trinken zu geben, und wenn man Glück hatte, sie ein bisschen zu waschen. Wir konnten den Menschen mit offenen, klaffenden Wunden höchstens einen Papierverband machen, denn es gab kein Verbandsmaterial. Rollen, schmaler als Klopapier, wurden zum Verbinden benutzt. Es gab entsetzlich viele Erfrierungen. Denn wenn man stundenlang beim Zählappell stand, dann waren Zehen und Nasen und die Ränder der Ohren schwarz, pechschwarz.

Die Kranken, unter ihnen die Mädchen Frank, waren, wie gesagt, in normalen Baracken, nicht in der Krankenbaracke. Sie sind zwar mal in der Krankenbaracke gewesen, aber da hat eine die andere wieder rausgeholt, wie wir das auch getan haben.

Unsere Hilfe genügte natürlich nicht, aber mehr als wir taten, konnten wir nicht tun. Ausserdem war Lientje schon krank. Ich habe natürlich den Kindern Geschichten erzählt, ich habe auch, als Lientje krank war, Brammetje und Jopie Asscher zu ihr gebracht und mir Spiele für sie ausgedacht. Lientje hat genauso viel geleistet wie ich, ganz bestimmt. Aber es war einfach ein Kampf. In der Baracke ist Frau Scheermes gestorben, mit ihrem noch lebenden Baby in den Armen. Die Pflege

der Kranken gab uns die Möglichkeit, den Kindern Frank zu helfen, aber auch anderen.

An irgendeinem Zeitpunkt in den letzten Tagen stand Anne in eine Decke gehüllt vor mir. Sie hatte keine Tränen mehr, ach, die hatten wir längst nicht mehr, und sie erzählte, es hätte ihr so gegraut vor den Tieren in ihren Kleidern, dass sie alle ihre Kleider weggeworfen hätte. Es war ein harter Winter, und sie war in eine einzige Decke gehüllt. Ich habe alles, was ich finden konnte, zusammengerafft, um es ihr zu geben, so dass sie wieder angezogen war. Zu essen hatten wir selbst auch nicht viel, und Lientje war schrecklich krank, aber ich habe Anne etwas von unserer Brotration gegeben.

Es sind schreckliche Dinge passiert. Zwei Tage später bin ich hingegangen, um nach den Mädchen zu schauen. Sie waren beide tot!

Erst ist Margot aus dem Bett auf den Steinboden gefallen. Sie war nicht mehr imstande, sich zu erheben. Anne starb einen Tag später. Wir hatten den Zeitbegriff verloren. Es ist möglich, dass es zwei Tage später passierte. Drei Tage vor ihrem Tod hat sie alle ihre Kleider runtergerissen, in schrecklichen Angstvisionen durch den Flecktyphus. Das habe ich schon erzählt. Es war kurz vor der Befreiung.

Ich möchte noch sagen, dass ich mit ungarischen Kommunisten zusammengearbeitet habe. Zwei ungarische Mädchen kamen eines Morgens auf dem Appellplatz auf mich zu und sagten:

«Du bist in dem kleinen Block, nicht wahr, würdest du etwas für uns tun? Wir müssen zur Entlausung, kannst du unsere Koffer für uns aufbewahren?»

«Ja, natürlich», sagte ich. Ich habe sie in Lientjes Bett versteckt. Sie hat obendrauf gelegen. Lientje liess ich immer so schnell wie möglich nach dem Appell wieder liegen. Eigentlich durfte das tagsüber nicht

sein, nur die sehr Kranken durften das. Als die Mädchen zurückkamen von der Entlausung, wollten sie wissen, was ich als Belohnung haben wollte, denn alles hatte ' plötzlich Handelswert.

Doch ich sagte: «Stellt euch nicht so an, das braucht ihr nicht zu bezahlen.»

Sie antworteten: «Hör mal, wir bilden eine grosse Gruppe von fünf Frauenzellen, wir möchten gern, dass du auch mitmachst.»

Die Frauen versammelten sich im Dunkeln bei der Leichengrube, dort kamen die Moffen nie hin... Und dann wurde die Arbeit verteilt. Es gab fünf in der Schreibstube, fünf waren in der Kartoffelküche, und so waren sie überall in verschiedenen Kommandos. Sie versuchten, genau das zu tun, was wir taten, nämlich dafür zu sorgen, dass die Frauen in den Blöcken nach der Arbeit gut behandelt und versorgt wurden. Ich habe erfrorene Füsse für sie verbunden und erfrorene Zehen abgeschnitten, ja, das war einfach die Realität. Sie gaben mir die Gelegenheit, länger in der SS-Apotheke zu bleiben, und zeigten mir die Plätze, wo bestimmte Mittel lagen, die man dann in der Hose oder was man auch anhatte klauen konnte. Und mit denen man dann helfen konnte.

Irgendwann erzählten mir die Mädchen, dass die Befreiung nahe sei. Sie haben auch oft für einen Extrahappen gesorgt, ein Stück rohe Zwiebel etwa oder ein Stück rohe Steckrübe. So tauschten wir Sachen miteinander. Dann erzählte mir eine Botin, dass es die Möglichkeit gäbe, zu fliehen und uns mit etwas Gold zu versorgen, das sie aus der Bekleidungskammer mitgenommen hatten. Dadurch haben wir beide ein kleines Säckchen mit ein paar Goldmünzen um den Hals bekommen, die uns weiterhelfen sollten, wenn wir die Gelegenheit zu fliehen bekämen. Es ist nichts daraus geworden, denn die Engländer waren damals schon ganz nah bei uns.

Die Engländer haben uns eingekreist, als sie hörten, dass das ganze Lager krank und verseucht war. Sie trauten sich nicht hinein und warteten auf die Sanitätstruppen. Die kamen auch bald, aber inzwischen haben die Moffen so schnell wie möglich das Lager geräumt. So kam es zu den Märschen von Bergen-Belsen.

Alle Menschen, die gesund waren, mussten losmarschieren. Die Ungarn sagten: «Versucht mitzukommen, denn das Lager ist untermint, sie wollen es in die Luft sprengen, bevor die Engländer kommen.» Das waren IPA's, und IPA's waren immer nur Schreckensnachrichten.

Plötzlich gab es schrecklich viel Fliegeralarm, und dann war alles still, die Moffen waren weg. Wir haben an diesem Tag nichts zu essen gehabt, doch das erstaunte uns nicht. Die Moffen waren weg! Der Abend, als uns klar wurde, dass die Moffen weg waren, wurde zu einer Orgie. Man kann sich nicht vorstellen, wie das war. Ein Berg Steckrüben lag da, so hoch wie ein Haus. Und in weniger Zeit, als ich es erzählen kann, war der Berg verschwunden. Die Baracken der Bewacher wurden in Brand gesteckt. Bilder von Hitler und seinen Trabanten flogen herum, mit ausgestochenen Augen. Es war eine komplette Orgie. Ich war schon krank. So krank, dass ich mich fast nicht mehr bewegen konnte. In diesem Moment kamen die Moffen wieder zurück. Alle hatten sie nun weisse Bänder um die Arme gelegt. Morgens früh fingen sie an zu pfeifen und zu schreien, und es gab einen Zählappell. Wir hatten gedacht, wir wären befreit, und es war nicht so. Wir gingen also murrend zum Appellplatz. Mit meinem hohen Fieber konnte ich mich nur mühsam vorwärtsschleppen. Im Lager war die Anarchie ausgebrochen. Überall brannte es. Die wenigen Soldaten, die zurückgeblieben waren, schossen auf alles, was sich bewegte. Noch im letzten Moment konnte man erschossen werden.

Die verrücktesten Sachen sind passiert. Menschen, die Teile von SS-Uniformen anzogen und deshalb von anderen ermordet wurden, weil sie

dachten, es wären Moffen. Die verrücktesten Sachen, es ist nicht zu erzählen, so verrückt war das.

Der Kommandant Josef Kramer stieg auf ein Podest und sagte: «Kommen Sie her, kommen Sie näher, kommt, stellt euch um mich, meine Damen.» Es wurde gejohlt lind geschrien, es war überhaupt kein Zählappell, er wollte uns lediglich mitteilen, dass er vorhatte, das Lager an die Engländer zu übergeben, die dicht hinter der Umzäunung standen. Das war der letzte Appell.

Ich habe noch gesehen, wie Josef Kramer von den Engländern verhaftet worden ist. Das hat mir eine enorme Genugtuung verschafft. Wie er in einen Jeep geworfen wurde und einen Tritt in den Hintern bekommen hat und wie ihm die Tressen von der Uniform gerissen wurden und wie die weisse Binde, die sich der Feigling um den Arm gebunden hatte, abgerissen wurde und er wie ein Gefangener gefesselt wurde. Und dann fiel ich zu Boden.

Ich kam wieder zu mir, als zwei Michelinmänner dabei waren, mir die Kleider vom Leib zu schneiden. Ich wehrte mich, nein, nein, dann friere ich. Ich hörte zwar etwas, aber das Surren in meinem Kopf war viel lauter. Dann wurde ich hochgehoben und ohne Kleider in eine Decke gerollt, danach kam ich auf eine Trage und wurde in eine sehr grosse Halle gebracht. Ich dachte, ich wäre in der Hölle. Überall standen Petroleumkocher, und es gab Schweizer Krankenschwestern, die anfingen, mich zu waschen. Um mich herum war nichts ausser zwei Krankenschwestern, die mich betrachteten und miteinander redeten. Ich konnte nichts verstehen, weil es in meinem Kopf summte. Das einzige, was ich sagte, war: «Schneidet mir bitte nicht die Haare ab, mein Mann will mich mit einem kahlen Kopf nicht wiederhaben.»

Das haben sie auch nicht getan. Sie haben mich zwar gesäubert, aber sie haben meine kurzen Haare nicht abgeschnitten.

Danach wurde ich in das grosse SS-Lazarett gebracht, auch noch auf dem Gelände von Bergen-Belsen. Dort begriff ich erstmals etwas von der Befreiung. In meinen Fieberphantasien waren Bob und die Kinder wieder bei mir. Ich hatte Lientje verloren, denn ich hatte keine Sekunde mehr an sie gedacht. Ich war nur mit meinem Durst beschäftigt und warum ich nicht ein bisschen was zu trinken bekam. Bob gab mir eine Flasche Limonade, und dann kamen die Kinder und sagten: «Ätsch! Ätsch! Wir haben sie ausgetrunken.» Ich rief: «Bob, die Kinder ärgern mich, kannst du dafür sorgen, dass sie mich nicht mehr so ärgern?»

Als ich zu mir kam, sass eine Schweizer Krankenschwester an meinem Bett und sagte: «Nun gehst du ja wieder zurück zu Bob.» Und ich fragte mich: Woher weiss sie das?

Ich konnte meine Hände nicht mehr bewegen, meinen Mund kaum öffnen. Aber nach ein oder zwei Tagen ging alles schon wieder besser.

Eine Krankenschwester sass an meinem Bett und sagte: «Du gehst nach Amsterdam zurück.»

«Lientje? Wo ist Lientje geblieben?» fragte ich sofort.

«Wer ist Lientje?»

Ich: «Meine Schwester.»

«Oh», sagte sie, «das weiss ich nicht.»

Damals dachte ich, was soll ich jetzt noch reden, ich sterbe. Ich will nur sterben. Dann habe ich endlich angefangen zu weinen. Die Tränen liefen über meine Wangen, ich fühle sie noch auf mir, ich konnte sie nicht abwischen, weil ich meine Arme nicht heben konnte. Die Tränen rollten über mein Gesicht, ganz und gar freudlos. Sehr seltsam, sehr traurig. Ich wollte sterben, ich wollte nicht mehr leben, denn ich wusste nicht, wo Lientje war. Und nachdem ich tagelang künstlich ernährt worden war, wollte ich nicht mehr essen, nur weinen.

Die Schwester ging zum anderen Ende des Saales und redete mit einem Arzt. Sie hat wahrscheinlich gesagt, ihr geht es sehr schlecht, weil

sie ihre Schwester sucht. Ich hörte, wie sie sagte: «Vermutlich ist sie tot.»

Der Doktor setzte sich zu mir, er war ein Ire, ein roter Ire, er sagte gleich: «Nenn mich Jim. Wo kommst du her?»

«Amsterdam.»

«Hast du Familie?» Er hatte so ein System, einen nur kurze Antworten geben zu lassen. «War deine Schwester bei dir? Weisst du, wo sie geblieben ist?»

«Nein.»

«Hör zu, ich verspreche dir, dass ich sie suchen werde. Aber dann musst du was essen.»

Ein paar Stunden später hörte ich plötzlich Lientjes Stimme. Es ist ein verrücktes Wiedersehen gewesen.

Hinter der Krankenbaracke, in der ich lag, war ein Büro, in das Lientje jeden Tag ging. Sie war in dem Block mit den Gesunden geblieben und suchte mich. Sie war davon überzeugt, dass ich nicht tot war, und sagte sich immer: «Ich finde sie schon.» Sie hatte schon das erste Flugzeug nach Eindhoven gebucht. Das Flugzeug, mit dem die Kinder weggebracht wurden. Sie hatte mit allen Freundschaft geschlossen und gesagt, dass sie Plätze für zwei Personen brauchte. «Meine Schwester, die ist auch irgendwo, die finde ich schon.» Ein Gottvertrauen, das zum Glück nicht enttäuscht worden ist. Sie ging zum soundsovielten Mal an den Glasfenstern vorbei zum Büro, um zu fragen, ob ich schon gefunden sei, und ich hörte ihre Stimme. Danach kam sie durch den Saal, und ich hob meine Hand so hoch wie möglich, und von Weitem sah sie mich. Beide weinten wir schrecklich.

Sie erzählte mir – ich konnte überhaupt nichts aufnehmen von dem, was sie alles sagte –, dass wir mit dem Flugzeug nach Hause führen. Und: «Ich habe ihnen erzählt, wer wir sind. Und als alte Widerstandsleute wird für uns dies und jenes getan... Aber ich nehme dich mit, du musst hier aus dem Bett, sonst klappt der Flug nicht.»

Anschliessend holte sie aus der Baracke der Gesunden zwei kräftige Mädchen, und die trugen mich hin. Dort lag ich dann auf einem unteren Bett und weinte unaufhörlich. Sie versuchten, mir etwas zu essen zu geben. Sie steckten mir ein Stück Brot in den Mund, an dem ich fast erstickt bin. Da haben sie es mir vorgekaut und wieder in den Mund geschoben, und ich bin wieder fast erstickt. Während der ganzen Zeit sind draussen dauernd Jeeps von der Ambulanz herumgefahren. Lientje ging zur Diätküche und fragte, ob sie etwas Diätkost für ihre kranke Schwester bekommen könnte. Man fragte sie, wo ihre kranke Schwester denn herkomme, und Lientje sagte: «Die habe ich aus der Baracke geholt.»

«Oh», sagten sie, «die ist doch noch ansteckend.» Und sie haben mich wieder zurückgeholt.

Jim versprach mir, dass ich nur ein paar Tage bleiben müsse. Sobald ich gesund wäre, würde er dafür sorgen, dass Lientje und ich uns auf den Weg nach Holland machen könnten. Aber das Flugzeug ist ohne uns beide abgeflogen.

Nach meinem Gefühl sind wir eine Woche später losgefahren. Es war eine lange Reise mit Lastwagen. Wir sind so vielen Menschen begegnet. In kleinen Etappen von dreissig bis vierzig Kilometern am Tag reisten wir nach Holland zurück. Lientje ist unterwegs fast noch gestorben, weil sie zwei Pillen geschluckt hat, die ich von Jim gegen meine Herzschmerzen bekommen hatte. Man musste ihr in einem Krankenhaus den Magen auspumpen.

Langsam kamen wir so bis nach Soltau. Dort wurden wir in einem Schuppen untergebracht, einem Flugzeughangar, wo plötzlich, als wir da standen und redeten, einfach eine Luke aufging. Darunter war eine Proviantkammer, voll mit Rosinen, Stangen aus Mandelmus, Marzipan und dergleichen. Wir wurden zwar von den Engländern wirklich gut versorgt, aber das war etwas, was überhaupt nicht auf dem Programm stand. Blitzschnell hatten alle Leute, die sich da befanden und auf dem

Stroh schliefen, die Rosinen und das Marzipan herausgeholt und es untereinander verteilt. Wir waren perfekt im Organisieren. Ein paar Stunden später kam der Kommandant zusammen mit einem holländischen Herrn, auch einem Kommandanten, alles Kommandanten, wir hatten schon alle einen Kommandantenkomplex. Der Kommandant also kam mit einer Anzahl Militär und suchte nach dem Marzipan und den Rosinen, denn eigentlich waren die für – ich weiss nicht, ob es Ostern oder Pfingsten war –, aber sie waren für eine bestimmte Gelegenheit gedacht, und es war beabsichtigt, dass wir alle unseren Teil davon bekommen sollten, aber wir sagten alle ganz unschuldig, dass wir nicht wüssten, wo die Sachen wären. Jemand hatte sich verplappert und gesagt, dass es da einen Vorrat gäbe. Ein anderer fand, dass ehrlich geteilt werden müsse. Wir fanden das nicht. Wir hatten jeder unseren Teil in Besitz genommen, und wir sassen darauf, unter dem Stroh, und haben es auch nach Holland mitgebracht.

Einen Tag später mussten wir auf eine Delegation der niederländischen Regierung warten, die uns in Enschede in Empfang nehmen sollte, doch die ist nie aufgetaucht. Am beeindruckendsten war, dass wir mit Lastwagen über die Grenze fuhren und eine Flagge mitbekamen, die wir in dem Moment entfalteten, als der Schlagbaum aufging. Wir sangen alle aus voller Kehle das Wilhelmus, mit Tränen auf den Wangen. Kommunisten oder nicht, wir betraten vaterländischen Boden. Bei der Ankunft am Drienderweg standen Tausende Kinder mit Fähnchen in den Händen und riefen Hurra. Aber das galt nicht uns, sondern den Lastwagen, die über die Grenze kamen und die Kinder mit Schokolade und Leckereien versorgten, und wir hatten gar nichts zu bieten, wir hatten nur uns selbst. Das war eine sehr grosse Enttäuschung. Ein wenig ernüchtert wurden wir zum Bad am Drienderweg gebracht. Es gab keine Delegation, die uns empfing. Und zum soundsovielten Mal mussten wir wieder entlaust

werden. Bei jedem Zwischenstopp auf dieser Fahrt nach Hause wurden wir entlaust, wurden unsere Kleider kontrolliert, wurden wir erneut verhört. Das war in erster Linie, um die Ansteckung nicht weiterzutragen, in zweiter Linie, um die Leute, die unter dem Deckmantel von Widerstandskämpfern mit uns fuhren, zu entlarven. Die Engländer machten das prima. In Soltau, dem letzten Halt vor der Grenze, haben sie eine ganze Anzahl Leute herausgeholt und früheren Häftlingen übergeben, um sie abzuliefern. Wir haben sie heil gelassen, wir haben ihnen nichts getan.

In Enschede bekamen wir alle einen Gulden. Lientje und ich haben einen Hering dafür gekauft, herrlich. Wir wurden in einem schmutzigen, alten Schulgebäude untergebracht. Dagegen haben wir protestiert. Am folgenden Tag sind wir in eine Art besseres Internat gebracht worden. Dort war als Kommandant einer der Jungen Boissevain, Harry, der mit meinem Schwager Jan zusammengearbeitet hatte. Er kannte mich und versprach, dafür zu sorgen, dass wir schnell nach Amsterdam kommen würden.

Am ersten Abend in Holland bekamen wir *Steckrüben* zu essen!!!

Meine Schwester ist eine sehr eifrige Frau und wollte sofort vor den Repatrianten auftreten. In irgendeinem Gebäude fand sie ein Klavier und wollte darauf üben. Ich war oben in meinem Zimmer. Harry holte mich hinunter und sagte: «Sag nichts zu den anderen Frauen, ihr geht nach Amsterdam. Aber halt ja deinen Mund, sonst bekomme ich hier einen Aufstand.»

Dann sind wir mit einem Zahnarzt, der auf der Suche nach einem Familienmitglied war, mit dem Auto abgefahren. Die Linien waren gesperrt, denn in Nord-Holland herrschten ansteckende Krankheiten, und es gab keinen Durchreiseverkehr. Dieser Mann hatte eine Sondererlaubnis bekommen, nach Nord-Holland zu fahren. Vier Leute fuhren mit: Lientje und ich und eine Frau aus Harderwijk, eine alte Dame, wir fan-

den sie sehr alt, sie war vierundsechzig, und eine junge Frau. Die alte Dame hatte englische Piloten versteckt und dafür im Zuchthaus gesessen. In Harderwijk haben wir ein Fest gefeiert. Die Frau aus Hilversum fand ihr Haus leer. Mann und Kinder – sie hatten jüdische Kinder im Haus gehabt – waren verschwunden.

Je näher wir Amsterdam kamen, desto unruhiger wurden wir. Wir wussten ja nicht genau, wie es dort sein würde. Wir hatten zwei Kontaktadressen, eine war die Adresse von Haakon und Mieke Stotijn in der Johannes Verhulststraat 26. Dorthin fuhren wir zuerst. Es war niemand zu Hause, aber an der Tür hing ein Zettel, auf dem stand: «Falls Lientje und Jannie vorbeikommen, drei Häuser weiter, bei Jopie Bennet, liegt ein Brief für Euch.»

Den haben wir geholt, es war ein Brief von meinem Schwager Eberhard, der schrieb: «Bob wohnt mit den beiden Kindern Amstel 101, und ich wohne in Oegstgeest bei Herrn Blom.»

Wir eilten zu Amstel 101. Weil wir nicht genau wussten, wo es war, begannen wir bei der Berlagebrug und fuhren die Amstel entlang. Ich tat nichts anderes als laut zu schluchzen.

Lientje, wie oft habe ich Lientje beschimpft, beschimpfte nun mich nach Strich und Faden. Sie sagte: «Bist du denn verrückt geworden, jetzt gehen wir endlich zu Bob und den Kindern, und du heulst! Was soll das heissen, bist du verrückt geworden?»

Jedenfalls, wir kamen über die Brücke, und Lientje rief: «Ja, das ist das Haus. Da hängen solche Gardinen wie ihr in Den Haag hattet.» Und ich traute mich nicht, hochzuschauen. Das Auto hielt, und Lientje sprang hinaus und rannte hinein, aber ich kam nicht hinaus, denn ich wollte nicht mehr...

Bob rannte aus dem Haus und hob mich heraus, trug mich hinein, und Lientje stand auf der Schwelle und rief: «Ich muss jetzt nach Oegstgeest, Eberhard ist mit Katinka in Oegstgeest, ich muss jetzt nach Oegstgeest.» Mein Sohn Rob stand auf der Schwelle und rief: «Kinder, Kinder, kommt alle, ich habe wieder eine Mutter, ich habe wirklich eine eigene

Mutter. Papa, ich habe gesagt, dass sie zurückkommen wird, Papa, ich habe die ganze Zeit zu dir gesagt, Mama hat mir versprochen, dass sie zurückkommen wird, siehst du, Mama hält, was sie verspricht.»

Das war das Heimkommen.

Ich hatte einen Mann und zwei Kinder, ich war reich. Ich wusste, was den anderen bevorstand, von denen der grösste Teil nicht zurückkommen würde. Ich habe SOL aufgesucht, die Vorläuferorganisation der Stiftung '40-'45, den Solidaritätsfonds. Dieser Fonds war schon früh zu Beginn des Zweiten Weltkrieges von einer Reihe Menschen gegründet worden, die sich für die Frauen verantwortlich fühlten, deren Männer verhaftet worden waren. Dafür hatten wir feste Zahlmeister, unter anderem Junker Rhijn-vis Feith und Hans Voorhoeve in Den Haag. Im Winter 1941, als ich noch in Den Haag war, haben wir Essen gesammelt, um den Frauen ein paar Extras zuzustecken. Zum Solidaritätsfonds bin ich in den ersten Tagen der Befreiung gegangen. Ich hatte Beziehungen zu Trees Limaire, damals Parlamentsmitglied der SDAP. Bob war im Haus von Trees Lemaire kurz untergetaucht gewesen, und sie war eine gute alte Freundin von uns. Von Trees und ihrer Mutter Marie bekam ich alle Kleider, die sie in ihrem Schrank finden konnten.

In diesen Tagen bin ich auch gleich zum Roten Kreuz gegangen und habe in den Listen nachgeschaut, wer noch lebte und wer nicht mehr lebte. Und ich habe jene angekreuzt, von denen ich wusste, dass sie wirklich tot waren.

Auch Anne und Margot habe ich angekreuzt. Viel später, im Sommer 1945, stand ein langer, magerer, distinguierter Herr, der wie ein Aristokrat aussah, auf dem Bürgersteig. Er schaute durch das Fenster herein, und Bob machte ihm auf. Bob hat oft auf mich aufgepasst, weil mich in der ersten Zeit viele Familienmitglieder aufsuchten, denen ich erzählen

musste, dass ihre Söhne, Töchter oder Männer nicht zurückkommen würden. Das war oft unerträglich. Man war dem überhaupt nicht gewachsen, weil man selbst heil zurückgekommen war.

Und da stand Otto Frank und fragte, ob ich wüsste, was aus seinen beiden Töchtern geworden sei. Ich wusste es, aber ich konnte es fast nicht über die Lippen bringen. Er hatte es schon vom Roten Kreuz erfahren, aber er wollte es bestätigt haben. Er ist auch bei Lientje gewesen. Lientje war schrecklich krank und hatte ein kleines Haus in Laren gemietet. Er ist nach Laren gegangen und hat mit Lientje und Eberhard gesprochen. Und ich musste ihm sagen, dass... nichts von den Kindern übrig war.

Er hat es sehr schwer ertragen. Er war jemand, der nicht so leicht zeigte, was mit ihm los war, jemand, der sich unsagbar gut beherrschen konnte. Er war ein langer, magerer, aristokratischer Mann. Wir haben ihn später oft getroffen. Der merkwürdige Zufall will, dass Annes Manuskript bei Annie Romijn gelandet ist. Und Annie Romijn gehörte zu unserem Bekanntenkreis. Verrückt ist das. Und später ist er oft hier gewesen. Er übernachtete immer im Hotel Suisse in der Kalverstraat, wo meine Verwandten aus Brüssel auch logierten. Das fand ich immer sehr schön.

Das Verarbeiten ist für mich sehr schwer. Eigentlich ging es nicht. Tagelang, nächtelang habe ich mit Bob geredet, bis ihm die Ohren geklungen haben. Bis mir jedesmal wieder die Wut an den Hals sprang. Aber es ist nicht zu verarbeiten, es ist nur weiter von einem weg.

Nochmals, ich habe dies nur erzählt, weil ich vielen Menschen klarmachen will, dass alle Diskriminierung, egal welcher Art, von Übel ist und dass die Welt daran kaputtgehen kann. Wirklich, buchstäblich kaputtgehen. Die Diskriminierung eines Menschen wegen seiner Hautfarbe oder seiner Ohren oder seiner Haare oder Gottweisswas, daran

können wir alle sterben. Denn es braucht nur *einer* zu sagen, der ist schlechter als der, denn er hat... Du kannst selbst einsetzen, was du willst.

Wenn ich es verarbeitet hätte, würde ich nicht solche Schwierigkeiten damit haben. Wir haben gelernt, damit zu leben, und wir haben vielleicht Abstand davon bekommen können. Aber es war eine so unwahrscheinliche und katastrophale Zeit in meinem Leben, dass von Verarbeiten keine Rede sein kann. Bei einer kleinen Bewegung oder einem kleinen Geräusch oder dem Geruch von angebranntem Essen bin ich wieder da, wo ich gewesen bin. Man kann darüber reden, aber niemand kann es einem abnehmen. In dieser Hinsicht haben die Faschisten einen weltweiten Sieg errungen. Wir müssen dafür sorgen, dass es nie mehr geschieht...

Rachel van Amerongen-Frankfoorder.

# Rachel van Amerongen-Frankfoorder

*Ich kannte Rachel und ihren Mann Eddy van Amerongen, den früheren Direktor und Redakteur der Zeitung ‚Nieuw Israelitisch Weekblad', schon einige Jahre, bevor ein gemeinsamer guter Freund mir von Rachels Erfahrungen in Konzentrationslagern erzählte.*

*Rachel und Eddy liessen sich mit ihren beiden Kindern 1950 in Israel nieder. Fast jedes Jahr fliehen sie vor der Hitze und verbringen den Sommer in den Niederlanden. Die Niederlande bedeuten ihnen noch immer sehr viel, besonders Rachel, und nicht nur wegen der Kühle im Sommer.*

*Als ich sie anrief und vorsichtig fragte, ob es wahr sei, dass sie Anne Frank im Konzentrationslager gesehen habe, war es, als hätte ich auf einen Knopf gedrückt. In dem langdauemden Telefongespräch, das folgte, erzählte sie mir einen wichtigen Teil ihrer Erfahrungen. Später erfuhr ich, dass sie selten über ihre Vergangenheit sprach. Ich weiss bis heute nicht, warum sie das nun trotzdem tat.*

*Unser Kontakt, der schon lange vor dieser Zeit entstanden war, ist durch die Aufnahmen zum Film, die im Sommer 1987 stattfanden, sehr intensiviert worden.*

*Den ersten Kontakt mit Otto und Anne Frank hatte sie in Westerbork.*

*In Bergen-Belsen war sie in derselben Baracke wie Anne und Margot Frank. Im Februar 1945 wurde sie nach Raguhn transportiert und schliesslich in Theresienstadt befreit.*

Ich wurde im Niederländisch-Israelitischen Krankenhaus an der Nieuwe Keizersgracht im Jahr 1914 geboren und wuchs an der anderen Seite der IJ in Amsterdam-Nord auf, wo wir in der Nachtegaalstraat wohnten. Ich verlebte eine behütete Kindheit in einer sozialistischen Umgebung. Mein Vater war Typograph. Ich hatte zwei Brüder, die mit ihren Frauen jämmerlich im Konzentrationslager umgekommen sind, ebenso wie meine Eltern. Ich habe immer gewusst, dass der Nationalsozialismus in Deutschland für die Juden sehr schlimm war und dass es das Ende bedeutete, in die Hände der Nazis zu fallen.

Im Krieg arbeitete ich illegal. Es gelang mir, durch Beziehungen Lebensmittelkarten im Börsengebäude auf dem Damrak zu besorgen, die ich an Untergetauchte, Juden und Nicht-Juden, weitergab.

Auf dem Weg von Rotterdam nach Amsterdam wurde ich im Zug von einem niederländischen SS-Mann verhaftet. Ich sehe ihn noch vor mir, klein, mit roten Haaren und einem roten Schnurrbart; ich würde ihn sofort überall herausfinden. Die Deutschen wussten nicht genau, warum ich verhaftet wurde, aber der Niederländer hatte gesehen, dass mein Personalausweis nicht hundertprozentig war. Er war, wie sich herausstellte, ein Fachmann auf diesem Gebiet.

Zuerst wurde ich zum Polizeibüro am Hauptbahnhof gebracht, danach war ich ungefähr drei Wochen im Gefängnis am Amstelveenseweg.

Alle Gefangenen wurden von dort nach Westerbork transportiert, wo wir sofort in einen Overall gesteckt wurden, Holzschuhe bekamen und zur S-Baracke, der Strafbaracke, geführt wurden. Die Männer wurden kahlgeschoren und mussten eine Mütze tragen. Es war natürlich schrecklich, denn man dachte immer an seine Familie, die ja nichts mehr von einem hörte und wusste.

Rachel van Amerongen-Frankfoorder zu Beginn des Krieges am Telefon

In den ersten paar Tagen arbeitete ich in ‚den Batterien'. Nachdem ein Transport Westerbork verlassen hatte, wurden Frauen für den notwendigen Innendienst gebraucht, und ich machte mich an die Arbeit. Das bedeutete Schrubben, Klos putzen und neue Transporte in Empfang nehmen, Overalls und Holzschuhe austeilen.

Manchmal mussten wir Menschen empfangen, die in den Arbeitsbaracken kein Essen bekommen hatten. Schon klapprig wurden sie hereingebracht, und wir mussten ihnen Essen austeilen. Danach war man frei und konnte mit ihnen sprechen.

Der Innendienst war sehr beliebt, aber ich selbst habe mich nie darum bemüht, diese Arbeit zu bekommen. Unsere Gruppe bestand aus sechs Frauen, darunter Mien Vitali, die Frau des italienischen Schornsteinfegers.

In der S-Baracke traf ich Leo Beek. Er war mein Personalchef im Bijenkorf[1] gewesen, wo ich dreizehn Jahre lang gearbeitet habe. Ein sehr grosser, gut aussehender Mann, unnahbar und hochmütig, aber nun war ihm der Glanz genommen. Er ging mühsam gebückt in den Holzschuhen und war überhaupt nicht mehr so gross.

Er war verhaftet worden, obwohl er gemischtrassig mit Cissy van Marxveldt, der bekannten Schriftstellerin von Mädchenbüchern, verheiratet war. Das hat ihn jedoch nicht retten können, denn er arbeitete an hinein militärischen Plan – er hatte einen hohen militärischen Rang –, einem Befreiungsplan für die Niederlande. Dabei ist er erwischt worden und landete in Westerbork in der Strafbaracke, wo ich ihn traf. Trotz der traurigen Umstände war er entsetzlich froh, und ich auch.

Das war ein Mann, den man, wenn man ihn auf dem Gang im Bijenkorf traf, noch nicht mal versuchte anzuschauen, weil er eine so strenge Ausstrahlung hatte. Damit war es hier völlig vorbei. Nun war er

1 Bekanntes jüdisches Warenhaus in Amsterdam

so menschlich, wie es nur ging. Leider ist er nach ein paar Wochen standrechtlich erschossen worden.

Es gab noch mehr Leute, die ich kannte. Leo Cohen, früher Kommissar der Polizei in Amsterdam, war ein sehr guter Freund von mir. Er hat uns später noch besucht, und mit seiner Witwe haben wir noch immer einen sehr guten Kontakt.

In der S-Baracke traf ich auch die Familie Frank: Otto Frank, seine Frau und die beiden Kinder. Otto Frank kam mit Anne zu mir und fragte, ob Anne mir helfen dürfe. Anne war sehr nett und fragte mich auch, ob sie helfen dürfe. Sie sagte: «Ich kann alles Mögliche, ich bin doch so geschickt.» Sie war wirklich reizend, ein bisschen älter als auf dem Foto, das wir von ihr kennen, fröhlich und heiter. Die Entscheidung lag leider nicht bei mir, und ich schickte sie zur Barackenleitung. Mehr konnte ich in dieser Sache nicht tun.

Ich nehme an, dass sie nach ein paar Tagen mit ihrer Schwester und ihrer Mutter in der Batterienabteilung landete, denn dort gingen so ziemlich alle Frauen hin. Ausser einer, Lien van Os, die beim Kommandanten arbeitete. Sie war eine sehr grosse, riesige Frau, die jeden Morgen vom OD (Ordnungsdienst) abgeholt wurde und dann in der Garage das Auto des Kommandanten putzen musste. Sie war eine der ersten, die später im Lager an Typhus starb.

Jeder war zum Arbeiten eingeteilt; ich denke, dass man gern die Innendienste machte. Das ist eigentlich logisch. Man brauchte nicht hinaus, nicht in den Regen, nicht in den Matsch. Batterien reinigen war nicht so angenehm, Klos putzen auch nicht, aber man wollte das lieber, und ich glaube, dass Otto Frank das auch gern für Anne wollte. Deshalb kam er mit Anne zu mir, nicht mit seiner Frau und nicht mit Margot. Ich glaube,

dass Anne sein Augapfel war. Otto Frank war ein besonders netter und freundlicher Mann, man fühlte, dass dieser Mann bessere Zeiten gesehen hatte. Es war eine feine Familie.

Otto Frank und seine Frau habe ich danach nicht mehr gesehen. Ich dachte, sie wären in die freie Baracke verlegt worden. Die Leute fanden es sehr wichtig, aus der Strafbaracke wegzukommen. Mir bedeutete das nicht so viel, denn man war gefangen – wo man auch war. Ich habe mich nie darum bemüht, denn ich dachte: «Und was dann?» Ich hatte ja gesehen, dass die Leute aus der freien Baracke genauso gut auf Transport gingen. Wir hörten von Leuten, die nach Bergen-Belsen gingen, einem Lager mit einem sehr guten Namen, und nach Theresienstadt zu kommen, schien das absolute Plus. Mich liess das gleichgültig, ich wollte nur eins: Freiheit.

Es war immer schrecklich, wenn ein Transport ankam. Man musste die Kleider der Menschen in Säcke stopfen, die unter der Aufsicht von Abraham van Witsen in ein Magazin gebracht und in Regalen gelagert wurden. Wenn Leute einem Transport zugeteilt waren, musste man ihre Sache wieder holen und zurückgeben – immer eine scheussliche Arbeit. Das war alles sehr, sehr schlimm. Schlimme Konfrontationen. Man wusste ja, wo immer sie auch hingingen, es würde tödlich sein.

Das stand mir deutlich vor Augen, und ich denke, dass die meisten Menschen das auch wussten. Niemand wagte es auszusprechen. Aber jeder wollte gerne so lange wie möglich in den Niederlanden bleiben. Das fand ich auch das wichtigste an Westerbork, wie grauenvoll es auch war.

Mein Kontakt mit Otto Frank war, wie viele Kontakte in Westerbork, sehr kurz. Später habe ich die beiden Mädchen leider wiedergesehen. Leute, die aus der Strafbaracke verlegt wurden, sah man nicht wieder.

Leute, die auf Transport gingen, sah man selbstverständlich nicht mehr. Abends wurden die Namen der Leute aufgerufen, die weggingen, und immer war die Angst da, ob man unter ihnen war. Immer wieder der Gedanke: Hoffentlich kommt die Befreiung schnell. Denn wir hörten Berichte, dass die Befreiung nahe sei. Es war ein Wettlauf mit der Zeit, und wir hofften alle. Leider ist diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen.

Einige Tage, bevor wir auf Transport gingen, wurden die politischen Gefangenen, Leute, die im Widerstand gewesen waren, ganz offiziell bei Gemmeker, Aus der Fünten und Fischer, vorgeführt. Dort wurde ihnen die Anklageschrift vorgelesen, und sie konnten gehen. Damals bekam ich schon ein scheussliches Gefühl, dass etwas Einschneidendes passieren würde. Das war vor dem letzten Transport am 3. September 1944. Abends wurden die Namen vorgelesen. Meiner war auch dabei. Ja, da wusste man, man verliess die Niederlande und konnte ruhig alle Hoffnung fahrenlassen.

Wir sind in Viehwagen transportiert worden, mit Holpern und Stolpern, und überall wurde angehalten. Schon bald wurde mir klar, dass wir nach Polen fuhren.

Es gab eine sehr peinliche Sache in diesem Waggon, man musste seine Bedürfnisse ganz offen verrichten. Ab und zu gab es einen Gentleman, der sich kurz vor einen stellte, was an sich auch wieder peinlich war, aber man war doch froh, dass man vorübergehend den Blicken entzogen war.

Bei uns war ein Koloss von einem Mann, sein Name war Loew, ein Pole, und weil er so gross war, konnte er durch das Gitter vor dem Fenster schauen, oben in dem Viehwagen. Er konnte ungefähr erkennen, welche Route zurückgelegt wurde, und als er seinen Heimatort erkannte, wurde er ganz aufgeregt. Da begriffen wir, dass wir in der Nähe von Auschwitz waren.

Bei unserer Ankunft in Auschwitz stürmten so viele Dinge auf uns ein, die nur mit Mühe zu erfassen waren. Es ging einem der Begriff von Gut und Böse verloren. Unsere Namen wurden aufgerufen, Männer, Greise, Kinder, junge Mütter mit Kindern wurden von uns getrennt. Wir wurden in ein kleines Büro gebracht, in dem Frauen sassen, ganze Reihen von Frauen. Wir mussten unseren linken Arm entblössen und bekamen eine Nummer eintätowiert. Meine Nummer war 88410.

Wir mussten unseren Mund aufmachen, denn das Gebiss mit Goldzähnen und Füllungen wurde registriert. Alles Dinge, die so seltsam und überwältigend erniedrigend waren. Da fühlte ich mich eigentlich bereits wie ein Tier, einem Tier schaut man doch auch immer ins Maul.

Danach kam, was ich erst im Nachhinein verstand, die Selektion. Lange Reihen wurden gebildet, und da stand, glaube ich, Mengele. Wissen tue ich es nicht, er hat sich nicht vorgestellt. Nach links, nach rechts. Vor mir stand Frau van Schaik, die musste nach links. Ich schaute ihr nach und bekam einen heftigen Schlag von dem Mann, der uns selektierte. Er fragte mich: «Willst du auch auf diese Seite?» Dann schob er mich nach rechts, denn da gehörte ich hin, rechts. Frau van Schaik ist es zum Glück später gelungen, sich zu uns zu gesellen. Wie, weiss ich nicht. Sie sagte, sie hätte schreckliche Szenen erlebt.

Dann ging es nach Birkenau, dem Frauenlager, unserein Bestimmungsort. Ich traf auch Frau Kautsky, die Witwe von Karl Kautsky, dem führenden deutschen Sozialisten, der 1933 in die Niederlande geflohen und dort gestorben war. Nach ein paar Tagen habe ich sie nicht mehr gesehen. Ich fühlte mich ganz natürlich sehr zu dieser Frau hingezogen.

Wir wurden in Baracken geführt, ja, schon wieder Tierkäfige. Dort mussten wir den ganzen Tag bleiben, keine Arbeit, überhaupt nichts zu

tun. Das schwierige für mich und viele andere war, dass man nicht rausgehen konnte, wenn man ein menschliches Bedürfnis verrichten musste. Fürchterlich. Wir waren zusammen mit polnischen, tschechischen, französischen, belgischen und ungarischen Frauen – ein richtiger Mischmasch. Viele Frauen, mit denen man auf Transport gegangen war, hat man nicht mehr gesehen. Ob sie in anderen Baracken waren, wussten wir nicht.

Das schreckliche, auch in Birkenau, war jedesmal wieder dieser Appell. Jedesmal wieder hinaus, manchmal ganze Sonntage in Kälte und Regen, oft auch nackt, denn man wurde kontrolliert: jede Schramme, jedes Pickelchen konnten den Tod bedeuten. Die polnischen Frauen, die schon länger mit dieser Art Selektionen konfrontiert waren, drückten sich. Wir Niederländerinnen verstanden so etwas nicht. Wir standen Appell, ganz brav. Wohin hätte man auch gehen sollen. Angenommen, wir hätten uns gedrückt, wir wären doch sofort geschnappt worden. Das lag nicht in uns, wir konnten das einfach nicht.

In unserer Gruppe war eine nette, rothaarige Frau, Julia, die in Konflikt kam mit Hanka. Hanka, eine Kapo von sechzehn oder siebzehn Jahren, ging ziemlich grob mit uns um, sie schlug uns mit einem Stock. Jedesmal mussten wir uns wieder aufstellen, und immer wieder stimmte es nicht. Wir wurden gezählt, und wenn, Gott behüte, eine fehlte, dann wurde wieder gezählt, erneut gezählt, bis in die Puppen. Das Zählen war besonders wichtig, wenn wir auf Schrammen und so weiter kontrolliert wurden, dann musste die Anzahl genau stimmen. Dann musste sie die Anzahl der Personen in eine Liste eintragen.

Julia konnte es nicht ertragen, dass Hanka uns so behandelte, sie wehrte sich und sagte:

«Was glaubst du denn, wer du bist? Wenn wir hier herauskommen, werde ich einen der wichtigsten Männer der Niederlande heiraten.» Sie

überlebte das Lager und heiratete später den Diamantenhändler Jo Ascher.

Nachdem Julia Hanka derart entgegengetreten war, erzählte Hanka, dass ihre Eltern auf dem Platz, wo sie stand – und sie deutete auf den Platz –, ermordet worden waren, totgeschlagen, und sie fuhr fort: «Ich bin schon seit Jahren hier, und ihr kommt gerade erst hier an.»

Ich glaube, dass Hanka ein sehr verzeichnetes Bild von den Niederländern hatte. Wir niederländischen Juden hatten ja tatsächlich ein sehr behütetes Leben geführt. Wir konnten uns entwickeln, wie wir wollten, und lernen, was wir wollten, sofern wir die Möglichkeiten hatten. Das konnte sie als polnische Jüdin natürlich nicht. Sie sah nur eine Gruppe niederländischer Frauen, gut ernährt und gesund und noch lange nicht hungrig. Als sie das erzählt hatte, bekam ich wohl Verständnis für sie. Ich habe ihr ihr Benehmen vergeben. Ich nehme an, dass sie überhaupt nicht wusste, wo die Niederlande lagen, ein sehr fernes Land, von dem sie vielleicht noch nie gehört hatte. Und dann kam da eine Gruppe Frauen, die noch nichts mitgemacht hatten, und das gefiel ihr nicht.

Neben uns sahen wir ein abgegrenztes Gelände, nur mit Zigeunerfrauen und Kindern, schreiend, kreischend. Am nächsten Tag waren sie nicht mehr da. Wir verstanden, aber wussten noch nicht genau, was los war. Das haben wir erst später gesehen.

Denn auch wir wurden verschiedene Male in eine grosse Halle gebracht, wo wir unsere Kleider ausziehen mussten und danach desinfiziert wurden. Der penetrante Geruch verfolgt mich bis heute. Er ist ganz eigenartig, der Geruch der Desinfektion. Danach in die Sauna. Das war das erste Mal, dass ich dieses Wort hörte, in einer ganz anderen Bedeutung als der heutigen, aber ich kann es noch immer schlecht aushalten, wenn ich es höre. Dort mussten wir uns wieder hinsetzen, entkleidet, und dann gingen wir in das berüchtigte Bad mit den Duschen. Beim er-

sten Mal wusste ich nicht genau, was es bedeutete. Es kam Wasser heraus, sonst könnte ich es jetzt nicht erzählen.

Das zweite Mal sah ich durch ein Gitter – sie arbeiteten sehr mit Gittern, die Nazis – Mädchen, die in Todesnot schrien, dort hinter den Gittern. Die waren wahrscheinlich schon dort, wo sie vergast werden sollten. Da wussten wir es. Wir hörten es auch. Und man sah schliesslich die ganze Zeit den Schornstein mit einer grossen Flamme, man roch das verbrannte Fleisch und man sah die Trostlosigkeit. Es war ein schreckliches Dasein.

Im Waschraum, den es doch gab, manchmal mit, manchmal ohne Wasser, traf ich Fräulein Leopold. Sie hatte auch im Bijenkorf gearbeitet und war eine sehr elegante Dame gewesen, die immer wunderbar aussah. Sie war Chefin der Kunstabteilung. Nichts war mehr übrig von ihrer Eleganz, nichts mehr. Sie wusch sich dort, sie war mager und sah schrecklich aus.

Dort traf ich auch Bella Fierlier. Über sie will ich etwas mehr erzählen. Bella arbeitete auch im *Bijenkorf*, wie viele andere Juden. Sie war bei mir im Büro, ein einfaches, simples, liebes, verträgliches Mädchen von sechzehn Jahren. Jetzt war Bella plötzlich eine alte Frau geworden, mit wissenden, alten Augen. Sie war schon viel länger da als wir. Ich sah sie jeden Tag und sprach immer mit ihr. Eines Tages kam sie zu mir, um sich zu verabschieden. «Ich komme, um Abschied von dir zu nehmen, meine Nummer ist heute aufgeschrieben, ich gehe durch den Schornstein.»

Obwohl ich da war, obwohl ich damals schon wusste, was in Birkenau los war, war das eigentlich das Allerschlimmste, was mir passiert ist. Es war erschütternd, es war tragisch, es war furchtbar. Ich versuchte, sie zu trösten: «Ach, Bella, woher weisst du das denn, vielleicht geht es gut ab, das weiss man doch nicht.» Da sagte sie: «Ich weiss es, morgen

gehe ich durch den Schornstein.» Dasselbe Kind, das unschuldige, liebe, nette Mädchen, sprach diese Worte, und das kann ich nie, bis zum heutigen Tag nicht, vergessen.

Auf dem grossen Appellplatz wurden uns auch die grausamsten Hinrichtungen und Folterungen vorgeführt. Wir mussten mit dem Elend konfrontiert werden. Wir sahen den Galgen, wir sahen Wagen mit Leichen, gezogen von sich bewegenden Leichen, Skeletten mit Seilen über den Schultern, die sich mit dem Wagen vorwärtsbewegten, unter den Orchesterklängen des Liedes ‚Rats, kuch en bonem. Nach dem Krieg konnte ich dieses Lied nicht mehr hören.

Ganz besonders erinnere ich mich auch an Marcelle Wertheim-Citroen. Sie verwendete ihre kleine Portion Margarine nicht, um sie mit dem Stück Kommissbrot zu essen, sondern um ihr Gesicht damit einzufetten. Diesen Anblick fanden wir alle tragikomisch. Es hat Marcelle nicht geholfen, wir haben sie nie mehr gesehen.

Auch mit Elly de Jong, die in Mischehe mit einem Kunstmaler verheiratet war, hatte ich viel Kontakt. Sie stammte aus gutem Hause. Ihr Vater war Besitzer einer Zuckerplantage, und sie war von einer Gouvernante erzogen worden, was sie eigentlich sehr peinlich fand, denn sie hatte sozialistische Ideen. Sie erzählte mir eine erschütternde Geschichte. Als sie jünger war, hatte sie mal einen Wahrsager aufgesucht, dem sie etwas von sich selbst geben sollte, ein Kleidungsstück. Sie hatte so schnell nichts bei der Hand und gab ihm deshalb einen Handschuh. Der Wahrsager sagte: «Nein, ich kann Ihnen nichts sagen, gehen Sie schnell weg, ich kann es Ihnen nicht sagen, was ich sehe.» Diese Begebenheit sah sie jetzt wieder ganz deutlich vor sich, und sie verstand, was er gesehen hatte. Die Menschen haben nach ihrer Vergangenheit gegriffen, nach solchen Dingen.

Wir hörten Gerüchte von der Befreiung, von Russen, die näherkamen, und wir dachten alle: «Wenn wir nur nicht im letzten Augenblick in die Gaskammer kommen.» Flugzeuge flogen über uns weg, und ich schaute ihnen immer nach. Ich dachte: «Warum, warum bombardieren sie diese Lager nicht?» Ich machte mir klar, dass das auch unser Ende bedeuten würde, aber es schien mir doch viel würdiger, als in die Gaskammer zu gehen. Es ist nicht passiert. Warum nicht? Eine offene Frage.

Die Alliierten haben es doch wissen müssen, das war uns allen klar. Und dass sie uns einfach verrecken liessen, nichts taten, und auch die Züge einfach fahren liessen, nach Auschwitz, nach Birkenau, immer weiter, obwohl sie es wussten!

Jetzt wissen wir, dass ihnen der Krieg viel wichtiger war als die Juden. Die offene Frage ist hiermit wohl beantwortet.

Ich habe immer die Vögel beneidet, die wegfliegen konnten. Es schien mir so phantastisch, fliegen zu können, hinzugehen, wohin man wollte, und das konnte man in diesem Lager nicht mehr. Vögel sind das Leitmotiv in allen Lagern gewesen, Vögel sah man überall, sogar in Auschwitz, sogar in Birkenau und auch in Bergen-Belsen, wo es so schön grün war und zugleich so grauenhaft grau.

In Auschwitz herrschte noch kein Hunger bei uns niederländischen Frauen. Man bekam nicht genug, aber man war doch noch gut ernährt durch Westerbork, wo man keinen Hunger hatte, weil es dort Menschen gab, sogar in der Strafbaracke, die Pakete bekamen. Auch ich bekam dort mal ein Paket. Man wurde gefüttert, und was der eine nicht hatte, hatte der andere. In der Strafbaracke in Westerbork hatte eine sehr gute, solidarische Atmosphäre geherrscht. Auch in Auschwitz und Birkenau habe ich wenig unter dem Hunger gelitten.

Wohl sah ich Skelette, Menschen, die allmählich völlig ausgemergelt waren. Sie wurden Muselmänner genannt. Aber ich habe keine genaue

Vorstellung davon, wie es mit ihnen so weit kommen konnte und warum sie noch nicht in die Gaskammern gekommen waren.

In Auschwitz hielt ich mich nie mit der Frage auf, wie ich lebend hinauskommen könnte. Ich hatte mich mit dem ständig rauchenden Schornstein und der Flamme vertraut gemacht. Ich wusste nichts. Ich wusste überhaupt nicht, warum ich Appell stehen musste, warum ich nicht dort war, in dem Flammenmeer. Ich habe nie begriffen, wie auch nur eine einzige Person entkommen konnte.

Dass Menschen in die Gaskammern hineingingen, kann ich nicht begreifen, das war zu viel. Davor musste man sich verschliessen, denn jede Sekunde konnte es einem auch passieren. Wenn sie etwas an einem entdeckten, wenn man nur, sage ich mal, nicht auf dem Platz war, wo man stehen sollte, dann wusste man noch nicht mal, ob nicht deine Nummer notiert wurde. Es brauchte wirklich keinen Anlass, um notiert zu werden, siehe Bella, siehe Fräulein Leopold, die ich täglich traf. Was hatten sie falsch gemacht? Die Chancen waren gleich, sie jetzt, man selber bald.

Ich glaube eigentlich, dass dieses Gefühl der Unwirklichkeit Teil meines Überlebens war: Abstand von mir selbst, Abstand von der Situation, Abstand vom Essen. Denn das Dasein war so schwierig, sich aufrecht zu halten, ein bisschen Mensch zu sein, das bisschen, was nötig war, um noch ein Gespräch zu führen. Aber Gefühle vom Tod, die sind so schwer zu beschreiben. Wenn man die Skelette vorbeigehen sah, das war ein so grauenhaftes Schauspiel, dass man es überhaupt nicht auf sich selbst beziehen konnte, das Mitleid mit jenen Menschen war Mitleid mit sich selbst, und das wollte ich absolut nicht. Denn wenn man damit anfing, dann ging es schrittweise bergab. Und das war eigentlich meine Stärke, das wollte ich bestimmt nicht. Ich wollte nicht untergehen, obwohl ich wusste, dass die Wahrscheinlichkeit dafür hundertprozentig war. Das ist gerade das Verrückte, dass wir nicht alle in die Flamme ge-

gangen sind. Noch immer finde ich das befremdlich. Ich denke zum Glück nicht jeden Tag daran, aber es gibt doch Momente, wo ich das einfach nicht verstehen kann.

Wir waren sehr froh, dass wir Auschwitz verlassen konnten, wir kamen auf Transport nach Bergen-Belsen. Die Russen waren in der Nähe, und die Nazis wollten uns weghaben. Es ist natürlich doch seltsam, wenn man nüchtern darüber nachdenkt, warum es zu diesen Transporten kam, wo sie doch alle Möglichkeiten hatten, unserem Leben ein Ende zu setzen.

Zu der Gruppe, die nach Bergen-Belsen ging, gehörten viele Frauen, die ich in Birkenau kennengelernt hatte, daneben noch einige, die ich noch aus Westerbork kannte. Etliche Frauen aus unserer Gruppe blieben zurück. Jedesmal gab es wieder neue Zusammensetzungen, und wenige niederländische Frauen gingen den gleichen Weg wie ich.

Vor unserer Abfahrt entstand plötzlich Unruhe in Auschwitz. Es gab Gerüchte, dass die Russen in der Nähe seien. Bedeutete das eine beschleunigte allgemeine Ausrottung, alle in die Gaskammer? Oder gab es ein Fitzelchen Hoffnung auf Befreiung, obwohl man sich schwer vorstellen konnte, wie diese stattfinden sollte! Vernichtung war schliesslich der Zweck von Auschwitz und Birkenau. Die Gaskammer musste arbeiten, und der Schornstein musste rauchen.

Wir gingen auf Transport, und anfänglich war man natürlich sehr froh. Weg aus dem täglichen Grauen, der Aussicht, vergast zu werden. Vielleicht eine bessere Chance, vielleicht eine Chance zu leben. Wir bekamen alle einen Brocken Brot mit einem Stück Margarine und ein Stück Ziegenkäse, schrecklich, den kannten wir Niederländerinnen nicht und fanden ihn richtig widerwärtig. Ein lebhafter Handel mit Ziegenkäse und Knoblauch fand statt. Die Polinnen waren verrückt nach Knoblauch

und waren bereit, ein Brot gegen eine Zehe Knoblauch zu tauschen. Wir niederländischen Frauen haben daran nicht so teilgenommen, denn Knoblauch war damals ein unbekannter Artikel für uns.

Jede Zugreise – diese ebenfalls – war mit Spannung, Angst und schrecklichen Bedingungen verbunden, denn man wusste nie, wie lange es dauern würde, man wusste nie, wohin es ging, das wurde einem natürlich nicht gesagt. Es war kalt, bitter kalt, und wir waren selbstverständlich nicht gut gekleidet. Und diese Unsicherheit, wie lange es dauern würde. Viele Leute dicht zusammengepfercht in einem solchen Zug, Reizbarkeit. Niemand konnte seine Bedürfnisse lange zurückhalten, also gab es Gestank, Elend und Geschrei unter den Leuten. Man war immer zu dicht zusammen, man hatte nie einen Platz. Tagelang im Waggon zu sein und immer ein Soldat mit Gewehr am Eingang. Wir schliefen auch manchmal, aber meistens war keine Rede davon.

Bergen-Belsen, wo wir schliesslich ankamen, sah sehr schön aus, es war grün, und es gab Bäume. Die Natur war prächtig, besonders nach dem tristen Grau von Auschwitz.

Bergen-Belsen war nicht geplant für so viele Frauen. Wir kamen in ein anderes Lager als das bestehende. Wieder waren wir Strafgefangene und wurden in ein sehr grosses Zelt gestopft, das nur flüchtig zusammengebaut war. Viele hundert Frauen. Aber ein heftiger Sturm brachte das Zelt zum Einsturz, und wir wurden mitgerissen. Durch den Regen war aus dem Boden ein kalter Schlammbrei geworden. Viele von uns bekamen Blasenentzündungen und Durchfall. Ein schreckliches Chaos.

Wir verstanden nichts von dem, was uns nun wieder geschah. Wir schauten uns an. Es gab wenig niederländische Frauen, ja, aber die anderen waren mir genauso lieb.

Einige Tage blieben wir in diesem eingestürzten Zelt. Inzwischen wurde für uns Unterkunft in bestehenden Baracken gefunden. Wie das ging, weiss ich nicht, ich habe auch nicht darauf geachtet. Man wurde

transportiert, man wurde getrieben, es wurde einem nichts gesagt, man machte es einfach. Man war nicht mehr als eine Art Herdentier. Wir landeten in Baracken und wurden immer zwei und zwei zusammengestopft. Ob man sich kannte oder mochte, spielte keine Rolle, so musste es sein. Man suchte sich sofort einen Platz. Fand man einen, war man froh genug. Es war wichtig, so gut wie möglich mit der Bettnachbarin zurechtzukommen. Meistens gelang das auch.

Ich lag oben, mit einem Margulies-Mädchen. Abends ging sie zum Stacheldrahtzaun, der nicht weit von uns war und hinter dem sich das sogenannte freie Lager befand. Dann kam sie mit ein bisschen Senf zurück. Bis dahin wusste ich nicht, dass das so lecker war, denn ich bekam auch einen Schleck von diesem Senf ab, er war besonders schmackhaft. Sie ging jeden Abend dorthin.

Das wirkliche Hungergefühl habe ich so weit wie möglich beherrscht. Ich habe Frauen darüber reden hören, vor allem auch bei uns in der Baracke, was sie alles essen würden, wenn sie wieder frei wären. Ein Ei, Rührei oder Spiegelei, ganze Mahlzeiten mit mehreren Gängen wurden zubereitet. Mir wurde fast schlecht dabei und ich habe gedacht: Das nicht, dem will ich mich nicht ausliefern.

Mein Trachten war vor allem auf Freiheit gerichtet. Ich sah nicht ein, dass ein Butterbrot mehr oder weniger meine Rettung sein würde. Ich hatte von Anfang an, seit meiner Verhaftung im Zug, damit gerechnet, dass dies das Ende sei. Also war jeder Tag, den ich noch lebte, ein Gewinn. Hungergefühle nützten nichts. Nicht dass ich keinen Hunger hatte, natürlich, wir hatten alle Hunger, aber mir stand immer das Bild der Freiheit vor Augen. Ich hatte Angst um Mann und Kind, und diese Angst beherrschte mich vollkommen. Dieses Gefühl der Angst nahm eigentlich den grössten Platz im ganzen Gefangensein ein. Was war schon eine mühsam erworbene Brotscheibe, wenn man dafür zum Stacheldrahtzaun

gehen musste und ähnliches, zu Leuten, die man nicht kannte? Ich habe das einfach bleibenlassen. Ich hatte auch Angst, bestraft zu werden, wenn ich erwischt wurde, und ich wollte meine Kräfte sparen.

In der Baracke traf ich Anne und ihre Schwester Margot wieder. Ihre Eltern waren nicht da. Nach ihnen fragte ich auch nicht, weil man eigentlich wusste... angesichts der eigenen Erfahrung mit Eltern, Brüdern und so weiter, ja, man vermutet etwas, mehr nicht. Die Mädchen Frank waren fast unkenntlich dadurch, dass ihnen die Haare abgeschnitten waren, sie waren viel kahler als wir, warum das so war, weiss ich nicht. Und sie froren, genau wie wir alle. Es war Winter, und man hatte keine Kleidung. Die besten Voraussetzungen, krank zu werden. Sie waren besonders schlimm dran. Sie wurden von Tag zu Tag schwächer. Trotzdem gingen sie jeden Tag zum Zaun des sogenannten freien Lagers in der Hoffnung, etwas zu bekommen. Sie gingen sehr entschlossen hin. Ich bin fast sicher, dass sie jemanden trafen, den sie kannten. Sie gingen ein grosses Risiko ein, denn es war verboten, und unsere Kapos waren alles andere als bequem. Manchmal bekamen sie ein Päckchen zugeworfen. Dann kamen sie aufgeregt zurück, waren sehr glücklich und assen den Inhalt vergnügt auf. Aber man sah ihnen an, dass sie sehr krank waren.

Die Mädchen Frank waren schon stark abgemagert und sahen schrecklich aus. Sie zankten sich oft wegen ihrer Krankheit, denn dass sie Typhus hatten, war deutlich, das sah man, auch wenn man früher nie etwas damit zu tun gehabt hatte. Typhus war das Kennzeichen von Bergen-Belsen. Sie bekamen diese ausgehöhlten Gesichter, Haut über den Knochen. Sie froren schrecklich, weil sie die ungünstigsten Plätze der Baracke hatten, unten an der Tür, die ständig auf und zu ging. Man hörte sie dauernd schreien: «Tür zu, Tür zu», und diese Rufe wurden jeden Tag etwas schwächer.

Man sah sie wirklich sterben, beide, zusammen mit anderen. Aber

das Traurige war natürlich, dass diese Kinder noçh so jung waren. Ich fand es immer schrecklich, wenn Kinder noch überhaupt nichts vom Leben gehabt hatten. Sie waren die Jüngsten bei uns, wir anderen waren alle etwas älter.

Die Erscheinungen von Typhus zeigten sich deutlich bei ihnen: das langsame Wegebben, eine Art Apathie, vermischt mit Aufleben, bis auch sie so krank wurden, dass es keine Hoffnung mehr gab. Ihr Ende kam. Ich weiss nicht, wer eher hinausgetragen wurde, Anne oder Margot. Ich sah sie plötzlich nicht mehr, so dass ich annehmen musste, dass sie gestorben waren, denn schau, besondere Aufmerksamkeit habe ich ihnen nicht geschenkt, weil so viele andere da waren, die auch starben. Als ich sie nicht mehr sah, habe ich angenommen, dass sie gestorben sind, dort unten auf dem Bett. Eines schönen Tages waren sie nicht mehr da, eines schlechten Tages eigentlich.

Die Toten wurden immer hinausgetragen und vor die Baracke gelegt. Wenn man morgens hinausgelassen wurde, um zur Latrine zu gehen, musste man an ihnen vorbei. Das war immer genauso schrecklich wie der Gang zur Latrine selbst, weil allmählich jeder Typhus hatte. Vor den Baracken stand eine Art Schubkarren, in den man sein Bedürfnis verrichten konnte. Manchmal musste man diesen Schubkarren auch zur Latrine bringen. Das war sehr, sehr schlimm. Vermutlich bin ich auf einem dieser Gänge zur Latrine auch an den Leichen der Schwestern Frank vorbeigegangen, an einer oder an allen beiden, das weiss ich nicht. Ich habe damals angenommen, dass auch die Leichen der Mädchen Frank vor die Baracke gelegt wurden. Und dann wurden die Haufen wieder weggeräumt. Es wurde eine grosse Grube gegraben, da wurden sie hineingeschmissen, so kann man es wohl sagen. Das muss ihr Schicksal gewesen sein, weil es mit anderen Menschen auch so gelaufen ist. Ich habe keinen Grund anzunehmen, dass es mit ihnen anders abgelaufen ist als mit allen anderen Frauen, die bei uns in dieser Zeit gestorben sind.

Damals bekam ich Nachricht, dass eine Frau van Amerongen jemanden suchte, der auch Amerongen hiess. Es war nämlich so, dass die Diamantenhändler aus dem sogenannten freien Lager auf Transport gingen und ihre Frauen und Kinder nicht mehr geschützt waren. Ich ging hin und fand dort meine Schwiegermutter. Von da an ging ich jeden Tag hin, bis es mir verboten wurde, weil ich beim Appell vermisst worden war. Man sagte mir, dass ich das nicht mehr tun dürfe, weil es die anderen in Gefahr brachte. Deshalb ging ich nicht mehr rüber, bis ich erfuhr, dass meine Schwiegermutter gestorben war. Da bin ich noch einmal hingegangen und bekam von einer der Schwestern Brilleslijper, die Pflegerinnen in dieser Baracke waren, den Mantel meiner Schwiegermutter und ihren Trauring, der mir natürlich sehr teuer geblieben ist, teuerer als der schönste Diamantenschmuck.

Ich habe die Mädchen Brilleslijper täglich gesehen und sie bewundert für die Art, mit der sie Kranke und Alte versorgten, ihnen die Augen schlossen, auch bei meiner Schwiegermutter. Das habe ich hoch geachtet.

Ich wurde auch krank, wie alle, ich bekam ebenfalls Typhus. Ich lag dann unten, weil ich nicht mehr nach oben klettern konnte. Unseren Arzt, Doktor Knorringa-Boekdrukker, hörte ich von Weitem sagen, als er gebeten wurde, mir ein Aspirin zu geben: «Nein, eigentlich nicht, sie erlebt den Abend nicht.» Ob das ein Antrieb für mich war, weiss ich nicht. Tatsache ist, dass ich mich wieder aufgerappelt habe und Doktor Knorringa gestorben ist.

Sterben war in Bergen-Belsen an der Tagesordnung. Wahrscheinlich starben weniger als in Birkenau, aber es war sichtbarer. In Birkenau verschwanden einfach ganze Gruppen, das ganze Zigeunerlager verschwand. Es wurde nicht mal getrauert. Ob man mager oder nicht mager war, krank oder nicht krank, man verschwand. Wenn man in Birkenau aufgeschrieben wurde, dann war man weg. Was das anging, war es effi-

zient und ordentlich. In Bergen-Belsen nahm man keinen Abschied, man starb langsam an Krankheit, Erschöpfung, Kälte, die meisten an Hunger. Die meisten Menschen waren apathisch. Typhus macht einen apathisch, er greift das Gehirn an.

Aber man lernt nicht, mit dem Tod zu leben. Ich erinnere mich, dass ich, wenn ich zu meiner Schwiegermutter ging, über Leichen fiel, weil es noch dunkel war. Man musste morgens früh gehen, noch vor dem Appell. Obwohl man regelmässig über tote Körper fiel, war es doch jedesmal wieder ein Schock, ich konnte mich nicht daran gewöhnen.

Die Zeit in Bergen-Belsen war sicher die schlimmste. Man wusste so wenig vom Stand des Krieges, man wusste nicht, wie lange es noch dauern würde, und durch die Krankheit war man davon überzeugt, dass der Tod auf der Lauer lag. Ich sage es mal so, man war jung, und in Birkenau hatte man noch prima ausgesehen. Man durfte nicht mager sein, man durfte kein Skelett sein, man durfte kein Pickelchen haben, man durfte keinesfalls Geschwüre und keinesfalls Eiterbeulen haben, man musste tadellos sein. Solange man das war, hatte man eine Chance, bis man es nicht mehr war. Und bevor es soweit war, sind wir weggebracht worden.

Aber in Bergen-Belsen lauerte der Tod überall. Man sah den Tod, man merkte ihn, so viel mehr als in Birkenau, wo die heruntergekommenen Menschen verschwanden. Wer übrigblieb, war augenscheinlich gesund. In Bergen-Belsen sah man in jedem Moment dem Tod in die Augen. Für die anderen, für einen selbst. Man wurde schwächer, und vor allem, als ich Typhus bekam, dachte ich: Das ist es, das ist das Ende. Das fühlte ich deutlich. Dass ich es geschafft habe, ist ein unerklärliches Wunder.

Eine medizinische Erklärung dafür gibt es nicht. Sicher nicht, nachdem Doktor Knorringa auch dachte, dass ich den Abend nicht erleben würde. Das ist eigentlich das grösste Wunder, aber ich weiss nicht, was

es war: Willenskraft, Geisteskraft, der Wille, Mann und Kind zu sehen. Ich weiss es nicht, ich habe keine logische Erklärung dafür.

Ich war auch apathisch, trotz meiner Willenskraft. Einerseits der Wille zu überleben, andererseits die Apathie; das geht nicht, das ist unmöglich, wie kommt man raus, auf welche Art kommt man hier raus, aus dieser schrecklichen Situation. Dass man von den Alliierten befreit werden würde, habe ich überhaupt nicht vorausgesehen. Man lebte, aber frag nicht wie, mit so vielen Toten um einen herum, selbst krank und kraftlos. Dass trotzdem ein paar andere Menschen atis dieser Baracke überlebt haben, das halte ich auch für ein Wunder.

Bis wir eines schönen Tages wieder Appellstehen mussten, auf dem grossen Appellplatz, eine Sache, der sich Leute mit jahrelanger Lagererfahrung zu entziehen versuchten. Sie hatten panische Angst vor einem Transport. Ich jedoch nicht. Ich dachte nur daran, aus dieser Hölle rauszukommen, eine Chance zu kriegen, rauszukommen. Ich hätte auch nicht gewusst, wie ich mich drücken sollte. Dazu gehörte eine gewisse Geschicklichkeit, die wir Holländerinnen immer noch nicht so gut beherrschten.

Auf dem Appellplatz erschienen drei Deutsche, ohne Uniform. Das war auffallend, das machte Mut, man sah wieder etwas von der Aussenwelt. Es stellte sich heraus, dass diese drei Männer Sklavenarbeiter suchten. Eine grosse Anzahl Frauen ging wieder aufTransport, wohin wussten wir nicht.

Bald erfuhren wir, dass wir, wieder in Viehwagen, nach Raguhn fuhren. Raguhn ist ein sehr kleiner Ort neben Halle, in der Gegend von Leipzig. Dort stand eine Flugzeugfabrik, wo auch Nicht-Häftlinge arbeiteten. Die fehlenden Arbeitskräfte wurden mit Häftlingen aufgefüllt. Laut offiziellen Angaben sollen wir dort am 12. Februar 1945 angekommen sein.

Mit neun polnischen Frauen wurde ich ausgesucht, um in einem Kartoffelkeller Kartoffeln zu schälen. Das war natürlich der Himmel auf Er-

den. Es war viel besser als in jedem anderen Lager. Wir bekamen saubere Baracken, es gab einen Platz, wo man sich waschen konnte, wir bekamen eine Decke. Aber war das wieder ein neuer Trick oder war es wirklich so schön, wie es aussah? Es war genau so schön, wie es aussah, solange man Kartoffeln schälen konnte, solange man arbeitete und dort die gute Kartoffelsuppe ass, und es war nicht verboten, ab und zu eine Kartoffel zu essen. Daher haben wir wieder eine ziemlich gute Kondition erreicht.

Die drei deutschen Frauen, die dort arbeiteten, die Kartoffeln kochten und weiterverarbeiteten, verstanden überhaupt nichts. Man hatte ihnen gesagt, dass ein Transport von Strafgefangenen ankommen würde, die Verbrechen auf dem Gewissen hatten. Doch hier waren zehn Frauen, die arbeiteten, die gehorsam waren, die ordentlich waren. Sie durften jedoch nicht mit uns sprechen, denn es war eine Kapo-Frau dabei, eine Niederländerin aus ’s-Hertogenbosch, die ihre Arbeit gut machte. Wir durften untereinander nur über die Arbeit sprechen und nicht mit den deutschen Frauen. Das taten wir heimlich natürlich doch. Sie waren sehr nett zu uns, aber sie verstanden überhaupt nichts. Man darf sich dieses Raguhn nicht vorstellen wie Berlin oder eine andere grosse deutsche Stadt. Es war ein kleiner Weiler, in dem zwei Juden wohnten, die noch immer da waren, sie waren in Mischehen verheiratet. Ich muss annehmen, dass sie wirklich nicht wussten, was mit den Juden passierte. Als es Ostern wurde, bekamen wir von ihnen ein Stück Gebäck zugesteckt. Das war so etwas Menschliches, es war vor allem die Geste. Man fühlte sich wieder ein bisschen wie ein Mensch.

Täglich gingen wir unter Führung der niederländischen Kapo aus ’s-Hertogenbosch von der Baracke zu den Küchen durch die einzige Strasse von Raguhn, sie und wir, zehn Frauen.

Die anderen Frauen wollten gern, dass wir Kartoffeln für sie mitnäh-

men. Das war gefährlich. Ich habe es getan, bin erwischt und dafür bestraft worden. Ich musste Wasser aus einem sehr tief gelegenen Bach nach oben tragen, denn sie wollten eine Brücke sprengen, falls der Feind näherkäme, und für das Dynamit brauchten sie Wasser. Das konnte ich fast nicht durchhalten, aber es musste sein. Der sanftmütige Kommandant lief herum, es war nur so ein kleiner Ort, und fragte mich, warum ich nicht mehr in der Küche arbeitete. Ich erzählte es ihm und sagte: «Schau, meine Mitgefangenen haben mehr Hunger als ich, es scheint mir logisch, dass ich ihnen was von den Kartoffeln gebe.» Da sagte er: «Gut, ab morgen darfst du wieder in der Küche arbeiten, aber mach das nicht wieder.»

Bis auch das ein Ende hatte und wir wieder auf Transport gingen. Das war ein schrecklicher Transport, denn wir waren drauf und dran, befreit zu werden, und das versuchten sie zu verhindern. Vom Frauenlager aus, das Ravensbrück unterstand, waren Befehle gekommen, dass wir abfahren mussten. Niemand wusste, wohin wir gingen. Es war ein schrecklicher Transport, weil viele Menschen es nicht mehr schafften, jedesmal wieder aus dem Viehwagen zu gehen, um ihr Bedürfnis zu verrichten.

Noch schlimmer war es, dass es Frauen gab, die nicht mehr die Kraft hatten, wieder in die Waggons zu klettern. Sie blieben zurück und waren rettungslos verloren.

Essen gab es nicht mehr. Das hat tagelang gedauert. Niemand wusste, wo wir hinfuhren, und ich glaube, auch der Lokführer des Zuges wusste es nicht.

Auf dieser Fahrt ist Ebbe, eine sehr kleine Frau, die nur italienisch sprach und verstand und einen naiven Eindruck machte, bei einem Aufenthalt des Zuges zu unser aller Überraschung verschwunden und nicht zurückgekommen, wahrscheinlich ist sie geflohen.

Schliesslich hörten sie wahrscheinlich, dass Theresienstadt noch

nicht befreit war, und brachten uns dorthin, wo wir später auch befreit wurden.

Dort habe ich den schönen Augenblick erlebt, dass ich mit einer Lagerfreundin frei herumging und ruhig nachdenken konnte. Nach ein paar Tagen kam ein Kohlenauto mit Amerikanern. Drei Frauen, eine davon war ich, sind weggefahren. Wir kamen zuerst nach Bamberg, wieder in ein Lager, wo man sich anmelden musste, und fuhren dann auf einem Rheinschlepper zurück nach Holland, in die Freiheit.

Später habe ich erfahren, dass sechzehn Frauen aus unserer Gruppe, die zum Teil schon sehr erschöpft in Raguhn angekommen waren, dort gestorben sind. Zwölf ruhen dort auf dem Friedhof. Vier sind in ihr Herkunftsland überführt worden, unter ihnen Betty Labzowski aus Zierikzee. Sie starb, 25 Jahre alt, und ist in den Niederlanden wieder beerdigt worden.

Vielleicht habe ich deshalb überleben können, weil ich etwas mehr Lebenserfahrung hatte, auch etwas mehr Lebenswillen. Das nehme ich an, weil ich den jetzt noch in hohem Masse habe. Jeden Tag kann ich das Leben noch geniessen, was seltsam klingt, aber es ist so. Ich versuche, aus jedem Tag meines Lebens ein Fest zu machen. Es gelingt mir nicht immer, aber ich versuche es. Ich denke, dass das ein entscheidender Faktor war, diese gewisse Geisteskraft. Meine Tochter sagt immer: «Mama ist ein Felsen.»

In Israel, wo wir leben, ist Anne Frank eine Legende, gleichzeitig ein lebendes Mädchen. Man ist sehr an ihr interessiert. Ich glaube, dass es in jedem Ort eine Anne-Frank-Strasse gibt. Das Tagebuch ist auch in Hebräisch übersetzt worden. Man hält sie für etwas ganz Besonderes.

Als meine Tochter mit ihren Zwillingstöchtern mal in den Niederlanden war, war eines der ersten Dinge, die sie mit mir anschauen wollte, das Anne-Frank-Haus. Ich hatte nichts dafür übrig, ich wollte das ei-

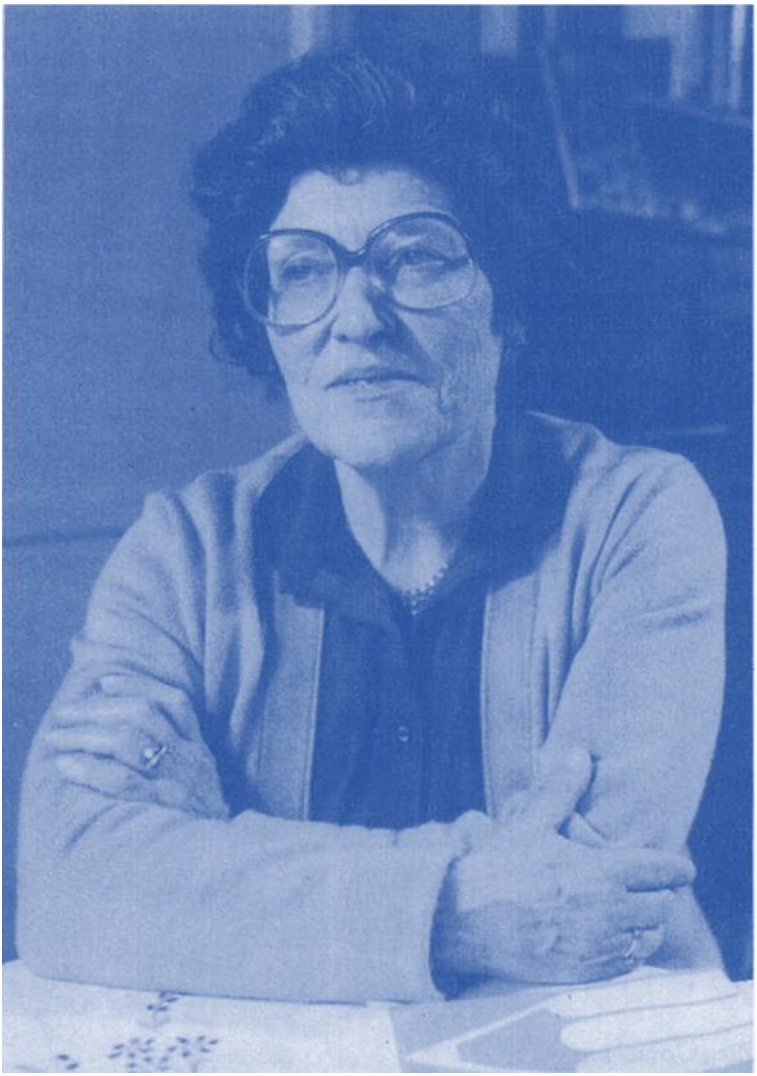
gentlich überhaupt nicht. A^ehr als vierzig Jahre hatte ich das alles weggeschoben, weil ich normal leben wollte, und ich wollte nicht mehr darüber sprechen.

Ich ging dann doch zum Anne-Frank-Haus und bekam dort ein ganz sonderbares Gefühl. Ich habe sie ja gesehen, von dem Moment an, als sie nach Westerbork kam. Im Anne-Frank-Haus wird jede Ecke fotografiert, jedes Brett, vor allem von den Japanern, bei denen man ja annehmen könnte, dass es sie emotional nicht so berührt wie die Europäer. Meine Tochter geriet in Panik, weil sie ja wusste, dass ich Anne gekannt habe. Sie schaute sich um und sagte: «Mama, musst du den Leuten nicht erzählen, dass du sie gekannt hast, musst du nicht etwas tun, erzähl es ihnen, erzähl es ihnen.»

Ich konnte es nicht, ich konnte es absolut nicht. Ich hätte nicht gewusst, wie ich es erzählen sollte. Denn es war so bizarr, das ganze Anne-Frank-Haus. All die Menschen, all die Fotoapparate. Ich sah Anne wieder vor mir, und ich dachte, dass es nichts für sie gewesen wäre. In das Besucherbuch habe ich geschrieben: «Das hat Anne nicht gewollt.»

Diesem Beitrag hat
Rachel van Amerongen-Frankfoorder
folgende Widmung zugefügt:

*Zum Gedächtnis*
*an Charles Désiré Lu-A-Si*
*Kämpfer der ersten Stunde,*
*der 1942 von den Nazis*
*ermordet worden ist.*



Bloeme Evers-Emden.

# Bloeme Evers-Emden

*Bloeme Evers ist eine kleine, tapfere und aussergewöhnliche Frau. Sie nimmt einen wichtigen Platz in der jüdischen Frauengruppe Deborah ein und beteiligt sich aktiv am jüdisch-religiösen Leben in Amsterdam. Sie und ihr Mann Hans, der genau wie sie am jüdischen Leben Amsterdams teilnimmt, sind unzertrennlich. Jedes Treffen mit Bloeme ist ein besonderes Erlebnis.*

*Bei einem der ersten Vorgespräche, die ich mit Bloeme führte, gab sie an, sich nur an wenige Fakten aus der Zeit zu erinnern, die sie im Konzentrationslager verbracht hatte. Auf eine ganz besondere Art gelingt es ihr jedoch, Gefühle in Worte zu fassen und die tiefsten Erniedrigungen zu analysieren, die sie als achtzehnjähriges Mädchen durchstehen musste. Nach dem Krieg brachte sie die Kraft auf, in fortgeschritteneremAlter ein Universitätsstudium der Psychologie mit Erfolg abzuschliessen, trotz der Sorge für ihre grosse Familie. Derzeit bereitet sie sich auf ihre Promotion vor.*

*Ihre Bekanntschaft mit Anne und Margot Frank stammt aus dem jüdischen Lyzeum. 1941 wurde diese weiterführende Schule zur Pflichtschule für jüdische Kinder.*

*In Auschwitz-Birkenau baute Bloeme mit Lenie de Jong-van Naarden, Anita Mayer-Roos und noch zehn anderen Frauen eine echte Freundschaft auf, die sie gemeinsam diese unerträgliche Zeit überleben liess. Von dieser Gruppe sind fünf gestorben.*

*Die Vornamen der acht Frauen, die volle neun Monate in den Konzentrationslagern miteinander verbrachten und Zuneigung und Leid teilten, waren: Nettie – Lydia – Lenie – Annie – Rosy – Rootje – Anita – Bloeme. Sie waren durch ein besonderes Band verbunden, das bis zum heutigen Tag besteht.*

Zu sagen, dass ich ‚ben geboren uit zonnegloren en een zücht van de ziedende zee'[1], nein, das ist nicht wahr. Ich stamme aus dem Amsterdamer Arbeitermilieu und wurde 1926 geboren. Mein Vater war Diamantenschleifer, meine Mutter Näherin. Ich habe eine gute, wenn auch arme Kindheit gehabt, in der politische Gespräche und politisches Bewusstsein im Mittelpunkt standen. Mein Vater war davon überzeugt, dass man die Welt verbessern könnte. Wenn die Armut aufgehoben sei, dann würden alle Menschen gut werden. Das wurde auch von den vielen Menschen betont, die uns besuchten. Sie debattierten miteinander über das, was ab 1933 in Deutschland mit den Juden geschah. Das hat neben der warmen Geborgenheit der Familie meine Kindheit geprägt.

Wir waren eingebettet in eine grosse Familie und einen grossen Bekanntenkreis. Obwohl meine Eltern der Religion abgeschworen hatten, war es eine wahrhaft jüdische Umgebung, in der ich aufgewachsen bin.

Als 1940 der Krieg ausbrach, begriffen wir, dass die Judenverfolgung nicht auf Deutschland beschränkt bleiben würde. Mein Vater zeigte politischen Weitblick, er sagte 1942: «Wir gehen drauf, aber Deutschland geht auch drauf.»

Er hat trotzdem keinen Fluchtversuch unternommen, und unterzutauchen wagte er nicht. Meine Mutter wollte es zwar, aber es ist nichts daraus geworden. Mein Vater hat einen heroischen Versuch unternommen, mich vor der Deportation zu bewahren, das war Ende 1942. Damals bekam ich einen Aufruf, und in seiner Verzweiflung ist er in die Euterpestrasse gerannt, wo sich die *Zentralstelle für jüdische Auswanderung* befand, und ist bis zu Aus der Fünten selbst vorgedrungen, nicht wissend, dass dieser so ein hohes Tier war. Er hat es geschafft, dass mein Aufruf gestrichen und ich vorläufig von der Deportation freigestellt wurde. Nichts weniger als ein Wunder! Das hat gehalten bis 1943, dann war es vorbei.

1 bin geboren aus Sonnenschein und einem Seufzer der siedenden See

Bloeme am Jüdischen Lyzeum, 17. Dezember 1941.

Die vierte Klasse – entspricht der zehnten – des jüdischen Lyzeums in Amsterdam, Schuljahr 1941-1942.
Bloeme Emden sitzt vorn, etwas rechts von der Mitte.

1941 fingen die anti-jüdischen Massnahmen gegen die Schulkinder an. Zuvor waren die jüdischen Lehrer entlassen worden. 1941 mussten die jüdischen Kinder die öffentlichen Schulen verlassen und eine zu errichtende neue Schule besuchen, das jüdische Lyzeum. Wir wurden in ein Schulgebäude an der Mauritskade überwiesen. Später zogen wir um in die Stadstimmertuinen, gegenüber der richtigen jüdischen H.B.S.[2]

In dieser Zeit machte ich die Bekanntschaft von Margot und Anne. Margot war in meiner Parallelklasse. Ich hatte Kontakt mit ihr, ohne dass wir Freundinnen waren. Und Anne habe ich zwar gekannt, aber um so ein kleines Kind aus einer niedrigeren Klasse kümmert man sich doch nicht als Viertklässler.

Sie machten einen sehr kultivierten Eindruck, mit guten Umgangsformen, sie waren ein Gewinn für die Schule. Nicht dass ich mir das damals klarmachte, doch im Nachhinein sehe ich es so.

Ich blieb also durch das Eingreifen meines Vaters bis 1943 befreit. Die Klassen schrumpften. Wenn man montags zur Schule kam, fehlten wieder Kinder. Man hoffte dann, sie wären krank, aber meistens stellte sich heraus, dass sie entweder abgeholt worden waren oder untergetaucht waren. Die normalen Streiche von Schulkindern wurden nicht ausgeheckt, es herrschte eine Atmosphäre von harter Arbeit. Sicher unter dem Eindruck des äusseren Geschehens, aber auch, weil wir noch eine kurze Zeit das Vorrecht hatten, lernen zu dürfen.

1943 war ich in der fünften Klasse, der Abschlussklasse. Als Ende April oder Anfang Mai die Zeit der schriftlichen Examensarbeiten anbrach, waren wir nur noch zu dritt, Meijer de Hond, Siegfried Natkiel und ich. In der Zeit, die wir bis zum mündlichen Examen freihatten, verschwanden auch sie. Von Meijer habe ich nie wieder etwas gehört. Siegfried ist

2 Hogeburgerschool – öffentliche höhere Schule

untergetaucht, wurde geschnappt und floh aus Westerbork. Er lebt noch, das weiss ich.

Ich machte das mündliche Abschlussexamen also als einzige verbliebene Schülerin. Die Prüfungskommissare waren alle da, sehr seltsam, für dieses eine junge Mädchen von noch nicht siebzehn Jahren. Die mündlichen Prüfungen fanden an einem Montag und Dienstag statt, morgens vier und nachmittags zwei Prüfungen. Man machte in zwölf Fächern Abschlussprüfungen.

Nach Ablauf der Morgensitzung holte mich mein Freund von der Schule ab und sagte: «Sie sind heute morgen bei dir zu Hause gewesen, du wirst heute abend abgeholt.» In diesem Moment gab es Fliegeralarm, und wir mussten Schutz suchen. Ich ging in die Schule hinein, mit meinem Freund, und überlegte mir, wahrscheinlich unterstützt von diesem Zufall, dass es vielleicht möglich wäre, an diesem Tag alle Abschlussprüfungen zu machen. Ich ging zum Direktor und erklärte ihm die Lage. Es gelang ihm, alle Prüfungskommissare und Lehrer zusammenzutrommeln. Ich habe die Abschlussprüfung gemacht. Die Lehrerkonferenz war sehr kurz. Ich wurde hineingerufen, um mein Examenszeugnis in Empfang zu nehmen. Es war eine schreckliche Szene. Ich ging mit meinem Abschlussdiplom nach Hause, und es war sehr unwahrscheinlich, dass ich je etwas davon haben würde, das verstand ich sehr gut.

An diesem Abend bin ich tatsächlich geholt und in die Hollandse Schouwburg transportiert worden, wo ich einige Tage geblieben bin. Meine Mutter hatte mir noch ein paar Dinge ans Herz gelegt: «Versuche, nicht registriert zu werden, und schliesse dich einer Familie an, die dich bevatern und bemuttern kann.» Beides habe ich getan. Ich hatte einen Rucksack und noch eine Tasche bei mir, und es gelang mir, indem ich die Tasche da abstellte und den Rucksack dort, die Tasche holte und wieder da hinstellte, unregistriert an den Registriertischen vorbeizu-

kommen. Und ich schloss mich tatsächlich einer ziemlich jungen Familie an, die mich vorübergehend als Tochter annehmen wollte.

Ein Cousin von mir hatte einen Freund, der in der Schouwburg arbeitete; diesen Freund kannte ich. Ich erzählte ihm, dass es mir gelungen sei, nicht registriert zu werden, und dass ich rauswollte. Er sollte versuchen, das zu organisieren. Ich fragte ihn jeden Tag, ob es schon geklappt habe, und am dritten oder vierten Tag war es so weit. Ich hatte nämlich eine Untertauchadresse bei Freunden meiner Eltern.

Nun hatte ich einen meiner Schuhe hinten aufgetreten, und genau an dem Abend wurde mitgeteilt, dass jeder, der etwas für den Schuster habe, das bringen könne, es würde am selben Tag repariert und zurückgebracht werden. Also gab ich diesen Schuh ab und ging an einem Fuss mit einem Socken und am anderen mit einem Schuh. Ausgerechnet an diesem Tag kam der Freund meines Cousins und sagte: «Hör zu, wenn sich heute abend die kleinen Kinder in der Halle versammeln, wenn sie in die Crèche[3] dürfen, dann stell dich zu ihnen und gehe mit.» Die Crèche war gegenüber der Hollandse Schouwburg.

«Ich habe nur einen Schuh», sagte ich.

«Ja», sagte er, «schau halt mal, vielleicht ist er rechtzeitig zurück.»

Das war er nicht, und ich sagte meinen angenommenen Eltern, was ich vorhatte, und dass sie den Schuh zur anderen Seite bringen lassen sollten. Die Glocke läutete zum Zeichen, dass die Kinder von ihren Eltern Abschied nehmen mussten, weil sie zur Crèche gingen. Der Abschied war unbeschreiblich, denn die Eltern wussten nicht, ob sie am anderen Morgen ihre Kinder wiedersehen würden.

Aber das hatte ich nicht mitberechnet, so dass, als es läutete und ich in die Halle ging, noch kein Kind zu sehen war, mit dem ich auf die an-

3 Kinderkrippe

dere Seite hätte gehen können. Doch zurückgehen wäre auch wieder aufgefallen, denn ein SS-Mann bewachte den Eingang. Ich stand da, völlig nervös, als der SS-Mann sich umdrehte und mich anschnauzte: «Was machen Sie da?» Ich erstarrte, unfähig, ihm eine Antwort zu geben. Ich sah, wie sein Blick über mich glitt und auf dem einen, unbeschuhten Fuss ruhen blieb. Er zog die Schultern hoch und drehte sich um. Kurz darauf kamen endlich die Kinder. Ich nahm ein paar Händchen und überquerte die Strasse. Im Lauf des Abends wurde dann tatsächlich mein anderer Schuh geschickt.

Sehr früh am nächsten Morgen wurde ich auf die Strasse gesetzt. Ich bedeckte meinen Stern und ging zu Fuss nach Nieuw-West, zum Rand der Stadt, drei Stunden zu Fuss, glaube ich. Aber bei meiner Untertauchadresse war niemand zu Hause, den ganzen Tag nicht, sie arbeiteten. Ich hatte einen Onkel und eine Tante, die dort in der Gegend wohnten; denen gelang es, meinen Eltern Bescheid zu sagen. Sie kamen. Das war das letzte Mal, dass ich meine Eltern gesehen habe.

Abends ging ich wieder zu der Untertauchadresse, zu Truus und Floor te Groen. Mit Truus verbindet mich nach all den Jahren noch eine warme Beziehung. Sie hatten ein Zentrum illegaler Aktivitäten und wünschten eigentlich nicht, dass jemand bei ihnen untertauchte, weil sie damit ein sehr grosses Risiko eingingen. Sie sagten: «Wenn hier ein Überfall kommt, bist du sofort dran, wir sollten keine Untertaucher haben.» Trotzdem hat es ungefähr sechs Wochen gedauert, bis sie eine andere Adresse für mich gefunden hatten.

Das war der Anfang eines wahren Leidensweges, wobei ich mich gut erinnere, dass ich Gefühle nicht zu meinem Bewusstsein durchdringen liess. Ich wurde buchstäblich verfolgt, hier eine Woche und dort einen Nachmittag, gut fünfzehn Adressen in drei Monaten. Schliesslich landete ich in einem Pflegeheim, wo ich als Pflegehilfe angenommen wur-

de. Die Direktorin war informiert. Ich habe dort neun Monate gearbeitet. Dann kam ein Überfall. Es stellte sich heraus, dass es jüdische Patienten gab; die wurden abgeholt. Ich wurde offensichtlich nicht gesucht, aber ich musste am nächsten Tag aus Sicherheitsgründen weg. Ich musste erst ins Büro, um meine falschen Papiere zu holen, die mir von dem Bürofräulein überreicht wurden. Ich werde nie vergessen, dass zwei Tränen in ihren Augen glänzten.

Nachdem ich mich eine ganze Zeit herumgetrieben hatte, wurde ich als Dienstmädchen in Rotterdam angestellt. Auf Rat meiner Untertauchorganisation erzählte ich nicht, dass ich ein jüdisches Mädchen sei. Ich weiss nicht, was die Leute von der Organisation dachten, aber ich habe mich danach gerichtet. Dort verlebte ich ein paar angenehme Monate bei einer sehr netten Frau und ihrem Sohn. Ich glaube, ich war ein fleissiges Dienstmädchen. Anfangs war ich nicht so geschickt, aber ich hatte im Pflegeheim bereits viel gelernt.

Irgendwann gingen die Leute in Urlaub, und es stellte sich die Frage, wo ich bleiben sollte. Die Leute von der Untertauchorganisation sagten: «Komm für diese vierzehn Tage ruhig zu uns.» In diesen vierzehn Tagen ist die Organisation geplatzt. Auch diese Namen will ich nennen, es waren Aad Zeegers und seine Schwester Mary ten Have-Zeegers. Aad ist standrechtlich erschossen worden. Er war ein grossartiger Mann.

Im Nachhinein weiss ich, dass dieses Untertauchen nur ein Präludium für etwas viel Schlimmeres war, aber solange man nichts Schlimmeres kannte, war das Untertauchen schon sehr traumatisch. Dem hat man später viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aber es bedeutete den Verlust der Identität, von Beschäftigung, vom eigenen Rahmen, vom sozialen Netz, von der Familie, von dem selbstverständlichen eigenen Ort, von Büchern, Besitz. Alles fiel weg. Man musste sich in fast allen Fällen guten und weniger guten Untertauchhelfern unterordnen. Der

Verlust einer sinnvollen Arbeit, von einem Tag auf den anderen, wurde noch überlagert von der Tatsache, dass alles besser war als das Schicksal, das die Deutschen für einen in petto hatten. Alles in allem ein gewaltiges Trauma, das jahrelang dauern konnte. Man konnte sich zwar anpassen, aber die Bedeutung dieser Verletzung ist tatsächlich viel zu gering eingeschätzt worden.

Ich habe insgesamt fünfzehn Monate untergetaucht gelebt, von Mai 1943 bis August 1944, und nach ungefähr vierzehn Tagen im Haagse Veer, dem Gefängnis von Rotterdam, wartete der Transport nach Westerbork.

Ich kam aus dem Regen in die Traufe.

In Westerbork war die erste Familie, die ich traf, die Familie Frank, die ich von der Schule kannte. Wir tauschten einige Untertaucherfahrungen aus. Danach haben wir uns regelmässig gesehen. Ich meine, auch wenn ich es nicht mehr sicher weiss, dass ich bei den Batterien auch Margot an den Tischen gesehen habe. Wir trugen alle die gleichen Overalls. Die Arbeit mit den Batterien war schrecklich schmutzig.

Von den späteren Lagerschwestern erinnere ich mich aus Westerbork genau an Nettie. Sie wurde meine Lagermutter; sie war zwanzig Jahre älter. Sie und ihr Mann übernahmen eine väterliche und mütterliche Funktion, diese Rollen passten zu ihrem Charakter. Sie schöpften zum Beispiel das Essen aus. Nettie sah mich als erste. Vielleicht machte ich einen etwas verlorenen Eindruck, denn sie war sehr herzlich: «Komm doch her, Kind.»

Was Lenie betrifft, die lernte ich nackt am Wasserhahn kennen. Wir standen uns gegenüber in dem, was Waschraum genannt wurde. Er bestand aus länglichen Zinkwannen, in die hier und da Wasser aus Hähnen plätscherte. Rosy und Rootje hatte ich schon im Haagse Veer kennengelernt, aber die Gruppe entstand erst langsam in Auschwitz.

Über Westerbork kann ich nicht viel mehr erzählen. Ich erinnere

mich, dass es einigermassen ging, wenn man sich anpasste. Es gab einen acht-, neun- oder zehnstündigen Arbeitstag, man lief in einem Overall herum, denn man war ja ein Straffall, weil man untergetaucht gewesen war. Das hatte nicht die geringste Bedeutung, wie sich später herausstellte, ob man Straffall war oder nicht. Es gab auch Freizeit, es gab ein Cabaret, und es wurde gelacht. Nur die Transporte waren schrecklich, jedes Mal wieder. Meistens dienstags. Montags wurden die Namen der Menschen aufgerufen, die mit mussten.

Man hatte wohl gehört von Vernichtungslagern. Aber das war unmöglich zu begreifen, davor verschloss man sich. Nein, man musste nur abwarten, man war in den Klauen der Nazis; man hatte kein Bestimmungsrecht über das eigene Schicksal, die eigene Zukunft. Und das Allerschlimmste, was einem bevorstand, das wollte man nicht wissen.

Von den unzählbaren Stunden im Zug von Westerbork nach Auschwitz weiss ich nur noch sehr wenig. Ich erinnere mich an das Aneinandergedrücktsein, keinen Platz zu haben und wegsacken in den Schlaf, mehr nicht.

Aber ich erinnere mich an die Ankunft. Endlich gingen die Türen der Waggons auf, und Männer in blau-weiss gestreiften Anzügen standen vor uns. Sie schrien und schlugen uns aus den Waggons. Ich erinnere mich auch, dass ich plötzlich eine Frau mit einem dieser Anzüge sprechen sah, woraus ich schloss, dass sie Bekannte waren. Da erst verstand ich, dass sie ebenfalls Häftlinge waren.

Wir wurden mit unserem Gepäck zu einem grossen Platz geführt, der von unheimlich starken Lampen angestrahlt wurde, so stark, dass ich das Gefühl hatte, sie wären Monde. Ich dachte, wir sind auf einem anderen Planeten. Diese verrückte Idee passte in meine Wahrnehmung; ich glaube, dass diese Fahrt das Bewusstsein sehr getrübt hatte, und dadurch

konnten Gedanken auftauchen, die nicht der normalen Wirklichkeit entsprangen. Ich dachte: wir sind auf einem anderen Planeten angekommen nach dieser Reise, und hier gibt es drei Monde.

Der Platz war schlammig. Manche Leute stampften ihre Wertsachen in den Boden.

Dann kamen wir in Räume, wo wir uns entkleiden mussten. Das hat mich wahnsinnig geschockt. Ich war achtzehn, keusch und nach der herrschenden Moral erzogen. Ich genierte mich selbstverständlich und war schamhaft. Ich erinnere mich an ein hörbares Krachen in meinem Kopf, davon, dass ich buchstäblich blossgestellt war vor den Augen von Männern. Und dann schoss es mir wie ein Blitz durch den Kopf, dass ab jetzt andere Normen und Werte galten, dass ich mich anpassen musste und dass ein vollständig neues Leben anfing oder der Tod wartete.

Die schrecklichen Dinge passierten einem nicht nur selbst, sondern auch den anderen. Als ich später die Werke von Bruno Bettelheim las, lernte ich, dass diese seltsamen Erfahrungen Schutzmechanismen waren, die man als Derealisation und Depersonalisation bezeichnet. Derealisation ist, dass die Wirklichkeit nicht als Wirklichkeit erlebt wird; das kann nicht wahr sein, das existiert nicht. Und Depersonalisation, das ist das Phänomen einer Spaltung der Persönlichkeit. Ich stand auf der Seite und sah mich gleichzeitig weglaufen. Man ist gleichzeitig Objekt und Subjekt. Man ist Objekt seiner eigenen Betrachtung und gleichzeitig das Subjekt, das wegläuft oder Hunger hat oder leidet.

Daneben erinnere ich mich genau, dass ich die Bilder haarscharf in mich aufnahm und gleichzeitig meine Gefühle verschloss. Ich sah die Dinge mit meinen Augen, aber mehr nicht. Anders konnte man es auch nicht überleben, war es nicht durchzustehen.

Ich erinnere mich auch an das dumpfe, schreckliche Erstaunen, das

mich in Auschwitz überkam, als ich lernte, dass offensichtlich Menschen ausgebildet worden waren, andere Menschen zu vernichten, zu töten, zu ärgern, zu Tode zu quälen. Etwas, das überhaupt nicht in mein Menschen- und Weltbild passte. Ich hatte zwar Geschichten gehört und gelesen, und an die Ereignisse von 1941 im Amsterdamer Judenviertel konnte ich mich erinnern, aber bei denen konnte man noch denken, sie seien ein Exzess oder Zufall gewesen, ein entgleister Krawall oder was auch immer. Doch es stellte sich als System heraus, nicht als Zufall.

Dass es solche Dinge gab, machte mich sehr depressiv. Das wollte ich nicht wahrhaben. Ich war erzogen worden mit Achtung vor allen Menschen, so weit sie diese aufgrund persönlichen Auftretens und Verhaltens verdienten, aber nicht aufgrund von Rasse und Abstammung. Ich verstand, dass die Philosophie hinter diesem System eine derartige Ungleichheit auf ihre Fahnen geschrieben hatte, eine Minderwertigkeit gegenüber einer Höherwertigkeit, und dass das Minderwertige einfach vernichtet werden musste, wie auch immer. Das Erfasst- und Durchdrungenwerden von dieser Realität war niederschmetternd.

Ausserdem war es natürlich ein riesiger Unterschied zwischen Gehörthaben, Gelesenhaben und die Realität zu erfahren und sich so machtlos zu fühlen wie eine Feder im Wind. Es dauerte sehr lange, bevor ich diese Realität einigermassen in den Griff bekam, in dem Sinne, dass es mir gelang, mein Verhalten anzupassen und Unterstützung zu empfangen und zu geben und so etwas Einfluss auszuüben.

Das Ziel der SS-Behandlung war, abgesehen von der physischen Vernichtung, dich als Mensch zu degradieren, überhaupt wegzuräumen, wirklich ganz zu zerstören, dir die Selbstachtung buchstäblich herauszureissen, dich zu einem willenlosen Lappen zu machen. Durch die Isolierung warst du verunsichert, wusstest nicht, wie der Krieg stand, du wusstest nicht, wie es weiterging, du wusstest nichts von der Aussenwelt, aber du wusstest auch nichts von der ‚Innenwelt'. Du wusstest

nicht, was du morgen tun würdest, was sie mit dir vorhatten, ob morgen die Gaskammer für dich aufgehen würde. Das war alles ein verschlossenes Buch. So etwas ist sehr quälend. Wenn jemand krank ist und nicht weiss, um welche Krankheit es sich handelt, ist das sehr beängstigend. Aber wenn eine Diagnose gestellt ist, selbst wenn es eine schlechte Diagnose ist, erleichtert das, weil man weiss, woran man ist. Nun, wir wussten nie, woran wir waren.

Das Ziel der Deutschen war Desorganisation, Desintegration der Persönlichkeit. Bei uns ist es ihnen nicht gelungen, vor allem dank der gegenseitigen Unterstützung, die die Gruppenmitglieder einander gaben, und dank dem, was man selbst an innerer Kraft mitbrachte. Im Nachhinein finde ich es grossartig, das feststellen zu dürfen.

Nach der Ankunft in Auschwitz landeten wir in einem Zehnpersonenbett. Ich weiss nicht mehr genau, wie das gelaufen ist, aber irgendwann lagen wir nach einigem Tauschen mit der ganzen Gruppe in dem einen Bett. Anita kam erst später dazu. Wir schlossen uns einander an und schöpften Trost aus dem Zusammenkauern auf dem Bett und aus den Geschichten, die wir einander in den vielen freien Stunden erzählten. Das war eine der Foltern von Auschwitz, die freien Stunden.

Es wurde viel über Essen gesprochen. Aber jede erzählte auch ihre Lebensgeschichte, ihren Hintergrund und ihre Gefühle und wie es während des Untertauchens gewesen war.

Das gegenseitige Band als ‚Schwestern' und ‚Mütter' wurde durch den Respekt verstärkt, den wir einander entgegenbrachten, durch die Höflichkeit, die wir immer weiter füreinander aufbrachten, durch das gemeinsame Beachten des Datums. Das war auch wichtig. Jeden Tag sagten wir zum Beispiel: «Heute ist der 21. Dezember 1944, Mittwoch», laut ausgesprochen, damit wir uns nie irrten.

So weit wie möglich taten die Jüngeren die Dinge, die den Älteren schwerfielen, vor allem Lydia und Nettie, die beide zwanzig Jahre älter waren als ich, deren Kräfte eher nachliessen als meine. Ich holte Wasser zum Waschen für sie oder tat etwas anderes für sie. Das stärkte die Gruppe, und ich hatte das Gefühl, je schlimmer es ‚äusserlich' wurde, umso besser ging es innerlich. Die germanische Ideologie hatte uns keine Sekunde im Griff. Obwohl man versuchte, uns einzutrichtern, dass wir wertlos waren, nur ‚blöde Kühe', haben wir uns nie als ‚Untermenschen' gefühlt.

Auf unsere Körper hatten sie jedoch sehr wohl Zugriff. Sie konnten uns überall hinschicken. Sie konnten mit uns tun, was sie wollten, und taten es auch. Die sinnlose Arbeit, die man manchmal machen musste, zum Beispiel einen Haufen Steine von rechts nach links räumen und dann zurück nach rechts, das greift einen an. Ich erinnere mich auch an Gefühle höchster Erschütterung, Angst und Verzweiflung, aber die Gruppe war da. Die Gruppe, die sich buchstäblich und im übertragenen Sinne während der Appelle gegenseitig aufrecht hielt.

Es war eine sehr tröstliche Sache, dass man innerhalb der Gruppe man selbst sein konnte, was auch geschah. Wir halfen einander so viel wie möglich. Wir benutzten keine ordinäre Sprache, wir hatten untereinander einen hohen moralischen Standard, wir trösteten uns gegenseitig.

Ich erinnere mich noch an das Erstaunen, mit dem ich meine eigenen Worte vernahm, als ich sozusagen an der Reihe war. Ermutigendes zu sagen: «Oh, du wirst sehen, wir kommen frei, du wirst sehen, es geschieht.» Am nächsten Tag sagte eine andere etwas Aufbauendes, wenn ich ein Opfer der Verzweiflung war.

Ende Oktober hatten wir Auschwitz verlassen und waren in ein ‚Arbeitslager' nach Libau, eine kleine Stadt in Oberschlesien, gekommen.

Ich habe es selten, aber dort hatte ich einen prophetischen Traum. Im November sagte ich: «Wir werden am ersten sonnigen Tag im Mai befreit werden.»

Das war etwas, was jede natürlich gern hören wollte, und ich selbst auch. Am nächsten Tag war ich wieder depressiv, und eine aus der Gruppe sagte:

«Bloeme, ich habe gut aufgepasst, was du gestern gesagt hast, es ist wirklich wahr, du wirst es sehen, wir überleben es. Wir müssen selbst sehr stark sein und uns gegenseitig helfen, dann erleben wir die Befreiung.»

Unsere Gruppe, die schliesslich aus acht Frauen bestand, fand auch Unterstützung bei der Gruppe von Ronnie van Cleef. Ronnie ist eine Dichterin, sie hat es geschafft, während der Lagerzeit Lieder auf Opern- und Operettenmelodien zu schreiben und sie mit einigen Frauen einzuüben. In den freien Stunden am Sonntagnachmittag wurden sie gesungen, und wir sangen mit. Das ist eine unvorstellbare Kraft gewesen, was für eine geistige Kraft. Ich bin noch immer sehr dankbar dafür.

Gleichfalls aus Libau erinnere ich mich an die sehr langen Nachtdienste, in denen wir nur eine Viertelstunde Pause hatten. Ich sehe die spärlich beleuchtete Fabrikhalle noch vor mir, wo wir uns dann trafen, um die Suppe zu uns zu nehmen. Eine kleine, schwarze ungarische Frau stand auf und sang mit einer kristallklaren Stimme ein berühmtes Lied. Das war Schönheit, Teil einer anderen Welt; ein Stück Ästhetik, von der man schon vergessen hatte, dass es sie gab.

Ich weiss noch, dass ich mal völlig ohne Hoffnung auf dem Appellplatz stand, Lenie stand hinter mir, sie stiess mich an, als die SS eben nicht herschaute und sagte: «Siehst du die Berge dort... verschneite Berge. Wenn wir befreit sind, stauben wir sie ab.»

Die Kraft, so etwas zu sagen, hielt einen aufrecht. Diese Dinge waren von ungeheurer Bedeutung.

Meine eine Lagermutter Lydia war eine orthodoxe Jüdin. Sie sagte täglich ihre Gebete. Ich war ohne jede Religion erzogen worden, aber wenn ich sie dann murmeln sah, wusste ich, dass ich sie nicht stören durfte. Sie war die erste, die mir etwas vom Judentum erklärt hat.

Wie gesagt, es gelang uns – trotz der schrecklichen Umstände –, die Moral hochzuhalten. Ich glaube, dass das die Desintegration in hohem Masse verhindert hat. Und natürlich auch die Tatsache, dass es nicht länger als ein drei viertel Jahr gedauert hat.

Ich habe viel gelesen über Menschen, die desintegriert sind, Menschen, die durch den Aufenthalt im Lager eine Veränderung der Grundlagen ihrer Persönlichkeit erfahren haben; das ist bei uns jedoch nicht geschehen. Ich ging hinein und ich ging wieder hinaus, so wie ich gekommen war, mit demselben Charakter. Tugenden und Untugenden werden vielleicht schärfer, aber wer von uns stolz ins Lager ging, ging auch stolz wieder hinaus, um es mal so auszudrücken. Wer ein warmes Herz hatte, hatte jede Gelegenheit, das weiter zu entwickeln.

Die Versuche, uns zu einer Nummer zu degradieren, betrachte ich, was unsere Gruppe betrifft, als völlig misslungen. Weil ich eine Nummer auf den Arm bekommen habe, bin ich deshalb eine Nummer geworden? Keine Rede davon. Unsere Identität war nicht angetastet. Ich blieb Bloeme Emden.

Ich kann noch etwas erzählen. Wir hatten beim Untertauchen andere Namen getragen. Die anderen Namen musste man sich einschärfen, so dass man unter keinen Umständen den eigenen Namen nannte. Aber es blieb nicht mehr als ein aufgeklebtes Etikett. Wie schrecklich es auch war, erwischt und deportiert zu werden, eines war schön, dass man wieder den eigenen Namen tragen konnte. Der Name ist so verwoben mit

deiner Identität, mit deinem Sein, deinem Wesen, den schmeckst du sozusagen auf den Lippen. Deinen eigenen Namen laut zu sagen: «Ich bin Bloeme Emden.» Das tat gut. Einer Nummer entnimmst du das nicht. Glaubst du, dass du in der Gruppe mit deiner Nummer angesprochen wirst? Was habe ich für eine Nummer, A. 25106. «He, A. 25106, reib mir bitte mal die Hände, mir ist so kalt...»

Die SS zwang uns ein anderes Verhalten auf, andere Normen und Werte, die man äusserlich so weit wie möglich erfüllen musste, um vielleicht zu überleben, aber das drang nicht zu dem Kern der Persönlichkeit durch, man hat es nicht verinnerlicht. Man war ganz tief davon überzeugt, und das brauchte einem niemand zu sagen, dass ihre Werte und Normen Unwerte und keine Normen waren, und dass das, was man mitgebracht hatte, unverletzbar war. Das eigene Wertesystem, das eigene Verhalten, was man gut und was man böse fand, das hatte man von der Erziehung mitgebracht, von der Umgebung und von allem, was dazu beiträgt.

Sie schienen schlecht programmierte Roboter, die SS-Männer. Man musste tun, was sie sagten, aber das bedeutete nicht, dass man ihre Werte übernommen hat. Ich habe gelesen, dass das zwar passierte, wenn man nur lange genug in den Lagern war, aber bei uns war davon keine Rede. Und dass sie uns beschimpften, ich erinnere mich, dass ich das gleichgültig über mich ergehen liess, das berührte mich nicht, das glitt an mir ab, das hatte keine Bedeutung für meine Selbstachtung, für mein Gefühl mir oder meinen Freundinnen gegenüber oder überhaupt gegenüber den Lagerinsassen.

Wir haben auch keine Sklavenseele entwickelt. Dafür kann ich ein Beispiel geben. Als wir noch in der Fabrik arbeiteten und die Russen näherrückten, wurde die Anlieferung von Material für die Schneeketten, die wir machten, immer unregelmässiger. Eines Tages kam doch wieder eine Ladung herein. Die Frau, die mir gegenüber am Montagetisch sass, sagte: «Gott sei Dank – Material.»

Ich überlegte, dass sie eine Sklavenseele hatte, weil sie die Gedanken ihres ‚Meisters' dachte. Obwohl ich damals erst achtzehn war, habe ich meine Meinung darüber nicht geändert: eine Sklavenseele identifiziert sich mit dem Unterdrücker.

Nun ist es nicht so, dass die Erfahrungen einen nicht beeinflussen. Ich denke, dass ein Unterschied gemacht werden muss zwischen dem, was die SS tat und dem, was die Auswirkung davon war. Ich habe schon von meiner traurigen Erschütterung berichtet, dass Menschen dazu ausgebildet werden, andere Menschen zu quälen. Manchmal kann man lesen, dass sich jemand mit der SS identifizierte. Das kam in unserer Gruppe nicht vor und ist vermutlich der Tatsache zu danken, dass wir als Gruppe grau blieben und uns nicht aus der grauen Masse hervorhoben, wodurch wir viel besser wir selbst bleiben konnten. Lydia war eine Zeitlang Stubenälteste, aber das hat sie überhaupt nicht angetastet, sie war die einzige von uns, die mal vorübergehend in den Vordergrund geschoben wurde.

Man konnte sich natürlich dem nicht entziehen, was geschah, aber man konnte ein inneres Gebäude errichten, miteinander, mit dieser Gruppe, so dass es einen so wenig wie möglich berührte.

Trotzdem war das Geschehen, das über uns hereinbrach, so massiv, dass viele Menschen dachten, es sei eine Naturkatastrophe, für die die SS nicht verantwortlich gemacht werden könne, dass das System kein Menschenwerk sei. Ich habe den Unterschied gut gesehen, ich sagte: «Ja, aber die SS-Leute tun das.»

Nach dem Krieg hatte ich eine abgrundtiefe Verachtung für alles, was deutsch war. Ich weiss nicht, inwieweit das nicht auch mit Angst vermischt war. Die Verachtung war so tief, dass ich, als der Krieg vorbei war, nichts aus deutschen Häusern genommen habe. Viele meiner Lagergenossen gingen in das Dorf und nahmen, was sie brauchten. Ich

verurteile das nicht, nein, aber ich konnte es nicht. Ich bin nicht einmal im Dorf gewesen, mir wurde schlecht davon, das war alles verunreinigt.

Lange nach dem Krieg haben wir irgendeine Zuwendung bekommen, ich weiss wirklich nicht mehr welche, eine Entschädigung für Hausrat oder so etwas. Sie wurde per Scheck bezahlt. Ich habe diesen Scheck abgeholt, ich habe ihn an der Ecke festgehalten. Die Post war neben der Bank, wo ich den Scheck holte, dort habe ich ihn an diesem Eckchen hingelegt und habe gesagt, an welche jüdische Einrichtung das Geld geschickt werden sollte. Ich will mit keinem Geld an das erinnert werden, was passiert ist. Ich habe eine heftige Abneigung, einen unvorstellbaren Abscheu davor, ich will nichts damit zu tun haben. Ich werde auch nie nach Deutschland reisen, nie, oder nach Österreich. Das sind meine speziellen Traumata.

Mit den Traumata, die ich vom Krieg zurückbehalten habe, kann ich zum Glück meistens ganz gut umgehen. Und wenn ich das nun übersehe, dann glaube ich, dass in uns eine gewaltige Abwehr gegen alles war, was über uns gekommen war, und dass die lebensrettend gewesen ist. Aber als diese Abwehr nicht mehr absolut notwendig war, manchmal erst viele Jahre nach dem Krieg, stellte sich heraus, dass man doch traumatisiert war, und das hat man teilweise auch an die Kinder weitergegeben, sicher an die Kinder, die dafür empfänglich waren.

Ich verschliesse mich jetzt noch vor allem, was Krieg bedeutet, vor allem, was es auf diesem Gebiet zu lesen oder zu sehen gibt, denn wenn ich das nicht tue, dann weiss ich, dass ich wieder eine Woche krank bin vor Trauer und Elend. Das Verarbeiten der Trauer über die verlorene Familie, das zerschlagene soziale Netz, das hat mich Dutzende von Jahren gekostet.

In lebenswichtigen Momenten wiegt das sehr schwer. Dadurch ist man doch ein ganzes Stück verletzlicher geworden. Ich denke, je älter

man wird, umso stärker wird sich das wieder manifestieren, ohne diesen Teil seiner Lebensgeschichte wäre man bestimmt viel stärker. Aber ich bin in vieler Hinsicht eine optimistische Natur, ich möchte von allem die eventuell vorhandene gute Seite sehen.

Ich erinnere mich vor allem an das letzte Mal, dass ich die Familie Frank gesehen habe. Es hatte wieder eine Selektion stattgefunden. Ich sprach mit Frau Frank und mit Margot. Anne war irgendwo anders, sie hatte Krätze. Sie hatte irgendeinen Ausschlag, und davor hatten die Deutschen trotz medizinischer Kenntnisse – jedenfalls die Deutschen, die über unser Leben zu bestimmen hatten – schreckliche Angst, es könnte ansteckend sein, und sie musste isoliert werden. Anne konnte also nicht mit unserer Gruppe mit, und Frau Frank, unterstützt von Margot, sagte: «Und wir gehen natürlich mit ihr mit.» Ich erinnere mich, dass ich nickte, dass ich das verstand.

Das war das letzte, was ich von ihnen gesehen habe.

Davor sahen wir uns natürlich regelmässig. Ich habe oft mit ihnen gesprochen. Sie waren immer zu dritt, Mutter und Töchter. Was man dem ‚Hinterhaus' vielleicht an Unfrieden entnehmen kann, das war durch die existenzielle Not weggefallen, sie waren immer zu dritt und haben ganz bestimmt viel Hilfe aneinander gehabt. Alles, was ein pubertierendes Mädchen in ihrer Situation über ihre Mutter denken kann, hat dann keine Bedeutung mehr. Ich meine, es gibt Leute, die vom Krieg erzählen, dass sie ihr Fahrrad abliefern mussten, das war so schlimm, und weiter kommen sie nicht. Das war für sie das aller schlimmste, was passiert ist. Wenn man dann sagt: «Ja, aber es waren auch Menschen untergetaucht, schlimmer noch, es gab auch Menschen in Lagern.» Gott, ja, das war schon schlimm, aber ich musste mein Fahrrad abliefern.

So ist das auch mit Anne, denke ich. In der Untertauchsituation, die

schon eine sehr ungesunde Situation war, war ihre Mutter jemand, gegen den sie sich auflehnte, aber das fiel im Lager wirklich vollkommen weg.

Dadurch, dass sie sich gegenseitig eine Stütze waren, haben auch sie sich am Leben erhalten können – auch wenn niemand gegen Fleckty-phus ankommt.

Es gab mehrere Gruppen in unserer Umgebung, Einzelgänger gab es tatsächlich nur wenige. Aus Libau erinnere ich mich an zwei Frauen, die Einzelgängerinnen waren, sonst bildeten alle Gruppen. Denn schau, ein Lager stellt Forderungen, die im normalen Leben undenkbar sind, und diese Prüfung haben wir in unserer Gruppe alle durchgestanden, und glanzvoll, und das schafft ein Band, das nicht einmal mit dem zwischen Schwestern oder Müttern und Töchtern zu vergleichen ist, das geht darüber hinaus und ist dann das Positive einer solchen Erfahrung. Innerhalb der Gruppe von acht gab es Untergruppen. Anita und ich waren die beiden jüngsten, wir waren deutlich die Kinder. Nettie und Lydia waren die beiden Ältesten, sie fungierten für uns als Lagermütter und wir für sie als Töchter. Lenie war vor allem mit Annie zusammen und Rosy mit Rootje.

Gegenseitiges Bestehlen war absolut undenkbar. Im Gegenteil, wenn eine von uns ein Stück Brot bekam, wurde das durch acht geteilt, jede bekam einen Happen, wie absurd das auch klingen mag. Und obwohl niemand davon physisch etwas hatte, war es eine psychische Hilfe.

Ein anderes Beispiel: Anita hatte keine Schuhe mehr, und zuletzt hatte ich einen Freund, na ja, Freund, nebbich, das war ein französischer Zwangsarbeiter in der Fabrik, der mir manchmal etwas zusteckte, was prompt durch acht geteilt wurde, und den habe ich um ein Paar Schuhe für Anita gebeten. Ich habe sie unter ihr Bett gestellt, es waren ein Paar Männerschuhe, und sie sah sie plötzlich als eine Art Wunder vom Him-

mel. Sie hat sie angezogen, und witzigerweise hat sie jetzt vor Kurzem erst erfahren, dass ich sie dort hingestellt hatte.

Ich hatte das Glück eines warmen Kleides, aber beim Duschen nach einer Selektion mussten wir alle unsere Kleider auf einen Haufen werfen, und die Sachen wurden dann willkürlich zurückgeworfen. Rosy sah mein Kleid liegen und rannte hin. Sie bekam einen Hieb mit der Peitsche, aber sie hatte das Kleid und gab es mir.

Und vor Kurzem erzählte mir jemand, dass ich ihr einmal ein Brot gegeben hatte, eine Portion Brot eben, und davon reden sie noch heute. Ich weiss es nicht mehr. Jemandem eine Scheibe Brot zu geben scheint nichts Besonderes, aber damals war es etwas ganz Grosses.

Die Befreiungserinnerung überstrahlt alles. Wir hatten keine Arbeit mehr in der Fabrik, in der wir zuvor Schneeketten gemacht hatten, weil kein Material mehr ankam. Also wurden wir mit unseren erschöpften Körpern rekrutiert, um einen Flugplatz anzulegen, mit Spaten, mit mannshohen Spaten, und wir hatten auch ganz schön viel Tritte auszuhalten. Während der letzten Wochen des Krieges und auch in den ersten Tagen vom Mai mussten wir bei ständigem Regen den Flugplatz anlegen, aber wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, dass Holland befreit war. Und das hat gestimmt, doch wir wussten es nicht.

Weil alles durchweicht war, wurden wir zu einem bestimmten Zeitpunkt zu den Baracken geschickt. Zwei holländische Jungen aus der Fabrik, Frans und Bart, gingen auf der sandigen Strasse, die am Lager entlangführte, und sangen nach der Melodie von Piet Hein: «Wir sind befreit, die Befreiung ist ganz nah, und morgen sind wir frei.» Wir rannten hinaus, um zu hören, was sie sangen, denn sie durften natürlich nicht in oder ans Lager kommen, aber so liessen sie es uns wissen. Und wir riefen dauernd: «Sie singen, sie singen, dass der Krieg vorbei ist.»

Der Tag ging vorüber. Am Morgen des achten Mai war das Wetter endlich schön, und wir hatten Appell. Er verlief ziemlich seltsam: diejenige, die den Appell abnahm, die Lagerälteste, stand mit dem Rücken zu uns, und diejenige, die die Anzahl Häftlinge meldete, grinste. In dem Wachthäuschen, das das Lager abschloss, war viel los. Wir standen nur sehr kurz Appell und durften wieder zurück zu den Baracken. Irgendwann sahen wir sie dann Weggehen. Ganz kurz danach kamen die Zwangsarbeiter, Holländer und zwei Franzosen, ins Lager: wir waren frei, konnten ein- und ausgehen!!! Das fast Unmögliche geschah uns: der Krieg war vorbei, und wir waren frei! Ich fühlte mich selbst wachsen, auf irgendeine Art wurde ich grösser. Ich richtete mich auf, glaube ich, und ich hob den Kopf, und ich streckte mich.

Diese Erfahrung habe ich als den schönsten Tag meines Lebens betrachtet: sich auszustrecken, den Körper zu fühlen und mit dem Kopf zur Sonne gerichtet langsam zu sich durchdringen lassen, dass es vorbei war, dass man es geschafft hatte. Das war alles zusammen fast nicht zu fassen, das intensive Glücksgefühl, das einen durchströmte, dass man es überlebt hatte und dass sie weg waren. Weiter dachte man noch nicht. Und weisst du, was wir taten? Die schrägen Sandhaufen an den Barakken, die wir immer sehr genau und ordentlich aufhäufen und mit den Händen flach streichen mussten, in die liessen wir uns hineinfallen.

Und alle sagten ab diesem Moment: «Bloeme hat immer gesagt, am ersten sonnigen Tag im Mai...» Das war ja mein Traum im November gewesen.

Schuldgefühl, das bekannte survival-guilt, habe ich überhaupt nicht. Es ist nachvollziehbar, dass man sich schuldig fühlt, weil man dem Schicksal fast aller entrinnen konnte. Ich fühle mich dafür nicht schuldig, ich betrachte alles als einen dummen Zufall, als eine unberechenbare Angelegenheit. Dass ich dieses Schicksal nicht geteilt habe, darüber freue

ich mich. Das hat mir die Möglichkeit gegeben, eine neue Generation ins Leben zu rufen. Wenn es einen Sinn gegeben hat, dass ich zurückkam, dann ist es der, dass Hans und ich eine relativ grosse Kinderschar haben aufziehen dürfen und dass unsere Kinder wieder Kinder hervorbringen und dass wir so dazu beitragen, dem Fortbestand des jüdischen Volkes Gestalt zu geben.

Es war im Lager, trotz allem, doch Platz für ein bisschen Humor. Das kommt, weil wir Optimisten sind, und ich bin sicher, dass ich vor allem die guten Fähigkeiten der Menschen fördern und ermutigen will. Ich habe auf irgendeine Art nie mein naives Vertrauen in Menschen verloren. Das finde ich eigentlich seltsam, aber es ist so.

Einige Antisemiten, und zwar die von der sanften Art, sagen: «Ja, ich mag Juden nicht, denn mich hat mal ein Jude betrogen.» Das sind Stereotypen. Erstens glaube ich es nicht, und zweitens bin ich von ihrer guten Absicht nicht überzeugt.

Wenn ich gerade streitlustig bin, dann sage ich: «Christen haben meine ganze Familie, mein ganzes Volk ermordet, und nicht nur jetzt, sondern die Jahrhunderte hindurch, aber ich habe keinen Hass gegen Christen bekommen.»

Ich habe auch eine pessimistische Seite, wenn ich sehe, dass der Mensch voller Aggressionen steckt und dass das in allen Jahrhunderten nicht weniger geworden ist. Ausgrabungen bezeugen, dass Menschen früher ermordet worden sind. In der Bibel ist eine der ersten Taten des neuen Menschengeschlechts, sich gegenseitig niederzustechen, und die zunehmende Technologie macht es uns möglich, immer mehr Menschen gleichzeitig zu vernichten. Also auf Mikro-Ebene bin ich optimistisch und auf Makro-Ebene pessimistisch.

Lenie de Jong-van Naarden.

# Lenie de Jong-van Naarden

*Die ersten Male traf ich Lenie immer zusammen mit Bloeme Evers. Durch ihr gemeinsames Schicksal hatte sich eine feste Freundschaft zwischen ihnen entwickelt.*

*Kameradschaft bedeutet für Lenie sehr viel. Sie und Bloeme Evers-Emden, Anita Mayer-Roos und eine Reihe anderer Frauen bildeten eine Gruppe und halfen sich gegenseitig, die verschiedenen Konzentrationslager zu überstehen.*

*Lenie ist eine empfindsame Frau mit einer warmen und einnehmenden Persönlichkeit, und ich war mir der Gefühle bewusst, die durch unsere Gespräche bei ihr wieder freigesetzt wurden. Sie wollte ihre Geschichte erzählen. Sie tat es sehr behutsam, fast jedes Wort abwägend, auf eine Weise, die mir jedesmal Beklemmungen verursachte.*

Im August 1942 haben wir geheiratet, mitten im Krieg. Wir wollten eigentlich damals noch nicht heiraten, weil meine Schwiegereltern, die in Antwerpen wohnten, nach Südfrankreich geflüchtet waren. Wir hatten mit ihnen keinen Kontakt mehr, und hätten sie doch so gerne dabeigehabt. Aber die Gesetze wurden immer strenger, so dass wir sagten: «Wir heiraten.»

Ins Rathaus konnten wir nicht mehr, deshalb wurde unsere Ehe im Gebäude der jüdischen Gemeinde in der Plantage Parklaan geschlossen. An diesem Tag durften wir nicht mit der Strassenbahn fahren, weil gerade Razzien waren. Wir mussten laufen. Der Beamte des Standesamtes, der die Ehe schloss, hielt eine prächtige Rede. Er sprach sehr tapfer und machte uns Mut.

Der Personalausweis von Lenie de Jong-van Naarden, im Jahre 1941 ausgegeben von der Sicherheitspolizei, mit dem deutlich sichtbaren Buchstaben J.

A 35 № 595499
A 35 № 595499
A 35 № 595499
van Baarden--
Leentje--
18 Juli 1915
Amsterdam
Tugelweg 127 3h
AMSTERDAM
PERSOONSBEWIJS

Wahrscheinlich war er sich darüber im Klaren, dass wir Mut nötig haben würden.

Anfang 1943 mussten wir untertauchen. Bis Ende des Jahres 1943 waren wir bei einem Neffen meines Mannes in Den Haag. Dann wurde die ganze Sache verraten, und wir stiegen einfach in den Zug und fuhren zu einem sehr guten Freund nach Amsterdam, der immer gesagt hatte: «Wenn etwas schiefgeht, kommt hierher. Aber ihr könnt nicht bleiben; nur für eine Weile könnt ihr hier sein.»

Wir sind tatsächlich einige Monate geblieben, während wir auf eine Adresse in Friesland warteten. Die kam schliesslich, und der Freund brachte uns hin, ich glaube nach Joure. Dort kamen wir Punkt acht Uhr an, als alles und jeder im Haus sein musste. Es war ausgemacht, dass wir abgeholt werden sollten. Tatsächlich kam ein Auto mit einem deutschen Nummernschild und abgeblendeten Scheinwerfern. Wir dachten: O Himmel, was passiert jetzt? Das Auto hielt. Mein Mann sagte das Losungswort, und wir drei konnten einsteigen. Zwei junge friesische Männer sassen am Steuer, die uns sofort amerikanische Zigaretten gaben. Unseren Freund wollten sie eigentlich nicht dabei haben, aber es gelang uns, die Situation zu erklären, und er wurde zu einem anderen Bauernhof gebracht, von wo aus er morgens sehr früh wieder nach Amsterdam zurückkehren konnte.

Wir fuhren mit dem Auto weiter. Irgendwo mitten auf dem Land sagten die jungen Männer zu uns: «Ihr steigt jetzt aus und geht zu diesem Baum, hinter dem steht jemand, der nimmt euch mit.»

Und so war es. Wir kamen zu einem Bauernhof, einer Art Zwischenadresse, wo ein Bauer und eine hochschwangere Bäuerin uns an einem sehr grossen, gedeckten Tisch erwarteten. Sie sagten: «Nehmt, worauf ihr Lust habt, Kaffee, Tee und so weiter.» Alles war da. Dort blieben

wir eine Nacht. Ein paar Wochen später hörten wir, dass die Moffen den Bauern erschossen haben.

Am nächsten Morgen wurden wir von dem gleichen Auto abgeholt, das uns zu der Wasserpolizei in Delfstratenhuizen brachte, einem Ort, von dem ich noch nie gehört hatte. Dort sind wir auch ein paar Tage geblieben.

Im März oder April sind wir zu unserer festen Adresse gegangen, in der Nähe von Oosterzee, zu einer Arbeiterfamilie in einem sehr kleinen Arbeiterhäuschen. Junge Leute in unserem Alter mit zwei kleinen Mädchen. Das Haus war sehr primitiv, es gab kein Wasser und keinen Strom, und mein Mann musste immer Karbid für eine Laterne klopfen, die für Beleuchtung sorgte. Wasser wurde mundvollweise für das Essen verwendet, man musste es von einem Bauern aus der Nachbarschaft holen. Wasser zum Waschen kam aus dem Graben. Aber das machte alles nichts, die Leute waren toll, und wir kamen sehr gut mit ihnen aus.

Freunde aus der Untergrundbewegung besuchten uns und sagten: «Hier muss ein Keller zum Verstecken her.» Es war ja ein Häuschen, das auf einer Wiese stand. Man konnte einfach von vorn nach hinten durchschauen. Der Keller ist auch angelegt worden; ein Loch im Boden, das eine Art Keller vorstellen sollte, prima getarnt.

Anfang August 1944 wurde ich dadurch geweckt, dass Leute um das Haus herumliefen. Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. Mein Mann und ich schossen aus dem Bett in den Keller, zusammen mit unserem Hausherrn. Sie kamen ins Haus, und wir hörten sie über unseren Köpfen herumgehen. Mit einiger Mühe gelang es ihnen, uns zu finden, und der Boden wurde über uns aufgebrochen. Wir kamen in Nachthemden heraus und standen holländischen SS-Leuten gegenüber, die sagten: «Eins, zwei, drei, anziehen und mit.» Und zu unserem Hausherrn sagten sie: «Du kommst auch mit.»

Wir zogen uns an. Wir durften ein paar Dinge mitnehmen, dann fuhren wir sofort mit Rädern nach Lemmer, in der Nacht. Unsere Hausherrin hatten sie in ihrem Nachthemd ins Freie gezerrt und ihr mit dem Revolver auf der Brust gedroht, sie zu erschiessen, wenn sie nicht sagte, wo wir wären. Aber sie hat nichts gesagt. Als ich sie noch kurz sprach, sagte sie: «Ich hätte euch nie verraten, ich hätte mich totschiessen lassen.»

In Lemmer kamen wir zur deutschen Polizei auf das Polizeibüro, und die verhörte uns. Sie registrierten, wer wir waren, und danach ging es mit dem Bus nach Heerenveen und von dort ins Strafgefängnis in Leeuwarden.

Dort wurden wir wieder registriert. Unsere Besitztümer, Uhr und Trauring, mussten wir abgeben. Mein Mann wurde in der Männerabteilung mit unserem Untertauch-Hausherrn eingesperrt, und ich kam in der Frauenabteilung in die Zelle zu einer alten Dame, die zusammen mit mir aufTransport ging. Wir blieben ziemlich kurz dort, ein paar Tage und Nächte.

Von den Wärterinnen in diesem Gefängnis war eine sehr freundlich, die andere weniger. Sie taten jedoch, was sie konnten, um uns das Leben ein bisschen erträglicher zu machen. In der Nacht vor dem Transport sagte eine der Bewacherinnen: «Meine Dame, ich bringe Sie in die Zelle von Frau...» Ihren Namen möchte ich nicht nennen. Sie hatte Beziehungen zu dem Gerichtshof in Leeuwarden. Sie war verhaftet worden, weil sie einen holländischen Professor im Haus gehabt hatte. Die Bewacherin liess mich ausgerechnet bei ihr in der letzten Nacht in der Zelle, so dass wir noch ein paar Einzelheiten austauschen konnten. Diese Frau, eine ganz besondere feine Frau, sagte: «Ich bin verhaftet worden, weil ich Professor soundso im Haus hatte, aber ich komme wieder frei, für mich wird gearbeitet, aber du, ja leider, du gehst aufTransport.» Sie war sehr christlich, und sie hat mir sehr viel Mut zugesprochen.

Bevor ich wegging, hat die Bewacherin mir eine grosse Schüssel mit

Wasser gegeben, damit ich mich waschen konnte. Ich hatte sehr wenig Kleider. Ich war der Bewacherin sehr dankbar dafür, dass sie mir am nächsten Morgen ein Brot für unterwegs mitgab. Sie sagte: «Hier, vielleicht brauchst du das.»

Am nächsten Morgen mussten wir uns unten versammeln. Ich sah meinen Mann dort wieder, der Untertauch-Hausherr blieb in Leeuwarden in der Zelle, und unten war wieder die holländische SS, die uns Handschellen anlegte. Mein Mann und ich wurden gefesselt, ebenso eine alte Dame, ein alter Herr und Professor Freida und noch eine Reihe von Leuten. Wir liefen morgens sehr früh durch Leeuwarden, gefesselt, als wären wir die grössten Verbrecher, begleitet von holländischer SS. So gingen wir zum Zug. Es war fast niemand auf der Strasse, es war himmelschreiend, dass das möglich war, dass niemand die Hand ausstreckte nach dieser Gruppe jüdischer Menschen, junge und alte, und man uns so unserem Schicksal überliess.

Wir kamen in den Zug, von dem ein Abteil für uns reserviert war, und unter Bewachung wurden wir nach Assen überführt. Dort stiegen wir aus, gefesselt, und standen ein bisschen weiter weg von dem Zug, um auf einen anderen Zug zu warten, der hereinkommen sollte, und aus dem auch ein Haufen Leute jeden Alters stiegen.

Der Polizist, der uns in Assen erwartete und uns gefesselt sah, sagte zur SS: «Die Fesseln ab.» Aber der SS-Mann sagte: «Nein, nein, die Leute bleiben gefesselt.»

Der Polizist aus Assen war nicht uniformiert. Zwischen den beiden entstand ein heftiger Streit. Der Assener Polizist sagte: «Los, gib die Schlüssel her und mach die Leute frei. Wir schämen uns in Grund und Boden, wenn wir mit ihnen so über die Strasse gehen.» Nach vielem Streiten gingen die Handschellen auf, und wir wurden mit der ganzen Gruppe in das Gefängnis in Assen gebracht.

Was uns besonders gut getan hat, ist, dass sie uns dort mit einer warmen Erbsensuppe aufwarteten, ich habe das nie vergessen. Es gab so viel verschiedenartige Menschen in jener Zeit. Diese in Assen haben getan, was sie konnten. Sie haben uns nicht in Zellen gestopft, sie haben uns gemeinsam in einem Raum sitzen lassen, miteinander reden lassen, uns Erbsensuppe gegeben, gefragt, ob wir vielleicht noch mehr wollten. Mehr konnten sie nicht tun. Nachmittags gingen wir schon auf Transport, in grossen Überfallwagen, die uns nach Westerbork brachten.

Als wir dort ankamen, wurden wir zum soundsovielten Mal registriert, aber da wir Straffalle waren, landeten wir in der S-Baracke, der Strafbaracke, wo die Männer von den Frauen getrennt wurden. Die Entfernung zwischen den Frauen- und Männerbaracken war nicht gross, ich konnte meinen Mann tagsüber sehen und treffen. Die Baracken waren gerammelt voll, wir mussten sehen, dass wir ein Plätzchen, ein Bett oder so, eroberten. Ich hatte inzwischen mit einer Frau meines Alters Freundschaft geschlossen, wir verstanden uns auf Anhieb und blieben zusammen. Und zusammen haben wir auf einem der oberen Betten gelegen. Es war schmutzig, es war voller Menschen, und alles war voller Flöhe. Was man bei sich hatte, legte man einfach auf das Bett, und man behielt die Kleider an, um so wenig Last wie möglich mit den Flöhen zu haben.

Wir wurden zu der Arbeit bei den Batterien eingeteilt, einem Arbeitsplatz, wo wir die Braunkohle, die in den Batterien war, herausholen mussten. Schon vorher hatten wir einen Overall bekommen, dunkelblau mit einem roten Einsatz, und Holzschuhe. Unsere eigenen Kleider hatten wir am Eingang abgeben müssen. Wir mussten jeden Tag antreten, um zu den Batterien zu gehen. Wir waren mit dem braunen Puder bedeckt, der herumflog und in grossen Dosen gesammelt werden musste. Es war abscheulich. Wir hatten keine Seife. Jemandem aus der freien

Baracke, der hörte, dass mein Mann und ich in der S-Baracke sassen, ist es gelungen, uns ein Stück Seife zuzustecken. Das war etwas Grosses in jener Zeit, wir konnten uns waschen. Wasser gab es genug.

Ausser der Arbeit bei den Batterien, die einen ganzen Haufen Menschen beschäftigte, gab es natürlich Leute, die Küchendienst hatten oder Baracken sauberhielten oder die Strasse, die nur aus Erde und Sand bestand, ordentlich fegten. Vor allem, wenn hoher Besuch kam, musste alles perfekt aussehen. Jeder arbeitete so viel wie möglich.

Hoher Besuch, das waren die Herren Deutschen und ihre niederländischen Helfershelfer. In jener Zeit waren das Gemmeker und Van Dam, glaube ich. Das waren die Personen, die kontrollierten, ob die Betten vorschriftsmässig gemacht waren und dergleichen. Wenn *Achtung* gerufen wurde, musste man wie beim Militär Haltung annehmen, und sie wollten überall nachschauen können, wie es aussah.

Kranke konnten nicht einfach im Bett liegenbleiben, sondern kamen in ein Krankenhaus. Aber man hütete sich davor, sich einfach ins Bett zu legen. Solange es ging, blieb man auf den Beinen.

In Westerbork lernten wir bald eine Menge Leute kennen. Wir sassen ja alle im selben Boot, und das schaffte eine Art Gemeinschaftsgefühl. Frauen mit ihren Männern waren da, einige hatten Kinder bei sich. Es gab Neffen, Nichten, Omas, Opas, die manchmal *en famille* verhaftet und alle nach Westerbork überführt worden waren.

Es war ein zusammengewürfelter Haufen, aber wir bekamen regelmässig zu essen. Das Essen schmeckte natürlich nicht besonders gut, aber es gab welches, und das war sehr wichtig. Leider bekamen schwangere Frauen oder Mütter mit kleinen Kindern natürlich nicht das, was sie brauchten.

Wir wussten, dass wir schliesslich auf Transport gehen würden, aber wohin die Transporte fuhren, wussten wir nicht. Wir wussten, dass Westerbork nicht die Endstation war, aber wir hatten keine Vorstellung, wie es weitergehen würde. Wenn man bis zum Ende des Krieges hätte bleiben können, wäre das eine Wohltat gewesen, sogar mit so vielen Leuten und unter diesen Umständen.

Wir hörten natürlich den Namen Auschwitz, aber das sagte uns nichts. Wir dachten nicht leichthin daran, aber was es genau bedeutete und wo es lag, das wussten wir nicht. Irgendwo in Polen, mehr nicht. Es sind zwar Briefchen in den Viehwagen zurückgekommen, auf denen mit ein paar Worten etwas über die Ankunft geschrieben war, aber die Nachricht war schon durch so viele Münder gegangen, dass wohl alles Mögliche dazugedichtet worden war. Also warteten wir es einfach ab. Es war eine Art Gelassenheit, die wir empfanden, bezüglich dem, was sie mit uns tun wollten. Wer weiss, was uns erwartete.

In Westerbork traf ich zum erstenmal die Familie Frank. Mein Mann kam mit Otto Frank sehr schnell gut aus. Sie führten tiefsinnige Gespräche zusammen, und wir hatten einen sehr guten Kontakt mit Frau Frank, die ich immer mit ‚Frau Frank' anredete. Ich habe sie nie beim Vornamen genannt. Sie war wirklich eine ganz besondere Frau. Mit ‚Otto' hatte ich weniger Mühe. Sie kümmerte sich sehr um ihre Kinder. Sie war immer mit den Mädchen beschäftigt. Kurz danach gingen wir auf Transport. Mit den Mädchen habe ich natürlich gesprochen, vor allem Anne war ein nettes Kind. Es brach einem das Herz, weil sie noch so jung waren und man nichts tun konnte, um sie rauszuhalten. Die Kinder hatten so viele Erwartungen an das Leben. Wir natürlich auch, aber wir waren doch einige Jahre älter. Ich war damals sieben- oder achtundzwanzig. Mein Mann war einunddreissig. Aber das war das Tragischste

von allem, man konnte nichts tun, überhaupt nichts, wir mussten geschehen lassen, was geschehen würde.

Wahrscheinlich war es das beste, dass Eltern bei ihren Kindern waren, denn ich habe nach dem Krieg Mütter erlebt, die ihre Kinder verloren hatten, und ich habe oft gedacht: Mutter, warum bist du nicht auch in die Gaskammer gegangen, es wäre besser gewesen. Das Leben war so nicht mehr auszuhalten nach dem Krieg. Ich kenne sie jetzt noch, mit all ihrem Kummer. Frauen, die ein paar Kinder verloren haben, auch ihre Männer, davon kann man sich nie erholen. In dieser Hinsicht war *en famille* das beste.

In Westerbork traf ich Frauen, die, wie ich, verheiratet waren, ohne Kinder. Einige hatten Verwandte, Eltern, Brüder und Cousins dabei. Mit diesen Frauen pflegte ich auch in Auschwitz weiterhin Umgang. Die Gruppe hat es einfach intuitiv zueinander hingezogen, und es ist bis zum heutigen Tag so geblieben. Diese Frauen, sie sind alle allein zurückgekommen, waren nach dem Krieg Witwen. Von einigen waren die Kinder in den Niederlanden untergetaucht, und das ist dann gut gegangen. Zwei Frauen waren dabei, die *en famille* waren, aber von ihrer ganzen Familie ist ausser ihnen niemand zurückgekehrt. Frauen scheinen ein besseres Durchhaltevermögen zu haben, machen sich weniger aus all den Befehlen und tun vielleicht doch noch ein bisschen, was sie selbst wollen.

Ich habe auch Bloeme kennengelernt, ein ganz besonderes Mädchen. Sie war allein, schloss sich gern an und war ein warmherziges junges Mädchen. Man erzählte sich gegenseitig ein bisschen die Lebensgeschichte und, ja, es klickte einfach. So war es auch mit Anita. Anita war mit ihrem Vater da, mit ihrer Mutter, mit ihrer Grossmutter, mit ihrem Bruder, mit ihrem Cousin. Sie waren auch im Viehwagen, zusammen mit uns, und

Anita hat sicher gedacht, dass von den jungen Männern jemand zurückkommen würde. Aber Anita ist allein zurückgekommen. Das ist das Traurige an der ganzen Sache.

Am Dienstag ging immer ein Transport. Kann sein, dass dieser letzte Transport am Sonntag abfuhr, das weiss ich nicht mehr genau. Normalerweise gingen die Transporte immer dienstags. Aber nun hatten sie es eilig, sehr eilig. Am Abend davor wurden die Namen aufgerufen, die dafür vorgemerkt waren. Es war nichts zu ändern. Als ich hörte, wie der Name meines Mannes und meiner aufgerufen wurde, weinte ich das einzige Mal. Ich habe danach nie mehr geweint!

Morgens früh gingen wir zu dem sehr langen Zug, mit vielen Waggons. Daneben standen SS-Männer mit Hunden und der Lagerkommandant, ohne eine Miene zu verziehen. Sie liessen geschehen, was geschah. Wir wurden in die Waggons getrieben. Die Kranken wurden auf Tragbahren hineingeschoben. Es gab alte Leute, denen das Einsteigen sehr schwerfiel. Das sah schlimm aus. Wir landeten im selben Waggon wie die Familie Frank, vielleicht wegen des Kontakts, den mein Mann mit Otto hatte.

In dem Waggon lag etwas Stroh auf dem Boden, und man konnte stehen oder sitzen, wenn Platz war. Als er mit ungefähr siebzig Menschen voll war, wurden die Türen von aussen verriegelt. Oben war ein kleines vergittertes Fenster. Ein junger Mann stand dort und teilte uns mit, in welche Richtung wir fuhren. In diesem Viehwagen hatten sie auch eine Kerze in einer Blechdose an der Decke aufgehängt, wodurch es ein bisschen hell war. Unser Bedürfnis konnten wir auf einem Eimer verrichten, der in der ersten Stunde schon voll war und überlief. Mit siebzig Menschen war das natürlich eine richtige Schweinerei, alles triefte, aber ein paar jungen Männern gelang es, während der Fahrt die Eimer zwischen den Türen auszuleeren, wo ein Spalt war. Man kann sich vorstellen, wie es stank.

Der Zug donnerte mit einem Affentempo. Manchmal blieb er jedoch stundenlang stehen, und einige Male wurden dann die Türen aufgemacht, aber meistens blieben sie zu. Der junge Mann am Fensterchen sagte immer: «Jetzt sind wir da und da», und nannte irgendeinen Ort. «Hier ist ganz schön viel kaputtgeschossen worden, das kann ich euch sagen, hier ist gut bombardiert worden.» Das freute uns sehr.

Hinterher haben wir gehört, dass der Zug angehalten hat, weil in einem anderen Waggon Leute ein Loch in den Boden gesägt hatten. Sie haben sich durch das Loch, noch in den Niederlanden, zu Boden gleiten und den Zug über sich hinwegfahren lassen. Ein paar Leuten ist es gelungen. Eine Frau hat dabei ihre Hände verloren, und ein Mann seinen Arm. Auf irgendeine Art ist ihnen dort in der Gegend geholfen worden, wo sie hingekrochen sind. Sie sind mit dem Leben davongekommen.

Aber sonst ist niemand entwichen, das war unmöglich. Ich weiss, dass Leute aus Transporten gesprungen sind, aber die müssen mit einem normalen Zug gefahren sein, aus den Viehwagen zu entkommen war nicht möglich, weil sie von aussen abgeriegelt waren.

Frau Frank hatte einen Overall mitgeschmuggelt, und beim Licht der Kerze trennte sie den aufgenähten roten Stoff ab. Sie dachte wohl, besser ohne den roten Stoff, dann sehen sie nicht, dass wir ein Straffall sind. Nun, es hatte natürlich keinen Sinn, was sie tat, denn in dem Moment, als wir in Auschwitz ankamen, mussten wir alles in den Viehwagen zurücklassen. Na gut, für sie war es vielleicht wichtig, und sie hat die Befriedigung gehabt, dass er ab war.

Sehr viele, auch die Mädchen Frank, schliefen an den Vater oder die Mutter gelehnt, jeder war todmüde. Und dann die Anspannung, was wird nun weiter passieren, vielleicht verunglücken wir, vielleicht kommt eine Bombardierung, das hofften wir. Nichts, es passierte nichts.

Wo doch so viel bombardiert worden ist, und all die Züge, von denen man wusste, dass sie fahren, nichts ist mit ihnen passiert. Es gab eine Menge Menschen, die schliefen. Es war einfach ein Todeszug. Menschen starben unterwegs, bei der Ankunft gab es viele Tote.

Wir waren, glaube ich, zwei Tage und Nächte drin. Nach dem Krieg bin ich manchmal gefragt worden: «Habt ihr denn kein Essen gehabt?» Nein, wir haben nichts bekommen, überhaupt nichts. Wenn wir selbst etwas bei uns hatten, okay, aber das hatten wir, glaube ich, auch nicht, wir hatten nichts.

Der junge Mann, der am Fenster stand und uns regelmässig auf dem Laufenden hielt, kannte offensichtlich die Landkarte von Europa sehr gut und sagte: «Wir fahren ostwärts, in Richtung Polen, wir werden also nach Auschwitz fahren.» Es ist vielleicht eine Art Schutz, die Dinge, die man dachte, nicht auszusprechen, um anderen keine Angst zu machen, nicht die eigenen Gefühle zu zeigen und sich nicht gehenzulassen. Was Auschwitz genau war, mussten wir noch herausfinden.

So waren zum Beispiel in den Viehwagen Leute, die ein noch in Wester bork gewaschenes, klatschnasses Laken zwischen sich aufhoben, in der Hoffnung, dass es bis Auschwitz trocken sein würde. Das betrachtete man, ohne etwas zu begreifen. Wir waren alle davon durchdrungen, dass die Situation hoffnungslos war. Trotzdem erinnere ich mich nicht daran, dass jemand ununterbrochen weinte oder einen Nervenzusammenbruch bekam. Die Menschen waren ruhig.

Gerade weil wir Holländer waren und niemals mit alledem konfrontiert gewesen waren. Das entdeckten wir später bei den Polen und Ungarn, das waren routinierte Frauen, die genau wussten, wie man sich der Arbeit entzog, sie kannten die Methoden der Antisemiten und waren viel besser vorbereitet als wir. Wir waren nicht abgehärtet. Holländer sind im allgemeinen wie Schnee vor der Sonne geschmolzen. Jüngere und Ältere hatten überhaupt keine Chance.

Ein Viehwagen mit siebzig Menschen bot natürlich keinen Platz für alle, um sich hinzusetzen oder bequem hinzulegen. Aber es gab noch eine Art Respekt voreinander. Junge Männer überliessen ihren Platz alten Leuten oder Frauen, damit sie mal kurz ihre Beine ausstrecken oder auch schlafen konnten. An die Zugfahrt erinnere ich mich noch oft. Vor allem nachts kann ich oft nicht schlafen, weil in meinem Kopf die Züge immer weiter durch die Nacht rasen.

Irgendwann fing der Zug an, langsamer zu fahren und blieb stehen. Ich weiss wirklich nicht mehr, ob es morgens oder abends war, als wir ankamen. Die Türen wurden aufgeschlagen.

Sofort ertönte ein lautes Geschrei über Lautsprecher. Da standen lauter uniformierte Polizisten und Soldaten. Alle fielen aus den Viehwagen übereinander hin: Tote, Kranke, Kinder.

Das Geschrei aus den Lautsprechern teilte uns mit, dass wir das Gepäck zurücklassen und uns mit unserem Handgepäck aufstellen müssten, Frauen auf die eine Seite, Männer auf die andere, und los. Es war menschenunwürdig, wie sie uns bewachten, mit Peitschen, mit Hunden, am besten wäre man tot umgefallen. Aber wenn man das nicht tat, musste man sich eben bewegen.

Mein Mann und ich haben Abschied voneinander genommen, sehr schnell, man liess uns für nichts Zeit. Ich stellte mich zu den Frauen, und wir gingen zu Mengele und seinen Trabanten – dass es Mengele war, haben wir erst später gehört. Er sagte: «Auf diese Seite, auf diese Seite.» Also gingen wir auf diese Seite. Sehr viele gingen auf die andere Seite, unter ihnen auch Menschen, die ich kannte. Wir winkten einander zu und sagten «tschüs», als würden wir uns wieder treffen. Aber wir haben die, die zur linken Seite geschickt wurden, nie mehr gesehen. Später wurde uns erst klar, dass das die Selektion gewesen war.

Ich war unwohl, das ist oft auch eine Frage der Nervosität. Es war mir noch gelungen, aus dem Waggon eine Monatsbinde zu holen. Mit

einer ausgedünnten Gruppe waren wir durch die Selektion gekommen und standen nun stundenlang irgendwo herum.

Wir sahen zwar Dampf und Rauch, aber niemand fragte: «Was kann das sein?» Männer in gestreiften Anzügen kamen zu uns, unter ihnen auch Holländer, und ich weiss, dass ich einen von ihnen fragte: «Was ist das, was man dort in der Ferne sieht?» Und er sagte: «Och, damit habt ihr nichts zu tun, ihr kommt in Quarantäne. Das ist nichts für euch, ihr kommt durch.»

Wir waren halb verdurstet und ausgehungert. Man brachte uns in irgendeinen grossen Saal in der Nähe einer Baracke, und während wir da rumstanden, hörte ich jemanden niederländisch sprechen. Das war Annetje, die in der Küche arbeitete. Sie fragte: «Sind hier holländische Frauen?»

«Ja», sagten wir. Sie war ein sehr nettes Mädchen. «Wartet», sagte sie und kam dann mit einer Schüssel rotem Zeug herein, Roterübenwasser oder so etwas, das sie uns zu trinken gab. Wir nahmen alle einen Schluck.

Wir mussten uns nach dem Alphabet aufstellen, und dann kamen wir zu einer Frau, einer polnischen Antisemitin. Sie packte meinen linken Arm mit einem festen Griff, drehte ihn um und stach mit einer Nadel drauflos. Das tat weh.

Als die Nummer eintätowiert war, wurden wir weitergetrieben, ins Freie. Ich hatte meine Uhr aus dem Gefängnis zurückbekommen, auch meinen Trauring. Meine Uhr habe ich erst zerbrochen und dann kräftig in den Boden gestampft, auch den Trauring, denn ich hatte inzwischen herausbekommen, dass sie sonst bei den Moffen gelandet wären. Vielleicht sind sie das auch, aber die Uhr war kaputt.

Als nächstes wurden wir in eine grosse Halle dirigiert: Wir mussten alles ausziehen und die Kleider auf einen Haufen werfen. Die Frauen, die unwohl waren, behielten etwas an, alle anderen waren nackt. Als erstes wurden uns die Haare abgeschnitten, mit einer Haarschneidema-

schine. Ich hatte lange, hochgesteckte Haare, alle Haarnadeln mussten raus. Ich hielt sie in der Hand, und die Haare lagen auf dem Boden. Ein Stück weiter standen andere Frauen, denen wurden die Körperhaare abgeschoren. Als die Haarschneider sahen, dass ich noch etwas anhatte, zog man es mir weg, und ich musste sehen, wie ich zurechtkam.

Danach kamen wir wieder in einen grossen Raum. Es wurde durchgesagt, dass wir als einziges unsere Schuhe behalten dürften. Die sollten wir am Eingang in ein Desinfektionsmittel stellen und dort stehenlassen. Wir selbst mussten weiter in die Mitte des Saales.

Ich hatte sehr gute Schuhe, Sportschuhe, die behielt ich scharf im Auge, um sie ja hinterher wiederzubekommen. Sie wurden geklaut, und ein Paar Pumps wurden stattdessen hingestellt. Weil es ein Kampf um Leben und Tod geworden war und ich dachte, dass ich die Schuhe unbedingt wiederhaben musste, um überhaupt überleben zu können, ging ich, völlig nackt und unwohl, zu einem SS-Mann. Die liefen mit Peitschen herum, und wer ihnen von den nackten Frauen, die sich nicht wehren konnten, nicht gefiel, bekam einen Hieb mit der Peitsche.

Ich sagte zu dem SS-Mann: «Befehl ist Befehl. Ihr habt gesagt, die Schuhe dürfen wir behalten. Meine Schuhe sind gestohlen worden.»

Er schob mich mit der Peitsche ein Stück zurück und betrachtete mich von unten bis oben. Er sagte: «Wer hat das getan?»

«Die da», sagte ich.

Sie hatte meine Schuhe an. Es war eine Frau, die nicht zu unserer Gruppe gehörte, sie hatte eine Funktion, ich weiss nicht welche. Er liess sie zu sich kommen. Sie musste die Schuhe ausziehen und wieder dort hinstellen. Der SS-Mann schlug sie mit der Peitsche so schlimm, dass ich nicht glaube, dass sie es überlebt hat. Schau, es gab so viele Dinge, die man gesehen hat, man hat sich nicht mit einem Fall aufgehalten. Sie

waren mit unserer Ausrottung beschäftigt. Es war auch eine jüdische Frau, die vielleicht den Flur fegen durfte.

Danach gingen wir unter die Duschen – aus denen wahrhaftig noch ein bisschen Wasser kam. Völlig nass schickten sie uns ins Freie, wir hatten kein Handtuch und nichts. Dort wurde uns ein Bündel Kleider zugeworfen. Ich hatte eine zerrissene Pyjamajacke und eine Art Rock und nichts darunter, überhaupt nichts.

Aber man glaubt es nicht: Wir standen schon wieder Appell. Schlimm sahen wir aus mit den kahlen Köpfen. Ich war sehr unwohl, und jemand drückte mir eine Monatsbinde in die Hand, eine Aufseherin, eine Frau, die Aufsicht führte. Sie schaute nicht auf und um, sie sah, wie es mit mir war. Es waren noch mehr Frauen unwohl, vielleicht haben die auch was bekommen, das weiss ich nicht, aber ich war ihr doch sehr dankbar.

Beim Appell standen wir in Reihen. Die Reihen mussten genau ausgerichtet sein, man musste den Arm ausstrecken, um zu messen, ob der Abstand zu allen gleich war, denn wenn die SS kam, mussten sie leicht zwischen uns durchgehen können.

Erst als wir ordentlich standen, bekamen wir etwas zu trinken. Pro Reihe eine Konservendose mit sogenanntem Kaffee, irgendeine braune Flüssigkeit. Und wenn ich dir jetzt erzähle, dass Frauen mit heftigem Fieber dabei waren, die völlig ausgetrocknet waren, dann kannst du verstehen, dass man eben wirklich nur einen Schluck oder anderthalb genommen hat, denn unter diesen Umständen hatte Solidarität einen hohen Wert. Man hat nicht mehr genommen, denn sonst hätte die Frau hinter einem nichts gehabt. Wir bekamen auch ein Stück Brot, eine Art Kommissbrot, das war gleichzeitig unser Frühstück, das bis zum nächsten Morgen reichen musste.

Ich bin froh, dass meine Eltern und was ich sonst an Verwandten hatte, sofort in die Gaskammern gegangen sind. Das war das beste. Ihnen ist ein langes Martyrium erspart geblieben. Sie wussten überhaupt nicht, was passieren würde. Es ist passiert, sofort, und sie waren alles

los. Aber diese Kämpfe, Mütter mit ihren Kindern, Kinder, die ihnen abgenommen wurden, das war am allerschlimmsten, denn die Frauen mussten sich auch noch in den Arbeitsprozess fügen, und das war mehr als schrecklich.

Auf irgendeine Art fand man heraus, dass die Menschen vergast wurden, dass es Räume gab, wo die Menschen hineingetrieben wurden und deren Türen dann geschlossen wurden. Sehr oft haben wir gedacht, jetzt sind wir an der Reihe. Nun, das ist dann nicht so gekommen, aus welchen Gründen auch immer.

Von einem Mal kann ich erzählen: Wir waren in einer grossen Baracke untergebracht, alle möglichen Nationalitäten durcheinander. All diese Baracken wurden eines Tages geleert. Man muss sich vorstellen, dass in einer solchen Baracke an die anderthalbtausend Frauen waren, sehr lange Gänge, drei Stockbetten übereinander, mit ungefähr zwölf Frauen nebeneinander. Betten, na ja, das ist ein zu weiter Begriff. Es waren Bretter mit Pferdedecken, wo man sich drauf- oder drunterlegen konnte. Wir lagen immer zu zehnt, zwölft nebeneinander, wie Heringe in einer Tonne.

Die Baracke war voll mit Frauen, die eine Nummer auf dem Arm hatten. Wir waren froh über diese Nummer, weil wir dachten, dass wir dann wenigstens registriert waren, aber das stimmte überhaupt nicht. Die Zahl der Neuhinzukommenden war gross, also konnten sie regelmässig die Gaskammern füllen.

Aber diesmal lagen wir auf den Betten und hörten Autos hin- und herfahren; Frauen wurden gezwungen, in diese Autos zu steigen. Die Lagerälteste von unserem Block war eine russische politische Gefangene, keine Jüdin. Woher wir das wussten? Jede hatte irgendein Zeichen, woran man erkennen konnte, ob sie eine Mörderin war, eine politische Gefangene oder ganz einfach eine Jüdin. Sie öffnete die Türen der Baracke vorn und hinten. Es war stockdunkel. Nur den Stacheldraht, der ständig unter Strom stand, konnte man sehen, weil dort alle Lampen brannten.

Wir waren totenstill und sahen, wie die russische Lagerälteste von Bett zu Bett ging und sich dann gleich wieder im Gang versteckte. Immer sagte sie ein paar Worte zu den Frauen. Als sie zu uns kam, hörten wir drei Worte: «Seid bitte ruhig», dann ging sie weiter. Die List ist geglückt. Die ganze Baracke wurde vergessen leerzuräumen.

Während die Autos zu den anderen Baracken weiterfuhren und wir totenstill da lagen, hörte ich draussen eine grosse Gruppe französischer Mädchen die Marseillaise singen. So gingen sie in die Gaskammer.

Ich glaube, dass die Russin selbst umgebracht worden ist, sie war eine gewöhnliche politische Gefangene. Oh, der Hass gegen die Russen war mindestens so gross wie der gegen uns, wenn nicht noch grösser. Schliesslich lagen die Deutschen im Krieg mit den Russen, und die politischen Frauen, die Widerstand geleistet hatten, nun, die konnten sie überhaupt nicht brauchen. Uns hat diese mutige Frau das Leben gerettet.

Die etwas älteren Mädchen, von denen man sich wahrscheinlich noch einige Produktivität im Arbeitsprozess versprach, konnten bei ihren Müttern bleiben. So sind auch Margot und Anne Frank bei ihrer Mutter geblieben. Aber die meisten Mütter mussten ihre Kinder hergeben. Immer wieder fragten sie: «Weisst du, wo mein Kind ist? Weisst du es?» Und ich sagte immer: «Nein, ich weiss es auch nicht, aber wir müssen es ertragen und versuchen, durchzukommen. Versuch nur, das beste zu hoffen.» Ich wusste, dass Mütter mit Kindern am schlimmsten dran waren. Frauen, die schwanger waren, hatten überhaupt keine Chance. Viele von ihnen haben sich gegen die Drahtzäune geworfen, die immer unter Strom standen.

Als Individuum hatte man meiner Meinung nach nicht die geringste Chance. Vielleicht gibt es Leute, die sagen: «Ich bin froh, dass ich allein war, ich konnte auf diese Art durchkommen.» Aber für mich galt das nicht, und für unseren Club galt das auch nicht.

Frau Frank hat sich in der Zeit, die wir in Auschwitz waren – ungefähr zwei Monate –, grosse Mühe gegeben, ihre Kinder am Leben zu halten, bei ihnen zu bleiben, sie zu beschützen. Natürlich haben wir miteinander gesprochen. Aber man konnte überhaupt nichts tun, nur Ratschläge geben wie: «Lass sie nicht allein zur Latrine gehen.» Denn sogar auf dem Weg von der Baracke zur Latrine konnte etwas passieren. Man lief zufällig einem SS-Mann vor die Füsse, ganz zufällig, und mit dem Leben war es aus. Sie schlugen Leute einfach tot, das machte ihnen nichts aus, ein Mensch war nichts.

Die Arbeit, die wir verrichteten, bestand darin, dass wir Steine von einem Ende des Lagers zum anderen schleppten. Warum das nötig war, weiss der Geier. Es gab wieder eine andere Gruppe, die die Steine von der anderen Seite zurückbrachte. Aber arbeiten mussten wir. Doch wir beeilten uns nicht. Wir brachten zwar die Steine gehorsam zu den Männern, die die Steine brauchten, aber wir versuchten doch immer, auch ohne Worte, die Sache ein bisschen hinzuziehen. Wir sagten zueinander: «Soll er doch tot Umfallen.» Und: «Beeil dich nicht so.» Wir behielten ein langsames Tempo bei. Auch später, als wir in Libau in der Fabrik arbeiteten und Schneeketten machten, taten wir immer auf die eine oder andere Art etwas, wodurch die Maschinen defekt wurden. Das wurde nicht abgesprochen, das lief spontan.

In Auschwitz waren wir immer zusammen. Unser ganzer Club tat die gleiche Arbeit, Steine schleppen. Wir waren mehr oder weniger immer zusammen. Wir gingen natürlich nicht dauernd dicht nebeneinander her, aber wir behielten uns gegenseitig im Auge, und wenn es dann so weit war, dass wir wieder in die Baracke durften, drängten wir uns aneinander.

Angst hat natürlich auch eine Grenze. Es konnte nur eines mit uns geschehen, und das war, dass wir in die Gaskammer gehen mussten, aber daran konnten wir nicht dauernd denken. Wenn es so weit sein wür-

de, gut, dann gab es kein Entkommen, dann hätten wir wahrscheinlich keine Panik gemacht, wir hätten den Kampf aufgegeben. In Auschwitz liess man alle Hoffnung fahren, man hatte nicht die Illusion, dass man jemals hinauskommen könnte. Erst als wir schliesslich wieder auf Transport gingen und diesen Ort hinter uns lassen konnten, schöpften wir ein bisschen Hoffnung.

Man konnte keiner Sache entkommen, keiner. Es wurde für einen gedacht. Keiner erwartete von einem, dass man sich selbst etwas überlegte, denn wenn man es tat, dann konnte es nicht ausgeführt werden. Wenn man Gedanken hatte, dann teilte man sie mit seinen Freundinnen, aber sonst mit niemandem. Und es wurde auch nicht gefragt: «Was halten Sie von diesen Umständen?»

Schon nach zwei Tagen in Auschwitz war alles Gefühl bei uns verschwunden. Man stumpfte einfach ab. Wir versuchten, dem durch unsere Gespräche entgegenzusteuern. Wir erzählten von unserem Leben und von unseren Männern und wie alles zusammenhing. Damit füllten wir die Zeit aus, wenn wir nicht schliefen.

In Auschwitz war die Hygiene miserabel. Es gab Wasser, wenn man drankommen konnte. Die Moffen erwarteten von uns, dass wir morgens gekämmt, gewaschen und völlig sauber und ordentlich in Fünferreihen stehen sollten, aber wir hatten nichts. Aus den Hähnen kam zwar Wasser, aber überall waren Schilder mit Totenköpfen dran. Vielleicht war es tatsächlich vergiftet, aber ich weiss genau, dass ich Wasser getrunken habe. Wir starben ja fast vor Durst. Unsere Nahrung bestand aus einem Stück Brot jeden Tag, Kommissbrot. Manchmal bekamen wir auch ein kleines Stück Butter dazu, manchmal auch ein Löffelchen Honig auf die Hand. Annie und ich teilten immer abends und morgens unsere Rationen. Es waren höchstens anderthalb Scheiben Brot, es war ganz minimal, und später wurde es noch weniger.

Ich erinnere mich, dass Anne Frank mit Ausschlag in den Krätzeblock kam. Margot hat sich freiwillig zu ihr gelegt, die beiden Schwestern sind beieinandergeblieben, und die Mutter war völlig verzweifelt. Das Stück Brot, das sie bekam, ass sie nicht auf. Mit ihr habe ich ein Loch unter der Holzwand der Baracke gegraben, in der die Kinder lagen. Der Boden war ziemlich weich, und deshalb war es, wenn man die Kraft dafür hatte, einfach.

Frau Frank stand neben mir und fragte nur: «Geht es?»

«Ja», antwortete ich.

Ich grub dicht unter dem Holz. Durch das Loch konnten wir dann mit den Mädchen sprechen. Margot hat das Stück Brot, das ich darunter geschoben habe, genommen, und sie haben es sich geteilt.

Kurz danach sind wir auf Transport gegangen, und sie blieben zurück. Später kamen sie krank nach Bergen-Belsen. Die Kinder waren krank, wenigstens Anne, das wussten wir damals schon. Frau Frank ist nicht mit uns auf Transport gekommen, auch nicht mit den Kindern. Sie ist in Auschwitz zurückgeblieben.

In der Baracke, wo sie waren, sind Frauen verrückt geworden, vollkommen verrückt. Es gab Leute, die sich gegen den elektrischen Draht warfen. Nicht dass wir es leicht aushielten, aber vielleicht konnten wir uns doch auf irgendeine Art untereinander abreagieren. Das alles ganz alleine zu verarbeiten ging nicht, sogar sehr kräftige Frauen brachen zusammen.

Auschwitz war wirklich das Ende von allem. Der Lehmboden, in dem immer das Wasser stand, eine einzige Schlammpfütze ohne ein Hälmchen Grün. Keine Fliege flog. Kein Vogel natürlich, nichts, da war nichts, was nach Leben aussah, keine Blume, nichts, überhaupt nichts. Es war das Ende von allem, wirklich das Ende. Dass wir herausgekommen sind, ist ein Wunder. Sehr fromme Menschen begreifen das besser als ich, denn ich habe nie verstanden, dass ein höheres Wesen – angenommen es gäbe es – dieses alles geschehen liess.

Ich selbst habe nie an Gott geglaubt. Vielleicht hatte ich eine direktere Vorgehensweise. Ich bin eine Art Tevje, der Gott in dem Moment zur Verantwortung ruft, wo es mir passt. Das habe ich tatsächlich gedacht und in Auschwitz auch tatsächlich getan. Ich habe Gott zur Verantwortung gerufen. «Gott, lässt du dieses zu?» Ich habe keine Antwort bekommen, es hat sich auch nichts verändert. Religion bekommt man mit der Muttermilch, habe ich immer gesagt. In meiner Umgebung, bei unserem Club, war eine Frau, die durch dick und dünn fromm geblieben ist. Nie liess sie ihre Morgen- und Abendgebete aus. Sie stand dann immer mit dem Gesicht nach Osten, und wir schüttelten die Köpfe: «Wie kann sie das tun?» Im September nach unserer Ankunft war die Zeit der hohen jüdischen Feiertage. Als der Versöhnungstag bevorstand, kam eine Gruppe polnischer Juden auf die Idee zu bitten, die Austeilung von Brot um einen Abend zu verschieben. «Könnten wir vielleicht das Stück Brot, das wir jeden Abend bekommen sollen, zusammen mit dem morgen erst kriegen? Dann haben wir das Gefühl, dass wir ein Opfer bringen.» Das Ergebnis war, dass wir überhaupt nichts bekamen. Und dieses Stück Brot hätte ich gern gehabt.

Miteinander sprachen wir wohl über die Atmosphäre von früher, von zu Hause, und was nach dem Fasten auf den Tisch kommen sollte. Aber auch an den Feiertagen war es schlimm. Wenn sie uns extra quälen konnten, liessen sie es bestimmt nicht aus. Deshalb bekamen wir nichts am Ende des Versöhnungstags.

Nach der soundsovielten Selektion wussten wir, dass wir wieder auf Transport gingen, nach Libau. Wieder sind wir geschoren und desinfiziert worden. Stinkendes Zeug schoben sie einem unter die Arme und unten hin, um die Läuse zu vernichten. Ich bekam ein hellblaues Seidenkleid und einen Mantel, der nicht passte. Wir bekamen aber immerhin etwas gegen die Kälte! Denn wir sollten in ein Arbeitslager kommen, wie uns gesagt wurde.

Wir waren also wieder durch die Selektion gekommen, wieder dieser Mengele mit seinen Trabanten. Ordentlich standen wir in Reih und Glied, und dann war Nettie weg. Wir waren verzweifelt, denn das war schon lebensbedrohend für einen selber, aber natürlich in erster Linie für sie.

Wo war Nettie? Wir standen schon eine ganze Weile. Da sahen wir sie plötzlich mit einem Bündelchen, ganz nackt, mit dem Finger auf dem Mund. Man hatte sie schon in den Raum gestopft, in dem alle Frauen landeten, bevor sie in die Gaskammer gingen. Als die Tür wieder aufging und die nächste hineingeschubst wurde, ist Nettie unter den Armen eines SS-Mannes durchgekrochen und geflohen. Sie hat ein Bündel Kleider und eine Jacke geschnappt. Vielleicht sind das die glücklichsten Augenblicke meines Lebens gewesen, denn wir hielten es nicht aus ohne einander, ohne einander gingen wir kaputt. So gross war unsere gegenseitige Solidarität. Wir wollten nicht, dass etwas passierte. Wir wussten, dass Nettie Kinder hatte, die in Holland warteten. Ihr Mann ist nicht zurückgekommen, das hörten wir natürlich erst später. Aber immer wieder galt der erste Gedanke den Kindern, die ihre Mutter wiedersehen mussten.

Nettie war eine sehr warmherzige Person. Ich bin in Auschwitz sehr krank gewesen. Ich hatte hohes Fieber, und Nettie sagte damals zu mir:

«Leen, das Einzige, was ich dir geben kann, ist ein bisschen Körperwärme von mir. Leg dich ganz dicht an mich, und morgen geht es dir besser.»

Es ging mir besser. Wir sagten später immer: «Wenn du Schüttelfrost hast oder richtig krank bist, dann stell dich draussen in Wind oder Regen, ganz nackt, schere deinen Kopf kahl und du wirst gesund.»

Zu unserer Abfahrt nach Libau in Oberschlesien bekamen wir Brot und einen Wintermantel. Bei der Austeilung stieg nicht so sehr ein Ju-

belgefühl in uns auf, sondern eher ein Gefühl von zunehmender Sicherheit. So ähnlich wie: vielleicht überleben wir es...

Nach Liban ging es wieder in den gleichen Viehwagen, aber etwas von dem Gefühl der wachsenden Sicherheit war uns geblieben. Auf der stundenlangen Fahrt wurden wir von Soldaten begleitet, SS-Leuten, denke ich, die überfreundlich waren. Aber wir haben nichts von ihnen angenommen. Sie hatten in ihrem Gepäck Wurst und Käse und haben uns was angeboten. Nichts haben wir genommen, obwohl wir natürlich grosse Lust und sehr viel Hunger hatten.

Sie machten auch die Türen des Waggons ein bisschen auf. Wir fuhren durch eine prächtige Gegend, die inzwischen zu einer Schneelandschaft geworden war. Es ist eine Art Schweiz, dieses Schlesien. Ich will nie mehr hinfahren, aber es war ein sehr liebliches Gebiet.

Als wir schliesslich ankamen, warteten deutsche Frauen am Zug auf uns. Die waren wirklich freundlich, solche hatten wir noch nie getroffen. Die Baracken lagen in einer Art Tal. Wir sahen zwar wieder Schornsteine rauchen, aber wir wurden beruhigt. Das waren nur Öfen, die brannten. Die Öfen brannten, als wir in die Baracken eingeteilt wurden. Aber danach sind sie nie mehr angezündet worden.

Die Hölle von Auschwitz lag hinter uns, was nicht heissen will, dass wir nun völlig sicher waren. Ein junges Mädchen war bei uns, im Alter von Anita und Bloeme, die immer kränker wurde. Sie hustete ständig, und das bisschen, was wir bekamen, konnte sie nicht essen. Wir waren so ausgehungert, und sie sagte: «Ihr könnt es aufessen, oder traut ihr euch nicht? Ich habe Tbc.»

Wir sagten: «Natürlich trauen wir uns, gib her, wir werden dir zeigen, dass wir es aufessen.» Es war Suppe mit ich weiss was drin. Sie hatte einen Löffel davon gegessen, und wir machten ruhig weiter. Wir alle assen einen Löffel davon.

Schliesslich kam sie in ein Krankenhaus, das ein bisschen besser war

als das in Auschwitz. Es war eine Steinbaracke gegenüber dem Lager, in dem wir waren. Man musste einen Soldaten oder SS-Mann um Erlaubnis fragen, ob man kurz seine Schwester – wir nannten sie immer unsere Schwester – besuchen durfte, weil sie krank war. Dann bekam man die Erlaubnis, den schmalen Weg zu überqueren und mal schnell nach ihr zu schauen. Wir arbeiteten damals in einer Fabrik. Von einer Schachtel rissen wir ein Stück ab, klauten irgendwo einen Bleistift und schrieben alle etwas auf den Kartonfetzen. Wer zu ihr ging, versteckte das Geschriebene unter den Kleidern. Das musste alles ganz heimlich passieren, aber wir taten es. Ach, sie war sehr krank. Sie lachte, wenn ihr der Brief vorgelesen wurde. Aber sie ist doch gestorben.

Wir konnten sie selbst begraben, was alleine schon zeigt, dass es dort etwas menschlicher zuging. Wir bekamen einen Handwagen und holten von einer Sargfabrik gleich neben uns einen Sarg, in den wir Tetta legten. Durch Schnee und Eis brachten wir sie zum Friedhof, aber sie musste ausserhalb begraben werden. Es war schon ein Loch in den sehr steinigen und gefrorenen Boden gegraben worden. Sie haben uns geholfen, die Kiste mit einem Seil in das Loch zu senken.

Nach dem Krieg haben wir auf ihrem Grab ein Erkennungszeichen angebracht. Wir haben einfach jemanden beauftragt – damals waren die Rollen ja umgedreht – und gesagt: «Du musst ein Schild machen mit dem und dem Namen und dem Todesdatum.» Sie war die Tochter eines Chasan, eines Vorsängers aus Leiden, und ich wollte sie nach dem Krieg in die Niederlande überführen lassen. Aber eine fromme Frau aus unserer Gruppe sagte: «Nein, das geht nicht, was in der Erde ist, lassen wir drin. Tetta war ein frommes Mädchen, und das darf nicht sein.» Ich habe mich gefügt.

Inzwischen waren viele Frauen gestorben. Auch dort blieb man nicht am Leben! Nicht nur wegen des strengen Klimas, auch die Arbeit war zu schwer. Wir mussten auf der anderen Seite der Berge einen Flugha-

fen anlegen. Morgens gingen wir sehr früh bergauf, bergab zu diesem Platz. Es war eiskalt, schneite oder regnete. Viele Frauen fielen um und standen nicht mehr auf, sie starben.

Es waren fünfhundert Frauen, alle arbeitsfähig, danach waren sie ausgewählt worden, nicht nur Niederländerinnen, auch sehr viele andere. Am Anfang arbeiteten wir in einer Fabrik, die Schneeketten für die Autos der SS baute. Wir hatten natürlich ungeheure Mühe, die richtig zusammenzubekommen. Jede Kette wog, ich weiss nicht wieviel, Kilo. Annie und ich machten die Abschlusskontrolle. Dann mussten sie in einen Karton gelegt werden, und wir sagten nur: «Prima, in Ordnung, hopp, rein.» Die Ketten wurden am Fliessband aus vielen sehr kleinen Kettengliedern zusammengebaut und dann schliesslich in irgendeine Form gebracht, damit sie unter einen Autoreifen gelegt werden konnten.

Wir haben auch aufgeräumt, Fabrikhallen gefegt und Klos geputzt. Das bedeutet: Eis gehauen. Wir mussten praktisch mit nichts saubermachen. Manchmal streuten wir Sägemehl auf den Boden, das wir aus der Sargfabrik holen mussten. Mit unseren kahlen Köpfen, auf denen nur ein paar spärliche Haare wuchsen, sahen wir schrecklich aus. In der Fabrik arbeitete auch ein Franzose, und wenn wir zufällig gleichzeitig bei den Klos ankamen, machte er die Tür mit den Worten auf: «Après vous, madame.» Wir waren nicht mit der Beisszange anzufassen, aber für einen Moment fühlten wir uns doch wieder als Frauen.

Wir wussten, dass der Krieg dem Ende zuging. Wir hatten eine Lagerälteste, eine Giftkröte, die sagte irgendwann zu uns: «Arbeiten müsst ihr, aber ich werde alles tun, um euch hier zu behalten. Es gibt sehr viele Frauen, die jetzt durch den Schnee laufen müssen, denn die Russen rücken näher, aber ich werde alles tun, um euch hier zu behalten, damit

ihr nicht durch den Schnee müsst.» Das war deutlich. Sie liess uns jedoch ebensogut im Schnee stehen, der bis zu den Knien und höher reichte. Dreissig Grad Frost war ganz normal. Gegen die Kälte hatte ich ein warmes Seidenkleid und einen Mantel, aber keine Strümpfe.

Wir fühlten, dass etwas geschehen würde, aber was? Man war isoliert, man hörte kein Radio, niemand erzählte einem was. Aber trotzdem herrschte eine bestimmte Stimmung.

Zuletzt arbeiteten wir nicht mehr, sondern wurden drinnen gehalten. Wir haben natürlich die näherkommenden Bombardierungen gehört, aber wie nahe sie waren, wussten wir nicht, weil die Berge die Geräusche zurückwarfen.

Eines Tages wurden Annie und ich ausgesucht. Wir mussten im Freien Holz sägen, ganz primitiv, mit einer grossen Handsäge dicke Blöcke durchsägen. Der Himmel mag wissen, warum.

Ich sagte zu Annie: «Wir schieben das Ding ein bisschen weiter, dann stehen wir näher am Zaun, und vielleicht kommen französische Arbeiter vorbei.» Tatsächlich kamen ein paar Franzosen, die wir aus der Fabrik kannten, vorbei und sagten: «La guerre est finie.»

«Was sagen sie?» fragte Annie mich.

Ich sagte: «Sie sagen, dass der Krieg vorbei ist. Das kann doch nicht sein, wir arbeiten doch noch.»

Das war, glaube ich, am sechsten Mai. Am Ende der Strasse sind sie noch einmal umgekehrt und haben wiederholt: «La guerre est finie.» Nur im Vorbeigehen, denn stehenbleiben durften sie nicht.

Später gingen wir in die Baracke zurück und erzählten es den anderen Frauen.

Nun, der siebte Mai war schon ungeordnet und seltsam, und am achten Mai merkten wir, dass die Moffen abzogen. Ich weiss noch, dass Nettie, die der Selektion entkommen war und in Libau nicht mehr arbeiten konnte, ans Fenster der Baracke tippte und sagte: «Leute, der Krieg ist vorbei.»

Ich sass neben dem Fenster und antwortete: «Du spinnst.» Und wir taten nichts.

Aber dann kamen Frauen, die sagten: «Leute, die Moffen sind weg, der Krieg ist wirklich vorbei.»

Wir gingen hinaus, aber nicht ausserhalb des Stacheldrahtes, wir waren so daran gewöhnt, hinter Stacheldraht zu sein. Da kamen die ersten Russen.

Ein Offizier oder Offiziere mit Sichel und Hammer auf den Mützen traten ins Lager. Sie versammelten alle Frauen, die übriggeblieben waren, um sich. Sie sprachen deutsch. Die russischen Offiziere sprachen deutsch oder englisch, die einfachen Soldaten nur russisch. Dieser Offizier war ein Jude. Er stellte sich auf einen Stuhl, ich habe das nie vergessen, und schoss seine Pistole in die Luft leer. Er sagte: «Glaubt mir, so wie ihr da steht, wir werden Rache nehmen, glaubt es, ihr seid von uns befreit worden.» Und danach haben wir die Internationale gesungen, in vielen Sprachen, Französisch, Deutsch, Niederländisch.

Mittags konnten wir das Lager verlassen. Auf der grossen Strasse zog eine russische Einheit an uns vorbei. Unvorstellbar, so viele Verwundete und so viel schreckliche Dinge. Die Panzer gingen auf, denn sie mussten ständig anhalten. Frauen kamen aus den Panzern, drei, vier Frauen pro Panzer. Das waren grossartige, wirklich gute kameradschaftliche Menschen, die wir getroffen haben, denn das erste, was sie taten, war, dass sie ein Stück Speck aus der Kabine holten und uns anboten. Aber wir haben es nicht genommen, wir konnten das nicht essen, es war zu fett. Wir haben nur daran geleckt.

Holländer sind ein bisschen langsam, wir waren einfach nicht so toll beim Organisieren. Die polnischen und ungarischen Frauen hatten am gleichen Tag einen Bauern mit Milchkannen auf dem Wagen getroffen. Sie stiessen den Bauern von seinem Wagen und kamen mit Pferden und Milchkannen ins Lager. Das war die erste Milch, die wir bekamen. Aber

sie kamen auch mit Hühnern unter den Armen an, die sofort geschlachtet wurden. Blitzschnell haben sie die Küche aufgebrochen und hatten schon einen Topf Hühnersuppe aufgestellt und so weiter. Darin waren sie viel geschickter als wir.

Wir sind auch in Häuser hineingegangen und haben versucht, unseren Teil zu bekommen, aber wir kamen immer mit den falschen Sachen zurück, mit Broten. Ich weiss noch, dass ich einen ganzen Haufen Brote hatte und dass Annie sagte: «Wir fangen mit dem untersten an.» Alles solche runden Brote, du weisst schon, die man aufeinanderstapelt, und wir überlegten: «Ja, aber was tun wir dann mit dem obersten, das ist doch lecker frisch.»

Ausser Anita, Nettie und Lydia, die eine ganz andere Richtung nahmen als wir, gingen wir zu Fuss zurück in die Niederlande. Wochenlang sind wir gelaufen, unvorstellbar. Wir übernachteten bei Bauern. Ein paar Holländer waren dabei, die in derselben Fabrik gearbeitet hatten, und ein paar Franzosen, die mit uns kamen. Wir waren ungefähr zehn, zwölf, und wir fanden überall Unterschlupf. Annie war die schlaueste von uns, sie liess sich von den Russen ein Papier mit einem roten Stempel mit Hammer und Sichel geben, und das tat Wunder. Sie hatten solche Angst vor den Russen, so entsetzliche Angst, und davon profitierten wir ungeheuer. Die Russen stahlen alles. Was an Uhren, Fotoapparaten oder interessanten Dingen aufzutreiben war, eigneten sie sich an. Wir fanden das natürlich prima.

Unser Interesse galt allein dem Essen. Wir haben Sachen gegessen, die wir überhaupt nicht vertragen konnten, weshalb wir dann irgendwo bleiben mussten, um uns wieder zu erholen.

Anfang Juli kamen wir in den Niederlanden an. Ohne irgendwelche Hilfe, egal von wem, noch nicht einmal vom Roten Kreuz. Ohne Transport sind wir durch den Trümmerhaufen gelaufen, der einmal Deutschland gewesen war. Drei Wochen hielten uns die Russen in Bunzlau fest. Das war ein Knotenpunkt für englische und französische Kriegsgefan-

gene, die genau wie wir in den Westen wollten. Ende Juni sind wir in Leipzig bei den Amerikanern gewesen, die uns prima versorgt haben.

Mein Mann und ich hatten abgemacht, dass wir uns bei unserem Freund treffen wollten, wenn wir überleben sollten. Als ich kam, war mein Mann schon da.

Mein Mann ist zusammen mit Otto Frank in Auschwitz befreit worden. Das war im Januar 1945. Mein Mann hatte erfrorene Hände und Füsse und sagte: «Ich werde nie mehr laufen, und wenn sie mich erschiessen wollen, sollten sie mich hier erschiessen.» Viele Leute, unter ihnen auch Otto Frank, blieben zurück.

Die Befreiung kam ganz unerwartet, hat er mir erzählt. Sie haben erst Appell gehalten mit allen, die zurückgeblieben waren, das waren die wirklich Kranken mit erfrorenen Gliedmassen und so. Dann wurden Maschinengewehre aufgesteilt. Im selben Moment, als die Häftlinge dachten, sie würden alle zusammen erschossen, kamen die Russen mit kleinen Pferdewagen ins Lager.

Ganz verrückt, und so schnell, wie mein Mann es mir erzählt hat, so schnell waren sie befreit und die Moffen waren weg oder gefangengenommen worden. Die Magazine wurden aufgebrochen, um an Essen zu kommen. Sie waren randvoll, Schuhe, Decken und Kleider gab es im Überfluss.

Genau wie wir bekamen auch sie von den Russen etwas zu essen, aber das war nicht viel, vorwiegend geröstetes Brot. Und von den Sanitätern bekamen sie sofort Medikamente. Es kamen auch Ärzte. Mein Mann hatte an beiden Händen erfrorene Finger, und der Arzt sagte: «An jeder Hand nehme ich zwei Finger weg.» Mein Mann war noch sehr gut bei Verstand und sagte: «Nein, das passiert nicht, es wird nichts abgemacht.» Er hatte auch später immer Schwierigkeiten mit seinen Händen und war deshalb auch in ärztlicher Behandlung, aber er hat ganz gut arbeiten können, zum Glück.

Als sie sich ein wenig erholt hatten, machte sich eine Gruppe, unter

ihnen mein Mann und Otto Frank, auf den Weg. Nach vielem Umherirren landeten sie in Odessa. In Odessa lag ein grosses Transportschiff bereit, um sie in den Westen zu bringen, zunächst nach Frankreich, da viele französische Gefangene dabei waren. Mein Mann hat immer von dem grossartigen Empfang in Frankreich erzählt.

Dann ging es in Richtung Holland. Sie landeten erst in Belgien, dort war der Empfang schon ein bisschen weniger grossartig, und schliesslich kamen sie in Holland an. Dort war sage und schreibe ein einziger Polizist, der sagte: «Leute, wir gehen nun mit einer Gruppe nach Teteringen. Ich bringe euch zu einem Bauern. Dort bleibt ihr, bis es eine Transportmöglichkeit für euer Ziel gibt, Amsterdam oder so.» Die Gruppe fiel auseinander, und jeder ging seiner Wege.

Wir Frauen waren beieinander bis Maastricht, dann hat uns ein Gemüseauto nach Amsterdam bis zur Berlagebrücke mitgenommen. Ich ging zu der Adresse, wo mein Mann und ich uns eventuell treffen wollten. Als ich klingelte und unser Freund die Tür aufmachte, war er sprachlos. Ohne ein Wort zu sagen, zog er mich ins Zimmer und deutete auf meinen Mann. Zum zweitenmal in der ganzen Zeit weinte ich, aber nun aus Freude und Dankbarkeit. Unser Frauen-Club ist all die Jahre bestehengeblieben, bis zum heutigen Tag. Nur miteinander konnten wir es schaffen.

Ronnie Goldstein-van Cleef.

# Ronnie Goldstein-van Cleef

*Ronnie ist eine besondere und begabte Frau, Ihre fast emotionslose, aber eindringliche Erzählweise beeindruckte mich tief. Die Melancholie in ihren Augen verrät die schweren Zeiten, die sie durchgemacht hat. Wie bei den anderen Frauen hat das deutsche Konzentrationslager unauslöschliche Spuren in ihrem Leben hinterlassen.*

*Ihr kreativer Geist hielt sie aufrecht, Ihre Gedichte und die Zeichnungen über ihre Leiden im Konzentrationslager sind mehr als nur eine Therapie, Zwei Gedichtbände wurden in einer kleinen Auflage gedruckt,*

*Ronnie war von Beginn des Krieges an im Widerstand und wurde verraten und verhaftet. Sie lernte die Familie Frank in Westerbork kennen und nahm an dem verhängnisvollen letzten Transport am 3. September 1944 teil.*

Ich komme aus einer sehr liberalen jüdischen Familie in Den Haag. Obwohl mein Vater oft in Börsengeschäften nach Deutschland fuhr, erzog er uns anti-deutsch. Immer hat er vor dem gewarnt, was uns eventuell erwartete, und als die Deutschen unser Land überfielen, sagte er: «Nun ist es aus mit uns.» Und sofort danach: «Aber sie kriegen uns nie.»

In der Illegalität landeten wir eigentlich von alleine; bestimmte Umstände und Bitten von Freunden zwangen einen zum Handeln. Schon sehr früh hielten wir eine Druckpresse des Untergrunds bei uns zu Hause unter dem Fussboden versteckt.

Die Mutter eines Freundes von uns wurde plötzlich auf der Strasse

verhaftet, am ersten Tag, als Sterne getragen werden mussten. Sie verschwand während ihres täglichen Spaziergangs. Weil wir nicht wussten, was der Grund dafür sein könnte, holten wir aus ihrem Haus Dinge, von denen wir dachten, sie könnten für die Deutschen verdächtig sein. So rutscht man in irgendwelche Sachen hinein.

Ihr Sohn und noch ein paar Freunde organisierten eines Tages eine eigene Gruppe. Ich kam als Kurierdienst dazu und wurde vor allem aktiv, nachdem mein Vater verhaftet worden war. Weil mein Vater grosse Angst hatte, dass mir etwas passieren könnte, wollte er nicht, dass ich etwas tat.

Nach den Razzien in Amsterdam hat mein Vater alle Cousins aus der Familie nach Den Haag kommenlassen, und wir zogen zusammen in eine Pension in Den Haag, in der R. van Groenstraat, in eines der grossen Häuser. Dort blieben wir ungefähr drei Monate, bis wir dachten, dass alles ruhig sei, und alle wieder nach Hause gingen. Nur einige von ihnen sind gerettet worden, der Rest wurde abgeholt. Als sie einen Aufruf bekamen, fanden sie es zu gefährlich, unterzutauchen.

Unsere illegale Gruppe traf sich in einem Fotogeschäft in der Fahrenheitstraat in Den Haag, dem KIFO, wo eine Freundin von mir Geschäftsführerin war. Hinter dem Laden hatten wir unseren Treffpunkt, wo wir alles Mögliche gemacht haben, z.B. Personalausweise gefälscht. Dort wurden auch unsere Absprachen verabredet. Wir meldeten uns regelmässig, damit wir sicher waren, dass niemandem etwas passiert war. Wenn jemand zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht erschien, verschwanden wir alle, dann war es gefährlich.

Man kam von selbst drauf, dass man Untertauchplätze für die Menschen suchen musste, dass man Beziehungen zu Leuten aufbaute, die Lebensmittelkarten oder Stammkarten besorgen konnten. Ich bekam später Kontakt mit einem jungen Beamten beim Einwohnermeldeamt. Er verhalf mir zu Personalausweisen aus dem Rathaus und zu Passfotos

Ronnie van Cleef im September 1940.

aus den Archiven der Gemeinden. So konnten wir Papier^ fälschen oder an Papiere von Crisiscontroledienst[1] herankomthen. Die Papiere trugen eine Marke, mit der man sich legitimieren konnte und mit deren Hilfe man Papiere für Untergetauchte besorgen konnte.

Ich landete in der Nieuwe Nieuwstraat in Amsterdam bei Tante Dora, die sehr viele Untertaucher im Haus hatte. Sie besass ein grossartiges Versteck, nämlich eine für unbewohnbar erklärte Wohnung, in der sich vierzehn Untertaucher aufhielten.

Dort habe ich Ans van Dijk getroffen, die uns fast mit dem ganzen Haufen hätte hochgehen lassen. Ich sollte einen Jungen nach Twente bringen. Tante Dora kannte Ans van Dijk von klein auf und hielt sie für absolut zuverlässig. Ans van Dijk fragte mich, ob ich noch ein Mädchen mitnehmen könne. Sie hatte mir ein Foto des Mädchens gegeben, für das ich einen Personalausweis besorgte. Später schlug sie vor: «Wenn du um diese und diese Zeit mit dem Jungen auf dem Hauptbahnhof bist, dann bringe ich das Mädchen hin und du kannst sie beide mitnehmen.» So wurde es abgemacht. Auf dem Hauptbahnhof gab ich dem Jungen meine Tasche, weil ich am Schalter Fahrkarten kaufen wollte. Ich drehte mich um und sehe, dass der Junge verhaftet wird. Nur mit dem Portemonnaie in der Hand bin ich, so schnell ich konnte, aus dem Bahnhof gerannt, auf eine Strassenbahn gesprungen und zu Tante Dora zurückgefahren, wo ich einen schrecklichen Weinkrampf bekam, so entsetzlich erschrocken war ich. Dann sagte sie: «Diese Ans van Dijk ist nicht gut, die taugt nichts.» Und das stellte sich später als richtig heraus. Nach dem Krieg ist sie von der niederländischen Regierung zum Tode verurteilt und hingerichtet worden.

Meine Eltern waren inzwischen nach Almelo gegangen. Mein Vater hatte einmal im Zug eine Krankenschwester getroffen, und als das Ge-

1 Krisenkontrolldienst

spräch auf das Untertauchen kam, da sagte sie: «Ich wohne auf einem Schloss, und wir haben Platz genug. Kommen Sie ruhig zu mir.» Meine Eltern haben das getan, und ich war auch eine Weile dort, obwohl der Ort sich nicht als so zuverlässig herausstellte, wie wir gedacht hatten. Die Schlossbewohner hatten es von einem Rentmeister gepachtet, der illegal gearbeitet hat.

Der Pächter erwies sich als überhaupt nicht gut. Ein Überfall auf das Schloss fand am 3. März 1943 statt, als meine Mutter irgendwo auf Besuch war. Mein Vater hatte mich gefragt, ob ich mit ihm auf einem Tandem nach Tubbergen fahren würde, aber ich wollte nicht und liess ihn allein fahren. Das war das letzte, was ich von ihm gesehen habe. Einige Stunden später wurde er verhaftet. Später stellte sich als Grund für beide Überfälle der Verrat des Schlosspächters heraus.

Mein Vater wollte in Tubbergen beim Dr. Schaepmanshuis, auch einem kleinen Schloss – jetzt ein Kloster und Altersheim –, fragen, ob sie dort Untertaucher unterbringen könnten. Denn wir hatten kapiert, dass die Leute vom Schloss weg mussten. Während meines Aufenthalts im Schloss in Almelo lernte ich Willem Mondriaan kennen, der Chef einer illegalen Gruppe war. Für ihn bin ich herumgefahren, habe von Den Haag oder Amsterdam Menschen nach Zwolle oder nach Almelo gebracht, von wo Onkel Willem sie dann weiterleitete.

Bei den Kontrollen im Zug kam ich immer ganz ordentlich durch. Ich hatte gute Papiere. Bis Mitte 1944 ging es gut.

Unsere Arbeit bestand überwiegend darin, Untertaucher wegzubringen und dafür zu sorgen, dass sie Personalausweise, Lebensmittelkarten und Stammkarten bekamen, kurz, alle Papiere, die sie brauchten. Wenn neue Stammkarten oder Marken herauskamen, besorgten wir sie auch. Nach einem Überfall gab es manchmal unglaublich viele Lebensmittelkarten, die wir dann ebenfalls weiterleiteten, damit die Untertaucher zu-

sätzliches Essen bekamen und gut ernährt werden konnten. Die Menschen, die ich weggebracht habe, sind nahezu alle durchgekommen. Das ist doch sehr gut, wenn man sich das klarmacht. Es waren Dutzende, die genaue Anzahl weiss ich nicht.

Ich konnte mich frei bewegen. Man fand, dass ich nicht so jüdisch aussah. Ich war hellblond und kam überall durch. Ich habe zwar Angst gehabt, aber ich besass Willen und Mut, ich weiss nicht, ich dachte nicht weiter darüber nach. Die Arbeit musste getan werden, nun, dann tat ich sie, auch wenn es sehr prekär wurde, zum Beispiel mit einer alten Dame, die von der ganzen Situation nicht viel verstand und einfach weiterredete. Ich hatte sie damals bei meiner Mutter untergebracht, ganz in der Nähe vom Bahnhof in Den Haag. Tagsüber wagte ich mich mit der Frau nicht auf die Strasse, sie war ziemlich bekannt, weil sie viele Geschäfte hatte. Ich habe sie morgens sehr früh, solange es noch dunkel war, bei meiner Mutter abgeholt und von dort mit dem Zug nach Wierden bei Almelo gebracht. Bei unserer Ankunft sagte Onkel Willem erschrokken: «Gott, Gott, Jopie, das hätte ich mich nicht getraut.» Denn die alte Dame sah wirklich sehr jüdisch aus. Ein Schatz von einer Frau. Sie ist durchgekommen und hat noch Jahre nach dem Krieg gelebt.

Im Juni 1944 bin ich verraten worden. Ab Mai wurde ich vom SD beschattet, ohne dass ich es wusste. Ich hatte ein Zimmer in Den Haag, in der Acaciastraat, einer Seitenstrasse der Laan van Meerdervoort. Eines Morgens traf ich dort ein Mädchen, das mit mir in der Schule gewesen war, ohne Mantel und zitternd, die Zähne aus dem Mund geschlagen. Sie war in einem jämmerlichen Zustand. Es war an der Endhaltestelle der Linie 12. Ich hatte sie jahrelang nicht mehr gesehen und erschrak sehr.

Sie sagte: «Kannst du mir helfen, bei uns war ein Überfall, und ich konnte wegkommen. Ich habe keine Unterkunft, ich habe keine Papiere, nichts.»

Und ich: «Klar helfe ich dir. Wir treffen uns morgen abend, wenn es dunkel ist, dann bringe ich dir einen Personalausweis.»

Eine Stammkarte hatte sie nicht mehr. Ich bin zur KIFO, dem Fotogschäft in der Fahrenheitstraat, gegangen. Meine Freundin, die dort Geschäftsführerin war und die auch für uns Kurierdienste machte, sagte: «Ich traue der Sache nicht. Ich glaube nicht, dass das sauber ist.» Aber ich war überzeugt: «Dieses Mädchen kenne ich so gut. Ich bin früher bei ihr zu Hause gewesen. Wir sind zusammen in die Schule geradelt, wir wohnten nicht weit voneinander entfernt.»

Ich fand nichts Gefährliches daran. Wir haben sie abends spät zur Wohnung meiner Freundin gebracht, und ich sagte zu ihr, dass ich für den nächsten Tag einen Platz in Twente besorgen könnte, aber das wollte sie nicht, weil sie ihren Verlobten in Den Haag nicht im Stich lassen wollte. Sie würde einfach weiter dort herumlaufen. Sie hatte die Angewohnheit, bei Lensvelt Nicolaas in der Laan von Meerdervoort eine Tasse Ersatzkaffee zu trinken, wo wir uns dann einmal trafen. Dort gab es eine Spiegelwand, und sie sagte plötzlich: «Oh, da kommt Kaptein.» Das war ein SD-ler, ein ganz berüchtigter. Ich kannte ihn dem Namen nach, aber ich hatte ihn noch nie gesehen. Er war es tatsächlich, und bei dieser Gelegenheit hat sie mich ihm sozusagen gezeigt. Kaptein hat mich von diesem Moment an beschattet.

Im Juni fuhr ich nach Amsterdam, um Blankoausweise zu holen. Ich war völlig ruhig, weil ich nichts Belastendes in der Tasche hatte. Der Zug war gestopft voll, und ich stand zwischen vielen anderen auf der Verbindungsplattform. Als sie sagten: «Im Zug wird kontrolliert», dachte ich noch, ich stehe hier gut. Sie kamen zu zweit auf die Schwelle der Plattform und schauten sich um. Der eine sagte: «Da steht sie.» Ich schaute mich noch um, ob sie jemand hinter mir meinten, und war ziemlich erschrocken. Und dann musste ich mit in ein anderes Abteil, wo

sich herausstellte, dass sie alles von mir wussten. Ich habe gesagt: «Ich verstehe nicht, wovon Sie sprechen.» Aber ich war schrecklich erschrocken.

Sie nahmen mich mit nach Amsterdam in die Euterpestraat, und dort wurde ich verhört. Irgendwann hatte ich einen lichten Moment: «Ich verstehe nicht, was Sie wollen, ich bin Jüdin, und ich bin selbst auf der Suche nach einem Unterschlupf, denn ich habe kein Zimmer und nichts und suche eins.» Und da fragten sie nach meinen Eltern, und ich sagte: «Die sind schon längst abgeholt worden, schon ganz am Anfang.» Was nicht stimmte. Mein Vater war damals zwar schon verhaftet worden, meine Mutter zum Glück nicht.

Und da wurde mir klar, dass ich von jenem Mädchen verraten worden war, das mit mir in der Schule war. Später war ich in Westerbork, und dort habe ich auch Bekannte aus der Schule getroffen. Wir haben gemeinsam überlegt und beim Vergleichen der Umstände unserer Verhaftung alle ihren Namen genannt. Nach dem Krieg ist Kaptein verhaftet worden und hat behauptet, dass er sie dazu gezwungen hat. Er hielt schützend die Hand über sie, und sie ist nach ein paar Monaten Gefängnis freigekommen. Ich fand nicht, dass sie das verdient hatte.

Kaptein ist nach dem Krieg zum Tode verurteilt und hingerichtet worden, denn er hat schrecklich viele auf dem Gewissen gehabt. Es stellte sich heraus, dass er auch meinen Vater misshandelt hatte, was ich damals noch nicht wusste. Vom Untersuchungsrichter ist er gefragt worden: «Da gab es doch noch einen Herrn van Cleef aus Den Haag?»

«Oh, den habe ich zusammengeschlagen», sagte Kaptein dann. Er hatte ein eisernes Gedächtnis, dieser Mann.

Und als sie sagten: «Er hatte auch noch eine Tochter», antwortete er: «Ja, die ist auch geschnappt worden.»

Da rief mich der Untersuchungsrichter nach vorn. Kaptein erschrak, als ich sagte: «Und du hast dich doch geirrt.» Ja, ich habe gegen ihn und

den Mann, der sich als Kriminalbeamter van de Ouderaa ausgab und unsere Gruppe in Den Haag letztlich aufgerollt hat, als Zeugin aussagen können.

Von der Euterpestraat wurde ich zum Gefängnis an der Weteringschans gebracht, wo ich mit anderen Frauen in einer Zelle landete. Zuletzt waren wir vierzig Frauen, jeden Tag kamen ein paar dazu. Es entstanden Freundschaften, weil man sich gegenseitig helfen wollte.

Ihre Verfassung war ganz unterschiedlich. Einige waren verzweifelt, andere erleichtert. «He, ich bin froh, dass ich es hinter mir habe.»

Die Untergetauchten hatten natürlich unter einem enormen Druck und einer ungeheuren Anspannung gelebt. Ich erinnere mich, dass ich in der ersten Nacht schrecklich schwer und tief geschlafen habe, weil eine grosse Last von mir abgefallen war. Doch dann wurde man wieder von anderen Gedanken gepackt. Wie soll es weitergehen? Man versuchte, sich nach Fluchtmöglichkeiten umzuschauen. Aber die gab es nicht.

Neben unserer Zelle war die Männerzelle. Wir fragten Bewacher, ob wir nicht die Socken der Männer stopfen dürften. Wir durften und schmuggelten in den Socken Nachrichten hinüber. Ich hatte gleichzeitig mit einer anderen Geburtstag, und in den Socken gingen Zettel zu den Männern: Wir haben zwei Geburtstagskinder. Die Männer machten Gedichte mit Fähnchen, und ich bekam eine sehr dicke, aus Kippen gedrehte Zigarette. Darüber habe ich mich sehr gefreut, denn ich rauchte damals viel. Und ein dickes Butterbrot habe ich zum Geburtstag bekommen. Ja, verrückt. Dann macht man sich doch klar: was für ein seltsamer Zustand, nicht wahr? Ein Gefühl wie: Das kann nicht lange dauern, gleich bist du wieder draussen. Aber das ist natürlich überhaupt nicht realistisch.

Nach ungefähr zehn Tagen mussten wir alle aus den Zellen raus, wir

sollten nach Westerbork gebracht werden. Für den Transport der Gefangenen fuhren ein paar Strassenbahnen. Wir hatten Briefe geschrieben, die wir an unsere Familie und an Freunde schicken wollten, damit die wussten, dass wir verhaftet worden waren. Wir fragten den Schaffner, ob er die Briefe für uns zur Post bringen würde.

«Ja», sagte er, «in Ordnung, legt sie nur alle oben ins Netz, ich hole sie dann.» Die SS oder SD stiegen ein, als die Strassenbahn noch stand, und der Schaffner gab ihnen alle Briefe. Es war ein ganzer Packen, ein ganzer Stapel.

Ich bin noch nie so böse gewesen, ich war wirklich wütend und dachte: Was für ein schrecklicher Scheisskerl das ist. Er gab unsere Briefe einfach in die Hände der Deutschen, mit den Adressen. Wir hatten ihm vertraut, dass er sie heimlich wegbringen würde, und das hat er nicht getan. Aber zum Glück hatte es keine schlimmen Folgen, wie ich später feststellte. Sie haben sie offensichtlich vernichtet oder so.

Danach sind wir mit einem Zug nach Westerbork gefahren. Und da sitzt man eigentlich, finde ich, noch mit einem etwas heiteren Gemüt, weil es einem noch relativ gut geht und man nichts versteht. Auf der einen Seite natürlich traurig, aber andererseits weiss man nicht, was sie noch machen könnten. Man weiss eigentlich nichts.

In Westerbork mussten wir in einem Büro der Reihe nach angeben, wo wir herkamen, wer man war, ob man noch Geld oder Juwelen hatte, ob man untergetaucht gewesen war und so. Ob die Eltern noch lebten. Meine Mutter war noch da, aber ich sagte: «Nein, meine Eltern sind schon lange weg.» Das wurde alles aufgeschrieben. Und dann kam man irgendwo hin, wo einem die Kleider abgenommen wurden und man einen Overall und Holzschuhe bekam. Und ich dachte: damit kann ich doch nie laufen. Aber es ging ganz gut.

Ich kam in die Strafbaracke. In unserer Zeit, also im Sommer 1944, war es in Westerbork, übertrieben gesagt, ein bisschen wie in einer Ferienkolonie, wir hatten es dort ganz gut. Aber vorher, als all die Tausende von Menschen dort waren, muss es schrecklich gewesen sein, jede Woche ein neuer Transport. Ich bin Anfang Juli hingekommen. Im September ist der letzte Transport abgegangen.

Und in der ganzen Zeit war schönes Wetter.

Ich arbeitete bei den Batterien. Wir hatten gut zu essen und durften Päckchen bekommen. Wir bekamen Huhn und Ovomaltine und Haferflocken, alles gute Sachen, selbst gute Zahnbürsten. Im freien Lager war ein kleiner Laden, von dort liessen wir uns manchmal etwas mitbringen, da wir sogar Lagergeld bekamen. Ausserhalb konnte man damit natürlich nichts anfangen, aber im Lager konnten wir etwas kaufen. Und so haben wir uns gut ernähren können.

Ich habe im Lager Roger Goldenberg und Frits Heilbron wiedergetroffen, die gehörten unserer Gruppe in Den Haag an. Sie waren im Mai verhaftet worden und sind von van der Ouderaa verraten worden, ebenso wie unser unvergesslicher Kurt Reimer am 3. September 1943. Van der Ouderaa, der für den SD arbeitete, hiess in Wirklichkeit G.L.; er hat nach dem Krieg für Verrat und Kollaboration eine Gefängnisstrafe von siebzehn Jahren bekommen. Ich kannte Roger und Frits schon so lange, also haben wir gut für einander gesorgt. Es herrschte eine enorme Kameradschaft, und wenn jemand ein Päckchen bekam, teilten wir das innerhalb einer Gruppe, so dass wir keinen Hunger litten.

In Westerbork machte ich auch die Bekanntschaft der Familie Frank. Ich fand es auffallend, dass die ganze Familie zusammen an einem Ort untergetaucht war, weil wir uns darum bemüht hatten, Kinder getrennt unterzubringen und auch Ehepaare voneinander zu trennen. Manchmal wurden Mann und Frau später zusammengebracht, aber nie eine ganze

Familie. Das Risiko war zu gross. Wenn einer verraten wurde, war gleich die ganze Familie dran.

Sie waren ziemlich deprimiert, denn sie hatten das Gefühl gehabt, dass ihnen nichts passieren könnte. Sie waren sehr eng miteinander verbunden. Immer gingen sie gemeinsam. Ich habe nicht so viel Kontakt mit ihnen gehabt, man grüsste sich.

Es kamen regelmässig Transporte aus Amsterdam herein, und wir schauten immer, ob Bekannte oder Verwandte dabei waren. Zum Glück war das meistens nicht der Fall. Aber wenn man Bekannte traf, sagte man traurig: «Wie schrecklich, dass wir auch dich hier sehen müssen.»

Sobald die Gerüchte von Transporten aufkamen, wurden wir alle natürlich schrecklich nervös. Wir hatten inzwischen gehört, dass Paris gefallen war, und wir waren davon ausgegangen, dass uns nichts mehr passieren könnte, weil sie uns nicht mehr weit wegbringen könnten. Ein kleines Gefühl von Sicherheit, dass wir hierbleiben würden, war in uns. Aber das stimmte natürlich nicht.

Eines Nachts kam jemand vom Ordnungsdienst mit einem Deutschen oder einem SS-Mann in die Baracke und rief die Namen auf. Wir hörten schrecklich angespannt und mit Bauchweh zu, wer dabei war. Wenn man selbst dabei war, dann wusste man plötzlich nicht mehr, was man tun sollte, dann war man nur noch sehr erschüttert, und die anderen trösteten: «So weit kommt es überhaupt nicht.» Und dann wurde auch so was gesagt wie: «Auschwitz, nein, das geht nicht mehr. Vielleicht Bergen-Belsen.» Letzteres war ja nicht so weit, dachten wir. Eigentlich hatten wir nicht viel Ahnung von dem, was passieren könnte.

Die Familie Frank ist zusammen mit uns auf Transport gegangen. Man wurde in einen Wagen, einen Viehwagen, geschoben, und man versuchte, mit denen zusammenzubleiben, die einem am nächsten standen, um ein bisschen Stütze aneinander zu finden. Das gelang auch meistens.

Es wurden auch eine ganze Menge alte und kranke Leute auf einem Wagen mit grossen Rädern in den Waggon gebracht, was ich wirklich nicht verstand. Was wollten sie mit diesen Leuten, wir fuhren doch zum Arbeiten, und diese Ärmsten, diese alten Leute, die konnten doch nichts mehr tun. Und die ganze Gruppe kleiner Kinder ohne Eltern – die untergetaucht oder weg waren –, so eine Gruppe kam auch in die Waggons. Die Kinder hatten immer mein grösstes Mitleid. Das berührte mich am meisten. Auf der Weteringschans wurden auch oft richtige Schätzchen in die Zellen gebracht, Kinder von drei, vier Jahren, die von uns enorm verwöhnt und umsorgt wurden. Aber auch sie gingen nach Westerbork und sind schliesslich mitgefahren nach Auschwitz.

Wir hatten nie gedacht, dass wir dorthin kommen würden, und wie es in Wirklichkeit werden würde, begriffen wir nicht, wollten wir nicht glauben. Ab und zu hatte man ja eine Postkarte aus Buchenwald oder Mauthausen bekommen und gedacht: die Leute müssten hart arbeiten, aber immerhin kommt ein Lebenszeichen von ihnen. Doch das sagte gar nichts, es waren in Wirklichkeit Vernichtungslager. Und das haben wir überhaupt nicht begriffen. Es würde wohl streng sein, dachten wir, und es bedeutete harte Arbeit. Nun, dazu waren wir alle bereit.

Aber weiter, dass die Menschen dort ermordet werden, das vermutete man nicht. Später wurde ich mit der Nase draufgestossen, und selbst dann zweifelte ich noch. Es ist eben nicht zu glauben. Auch aus Selbsterhaltungstrieb legte ich Scheuklappen an und verschloss mich vor allem. Ich wünschte es nicht zu erleben. Ich hatte wohl einen starken Lebenswillen und glaubte, ich komme schon durch. Das sagte ich damals auch, was natürlich hochmütig war, weil man das eigentlich nicht wissen konnte.

Wir fuhren mit dem letzten Transport aus Westerbork weg. Dass es der letzte sein würde, war uns wohl klar. Wir dachten ja, dass der Krieg bald

vorbei sein würde, weil die Alliierten schon in Paris waren. Das hörten wir heimlich von den Militärpolizisten, die Westerbork bewachten; mit ihnen hielten wir ab und an ein Schwätzchen, und es waren gute Leute dabei, die uns manchmal was erzählten. Daher dachten wir, dass wir nie so weit kommen würden und dass es nicht mehr lange dauern könnte. Wir würden irgendwo stehenbleiben. Aber das war leider nicht so.

Die Waggons wurden vernagelt, aber man konnte durch den Fussboden die Schienen sehen. In einem Waggon neben uns, und ich glaube, bei uns auch, hatten einige eine Säge und Werkzeug mitgenommen, um zu fliehen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie es in meinem Waggon lief. Da haben sie es wohl versucht, aber andere riefen: Tut es nicht, und sie liessen es dann auch.

Aber aus einem Waggon hinter uns sind vier Menschen geflohen, einer verlor einen Arm dabei. Eine Frau war darunter und noch ein paar, die es geschafft haben. Sie sind zwischen den Schienen gelandet, liegengeblieben und dann in die Felder gerannt, obwohl oben auf dem Zug SS-Männer sassen.

Die Familie Frank war nicht in meinem Waggon. Es war ein schrecklich langer Zug. Unterwegs versuchten wir, zwischen den Latten durchzuschauen, um zu sehen, wo wir waren, und irgendwann hat jemand gesagt, dass wir an Katowice vorbeifuhren. Und er sagte: «Dann fahren wir nach Auschwitz.» Wir erschraken sehr, dieser Name bedeutete eine grosse Bedrohung.

Und tatsächlich, wir hielten an einem kahlen Bahnsteig. Die Wagen wurden von Männern in gestreiften Anzügen aufgerissen. Unser Gepäck, meistens Rucksäcke, in denen ein paar Kleider und so waren, mussten wir stehenlassen. Wir sollten es angeblich später zurückbekommen, aber das ist natürlich nie passiert. Sie haben das Gepäck selbst herausgeholt, und wir haben es nie wieder gesehen.

Alles war so irreal bei unserer Ankunft in Auschwitz, so jenseits der Wirklichkeit. Es war wie in einem Science-fiction-Film. Immer wieder schaute ich mich um: was ist das nun eigentlich? Ich konnte es nicht auf die Reihe bringen. Ich sah immer nur Menschen, die wie auf einer Eisbahn Runden drehten, mit diesem abscheulichen gelben Licht darüber. Zu einer Freundin, die neben mir stand, sagte ich: «Was machen die Leute denn da?»

Es war nachts, es war dunkel.

Sie sagte: «Ja, die laufen schnell.»

«Nein, die laufen nicht, die fahren Rollschuhe», sagte ich.

Aber es waren Menschen, die zur Strafe schnell rund um den Appellplatz rennen mussten. Sogar jetzt noch bekomme ich diese Assoziationen, wenn ich auf den Olympiaplatz komme. Dort ist eine Eisbahn mit den gleichen Lampen, und ich bekomme immer ein ganz unheimliches Gefühl und denke: O Gott, da fahren sie wieder mit den Rollschuhen. Das habe ich sehr lange gehabt.

Und dann kam die Selektion, von der wir nichts kapiert haben, zum Glück eigentlich. Dort stand Mengele und deutete – er sagte nichts, er deutete: Rechts, das waren wir, die jüngeren und in seinen Augen gesündesten Menschen. Die anderen, die älteren Leute und die Kinder, gingen nach links. Wir verstanden nicht, was da passierte, und glaubten, wir sähen sie bald wieder. Ich habe auf der Strecke vom Bahnsteig zu Mengele kurz noch mit meiner Tante sprechen können. Dann habe ich mich um meine eigene Gruppe gekümmert und zu den Leuten gesagt, wir müssten zusammenbleiben. Noch ein Onkel und eine Tante von mir waren dabei, die schon älter waren, und eine Kusine mit ihrem dreijährigen Kind auf dem Arm, die ich auch nie mehr gesehen habe.

Als wir alle auf der.Seite standen, Männer und Frauen durcheinander, kam mein Onkel und fragte: «Weisst du, wo Suze ist?»

«Ich habe sie gerade noch gesehen, doch jetzt sehe ich sie nicht. Aber ich werde mal so einen Mann im gestreiften Anzug fragen.»

Das waren Holländer, die schon sehr lange da waren. Ich fragte einen dieser Männer und bekam als Antwort: «Die sind schon tot!» So bumm, mitten ins Gesicht. Ich sagte: «Das kann nicht sein, ich habe sie gerade noch gesehen.» Ich konnte das überhaupt nicht begreifen. Ich dachte, der Mann ist nicht bei Verstand, denn er fragte mich auch noch: «Hast du noch Schmuck?»

Das war etwas, was mich sehr getroffen hat. Der Zug nach Auschwitz wurde unterwegs irgendwo angehalten, die Türen gingen auf und SS-Männer kamen herein, die fragten, ob wir noch Schmuck hätten. Ich hatte einen Kettenring, der meiner Schwester gehört hatte, und die Uhr meines Vaters. Ausserdem besass ich einen Füllhalter, der auch meinem Vater gehört hatte. Ich dachte: Das kriegen sie nicht. Trotzdem haben sie mir den Ring vom Finger genommen, und die Uhr musste ich ihnen auch geben. Ich habe deswegen sehr geweint. Diese Dinge verbanden mich doch mit meiner Familie. Aber den Füller habe ich durch einen Spalt im Waggon weggeworfen. Ich dachte: den bekommen sie nicht. Sehr kindisch vielleicht, aber ich fand, dass die Moffen kein Recht hätten auf meine Sachen. Die meisten Menschen, die noch etwas hatten, mussten es abgeben, und wir hatten nichts mehr, als wir in Auschwitz ankamen.

Später standen wir mit unseren Freunden alle durcheinander und bekamen den Befehl, uns auszuziehen. Ich war ein ziemlich prüdes Mädchen, das Ausziehen machte mich überhaupt nicht glücklich, auch deshalb, weil wir bei der Abfahrt aus Westerbork unsere Kleider wiederbekommen hatten. Aber es musste sein. Jedesmal, wenn wieder geschrien wurde, sagte meine Freundin Frieda Brommet, die neben mir stand: «Zieh jetzt doch was aus. Diese Hunde! Du kriegst was auf den

Kopf.» Und da zog ich meine Bluse oder den Rock aus. Nun, endlich war ich so weit, dass ich nur noch ein Unterhemd und eine Hose anhatte.

Wie viele andere Frauen menstruierte ich gerade. Deshalb behielt ich meine Hose an. Doch da stellte sich ein Mof neben mich und rief: «Die Hose nach unten.» Und ich sagte: «Nein!» Er schlug mich auf den Kopf, woraufhin ich die Hose doch auszog. Ich trug einen dieser Gürtel, er kam wieder zu mir und riss den Gürtel auch weg. Damals dachte ich, das ist das Ende. Es war schrecklich schwer für mich, aber ich sah, dass er es bei anderen auch tat. Ja, ich kann es nicht beschreiben, wie erschüttert wir waren.

Weibliche polnische Gefangene tätowierten einem dann die Nummer auf den Arm. Einige machten das ganz ordentlich, aber bei anderen tat es sehr weh. Die pfuschten herum, und dann wurde eine neue Nummer darübergestochen, und als Folge gab es eine Entzündung, einen dicken Arm.

Man stand ganz nackt da. Ich erinnere mich noch, dass die Männer, die bei uns waren, sich mit dem Rücken zu uns stellten, denn sie mussten sich auch ausziehen, und sie fanden das Schauspiel schrecklich. Sie kamen irgendwo anders hin, in ein Gebäude, eine Art Turm mit kleinen Fenstern überall.

Wir gingen danach unter die Dusche, völlig nackt mussten wir hintereinander hergehen und tauchten erst unsere Füsse in dieses lila Wasser, zur Desinfektion. Das sind alles so widersprüchliche Sachen. Danach kamen wir in einen grossen Raum, wo nur Duschen waren, nebeneinander und hintereinander. Wir hatten noch überhaupt keine Ahnung, was mit den anderen passiert war, deshalb gingen wir arglos unter die Duschen. Zum Glück kam Wasser heraus, und wir konnten uns waschen.

Dann kam plötzlich ein Mof, ein SS-Mann mit einem Holzbein, das werde ich nie vergessen, er hatte unter dem Knie einen Stock. Der Kerl war nicht bei Verstand, er nahm einen langen Wasserschlauch und fing an, uns abzuspritzen, es machte ihm ein schreckliches Vergnügen. Wir

wurden so bespritzt, dass wir nicht wussten, wo wir uns hindrehen sollten. Wir riefen noch Sachen wie: Kerl, geh weg, denn wir dachten, was wird noch alles passieren, der Mann hat nun mal Spass daran. Endlich hörte er auf, wir waren schon ganz zermürbt. Es gab nichts, um sich abzutrocknen, deshalb trockneten wir uns, so gut es eben ging, an den Gardinen ab.

Dann gingen wir nackt hinaus; es war September, da ist das Wetter schon nicht mehr gut, es war frisch. Ich glaube, dass sie uns dort dann ein paar Sachen zugeworfen haben, ein Kleid oder so, eine Hose hatte man nicht. Dann sind wir in die Baracken gegangen. Das war in Birkenau.

In der Baracke waren Fächer übereinander, Krippen, aber sehr breit, in die ging man, glaube ich, mit sieben bis neun Frauen, und das nannten wir ‚löffelchenweise'. Man musste sich auch gleichzeitig mit allen anderen umdrehen; man konnte nicht liegen, wie man wollte.

In der ersten Nacht ist eine Frau aus der Baracke hinausgegangen, sie wurde niedergeschossen. Diese Frau hat die ganze Nacht schwer verwundet da gelegen und geschrien. Wir wussten nicht, was wir tun sollten, hingehen oder nicht, aber die anderen riefen: «Nein, nein, ihr müsst im Bett bleiben, ihr dürft nicht.» Die Frau starb dort auf eine abscheuliche Art. Da wusste ich: Ja, sie schiessen hier doch auf Menschen.

Vor allem, wenn man nachts zur Toilette wollte – das ist ein viel zu schönes Wort dafür – und man die Lagerstrasse überqueren musste, war das lebensgefährlich. Manchmal bemerkte das ein Mof und schoss, manchmal passierte auch nichts, also war es immer ein Risiko.

Wir waren in einer sehr langen Baracke mit einer Art Diele vorn, wo wir alle Näpfe stehen hatten.

Wenn wir morgens Appell stehen mussten, nahm man einen der Näp-

fe, und dann kam eine Art grosser Milchwagen mit sogenanntem Kaffee vorbei, einem schrecklich widerlichen Zeug. Man konnte etwas herausschöpfen und trinken. Aber man musste dann zum Beispiel zu fünft aus dem Becher trinken. Wir verabredeten: «Denk dran, jede drei Schluck.» Wir belauerten uns gegenseitig, dass niemand vier Schlucke nahm. Nur wenn noch was übrigblieb, durfte jede einen vierten Schluck nehmen. So ging der Becher hin und her, bis alles leer war.

Ich zähle immer noch Schlucke, und wenn mein Mann sagt: «Gott, du zählst ja schon wieder», stelle ich fest, dass ich das selbst überhaupt nicht gemerkt habe, sehr seltsam.

Anne Frank stand auch oft mit mir in einer Gruppe, wir benutzten denselben Becher und gaben ihn aneinander weiter.

Es geschah auch, dass jemand nachts ganz dringend aufs Klo musste und sich nicht hinaustraute und in Gottes Namen was in so einen Napf machte. Man spülte ihn dann, so gut es eben ging, sauber. Schon bei unserer Ankunft wurden wir gewarnt: «Denkt dran, dass ihr kein Wasser trinkt, das ist gefährlich, man bekommt Typhus davon.» Nun, das taten wir dann auch nicht. Wir tranken oder spülten unseren Mund so wenig wie möglich mit Wasser, an so etwas wie Zähneputzen war überhaupt nicht zu denken.

Die Klos bestanden aus hohen Behältern, über die ein Brett gelegt war, mit Löchern drin, auf die musste man sich ziemlich hoch setzen. Die Ungarinnen hatten die Gewohnheit, hinaufzusteigen und sich darüber zu kauern, etwas, was wir Holländerinnen nicht geschafft haben. Sie assen dort sogar ihr Brot. Ich dachte immer: Nein, das gibt es nicht. Sie waren so weit demoralisiert und entmenschlicht, dass es ihnen überhaupt nicht bewusst war. Ich ging dann immer weg, ich konnte es nicht aushalten, so schrecklich war das.

Es war alles sehr unhygienisch, und ich wunderte mich dauernd, dass wir nicht krank wurden. Aber nach ungefähr vierzehn Tagen bekam ich Scharlach.

Viele, die sich nicht mehr zu helfen wussten, liefen aus Verzweiflung gegen den Zaun, um so den Tod zu finden. Ihre Leichen blieben, als Warnung für uns, liegen.

Erst allmählich begann man zu ahnen, und es wurde auch gesagt, dass die Leute, die nicht zu uns zurückgekommen waren – die älteren Menschen und die Mütter mit Kindern –, vergast worden waren. Später habe ich einen Kapo gefragt, nein, es war ein Mann in einem gestreiften Anzug, das waren nicht alle Kapos: «Ich habe gehört, dass die, die wir nicht wiedergesehen haben, als wir hier ankamen, sofort starben. Wie ging das, was ist passiert?» Denn ich konnte es nicht glauben.

Da hat er mir ganz ruhig erklärt, dass die Menschen zum Krematorium gegangen waren. Man hatte sie vergast, weil sie für den Arbeitsprozess nichts brachten, während wir in Quarantäne gekommen waren, weil man nur die Stärksten zurückbehielt. Man wollte es nicht glauben, aber man musste es glauben. Das war sehr seltsam, man fühlte sich so hin und her gerissen.

Ich hatte mich völlig verschlossen. Wenn ich Steine schleppte, entsetzlich weit, konnte ich zu Frieda sagen, die neben mir ging: «Oh, ich habe das Konzert so genossen, ich habe ein sehr schönes Konzert gehört.» Dann fragte sie: «Was soll das heissen?» Ich war weit weg. Ich war absolut nicht mit den Steinen beschäftigt, die fühlte ich nicht, auch wenn sie schwer waren. Ich hatte mich völlig verschlossen und die Realität verdrängt. Der Psychiater hat später gesagt: «Du hattest eine Bewusstseinsverengung.» Denn ich habe alle möglichen seltsamen Dinge gemacht, die ich nicht realisierte und die eigentlich sehr gefährlich waren. Aber ich habe überhaupt nicht daran gedacht.

Später tauchte ich bewusst ab, indem ich mir etwas Schönes ausdachte, das mich wegholte. Es war oft Musik, in die ich mich verkroch. Das war sehr seltsam.

Wegen meiner Scharlacherkrankung war ich sechs Wochen im Kran-

kenhaus. Dann sagte Julika, die Ärztin, ich solle besser gehen, wenn ich mich einigermassen danach fühlte. Das habe ich getan. Ich kam hinaus in den Regen und dann gleich unter die Dusche, wo ich mit Wasser abgespritzt wurde. Ich dachte, ich schaffe es nicht mehr, denn ich war so schwach, und nackt war ich auch. Dann wurde ich zum niederländischen Transport gebracht, der inzwischen schon wieder in einer anderen Baracke war. Als mich die niederländischen Mädchen und Frauen, die ich kannte, nackt ankommen sahen, trat Bloeme Emden vor. Sie hatte eine Männerjacke an, ein Männersakko, beige, das weiss ich noch, und sie zog diese Jacke aus und zog sie mir an. Das war ein Segen. Und dann sagten die anderen: «Leute, Brot sammeln, sie muss eine Hose haben.» Die Jacke reichte mir nur bis zur Taille. Und sie sammelten Brot und kauften eine Hose. Das war ganz grossartig.

Danach fand eine Selektion statt. Wir hatten eine Ärztin aus Holland bei uns, Doktor Knorringa, die natürlich sah, was mit mir los war. Sie kam zu mir und sagte: «Ich glaube nicht, dass du durch die Selektion kommst, du siehst schlecht aus!»

Ich sah immer noch schrecklich elend aus, fühlte mich ganz schwach, und ausserdem hatte ich eine grosse Wunde an der Schulter. Die Ärztin riet mir, die Schulter zu bedecken, weil wir ja mit erhobenen Armen an Mengele vorbeigehen mussten. «Am besten wäre es», sagte sie, «wenn du probierst, nicht vorbeizugehen. Es ist zwar riskant, aber so, wie du aussiehst, hast du keine andere Chance.»

Wir mussten an einem Mäuerchen vorbei, ungefähr so hoch und so breit wie ein Tisch. Die Aufseherinnen gingen mit Peitschen herum und schlugen jede weg, die zu dicht an das Mäuerchen kam. Eigentlich stand ich nur so da und schaute, und plötzlich war ich auf der anderen Seite, wie der Blitz. Ich glaube, es hat keiner gesehen. Auf der anderen Seite des Mäuerchens sass jemand, der die Nummer aufschrieb, wenn man

auf Transport ging. Ich weiss noch, dass ich mit grosser Bravour sagte: «Na also, ich bin durchgekommen.» Wenn ich mir das vorgenommen hätte, hätte ich es wahrscheinlich nicht geschafft, aber so plötzlich.. . Ohne nachzudenken bin ich drübergesprungen. Es war verrückt, Augen zu und hopp.

Ich habe schon erzählt, wie wir morgens früh zum Appell stehen mussten und das dunkle Wasser, das sie Kaffee nannten, verteilt wurde.

Anne und Margot standen oft neben mir. Anne war sehr ruhig und still und eigentlich ziemlich in sich gekehrt. Die Tatsache, dass sie hier gelandet war, hat sie tief getroffen – das merkte man ihr an.

Man durfte nicht miteinander reden, sagte nur manchmal heimlich etwas aus den Mundwinkeln zueinander, aber das war sehr riskant.

In Abständen wurden wir immer wieder in einen grossen Raum getrieben, wo wir rasiert wurden. Es gab Frauen, die sich davor drückten. Dann standen wir wieder Appell, und wenn die SS mit Hunden kam, mussten wir die Kleider hochheben, damit sie sehen konnten, wer rasiert war und wer nicht. Wer nicht rasiert war, wurde herausgeholt und schrecklich geschlagen. Beim nächsten Mal drückten sie sich nicht mehr.

Am Anfang wussten wir nicht, welche Rolle Mengele spielte, wir kannten den Mann nicht. In der ersten Baracke, in die wir kamen, waren auch Ungarinnen, die hatten viel mehr Erfahrung als wir. Die kündigten die Ankunft von Mengele an: «Da kommt der Engel des Todes.» So wurde er genannt. Wir dachten, die Leute sind ziemlich pathetisch, es wird wohl nichts Besonderes sein. Aber Mengele kam tatsächlich regelmässig und suchte Frauen für irgendetwas aus, für Experimente oder für die Gaskammer. Wir haben das eigentlich nie so recht begriffen, erst

als ich in der Scharlachbaracke lag, habe ich ihn, für mein Gefühl, zu oft gesehen. Da habe ich erkannt, dass die Ungarinnen recht hatten.

Wir hatten ein polnisches Kind in der Krankenbaracke, ein Mädchen von ungefähr acht Jahren, die wahrscheinlich ihr ganzes Leben in Ghettos oder Lagern verbracht hatte. Ihre Eltern waren umgebracht worden, und wir hatten Mitleid mit ihr. Sie sagte: «Ich weiss ja doch, dass ich ins Kremma gehe», so nannten wir das Krematorium – «das ist doch unausweichlich.» Sie war ein sehr kluges Kind.

«Nein, wir werden versuchen, dich zu retten», sagten wir.

Und die Frauen, die als Krankenschwestern in der Krankenbaracke Dienst taten, in der Regel steinharte polnische Frauen, sammelten überall Juwelen, lose Brillanten und so, die sie in ihren Schuhen und was weiss ich wo versteckt hatten. Händevoll Juwelen boten sie Mengele an, wenn er das Kind am Leben lassen würde. Aber er sagte: «Nein, das habe ich nicht nötig.» Man konnte ja, wenn man durch die Lagerstrasse ging, alles Mögliche finden, weil es für niemanden einen Wert hatte, nur für die Moffen, und die hatten schon haufenweise Schmuck, denn viele Leute versuchten, ihr Leben mit Gold oder Juwelen zu erkaufen. Aber das nützte nichts.

Und Mengele setzte das Kind auf die Liste. Wir waren alle schrecklich bedrückt, dass ausgerechnet dieses Mädchen weg musste. Er hob sie hoch – das ist das Verrückte, das ich nicht verstehe, wir haben immer wieder darüber gesprochen, wie so etwas möglich war – er hob sie hoch, küsste sie und setzte sie in einen Wagen. Es war ein grosses deutsches Militärauto, in das alle Leute kamen.

Von uns waren noch vier junge holländische Frauen dabei, die sehr mutig waren. Ich hätte schreckliche Angst gehabt, aber sie waren, ich würde fast sagen, beruhigend und mutig, und eine sagte noch: «Wenn du meinen Mann triffst, grüss ihn von mir.» Der Mann ist auch nicht zurückgekommen, aber die Frauen gingen mit einem unglaublichen Mut

weg. Und das Mädchen auch. In die Gaskammer und dann ins Krematorium. Warum? Sie sahen wahrscheinlich schlecht aus, waren ein bisschen mager.

In der Zeit, in der Frieda Brommet, die Schwestern Frank und ich in der Krankenbaracke lagen, sorgte Frau Brommet für Frieda und mich. Wie Frau Frank, die immer in der Nähe ihrer Kinder blieb und dafür sorgte, dass sie etwas zu essen hatten.

Zuletzt waren wir richtig geschickt bei der Eroberung von Nahrung. Wenn zwei Mädchen oder Frauen einen Kübel mit Essen transportierten, der nicht für uns bestimmt war, lauerten wir ihnen hinter der Baracke mit unseren Näpfen auf, tauchten blitzschnell das Töpfchen in den Kübel und hatten wieder etwas zu essen, irgendetwas Festes, Kartoffeln oder anderes Zeug. Das teilten wir miteinander. Immer, wenn wir keinen Appell hatten, waren wir auf Essensdiebstahl aus. Und während die Frank-Mädchen und ich krank waren, stahlen Frau Brommet und Frau Frank für uns das Essen.

Frau Brommet grub ein Loch unter der Baracke durch und gab mir Brot oder Fleischstücke oder Sardinen aus der Büchse, die sie aus den enorm gut ausgestatteten Vorratskammern gestohlen hatten. So sind wir verhältnismässig gut ernährt worden.

An einem der ersten Tage, als ich Scharlach hatte, beschmutzte ich im Schlaf mein Bett. Ich hatte schrecklichen Durchfall. Ich war so erschüttert, fühlte mich so unglücklich und hilflos. Man hatte keine Seife und kein Wasser. Da habe ich die anderen gefragt: «Schaut mal, Leute, was soll ich jetzt machen?» Aber da kam eine Aufseherin und kommandierte: «Raus, raus.» Sie deutete auf einen Wasserhahn an der Wand und gab mir eine sehr kleine Emailschüssel, in der ich die Decke waschen sollte.

Stundenlang habe ich mich abgequält, bis ich dachte, dass ich gleich ohnmächtig werde, aber das wurde ich dann doch nicht. Ich habe mich kurz auf den Rand des Beckens unter dem Hahn gesetzt, und sofort

schrie die Aufseherin, dass ich aufstehen und weitermachen solle. Ich habe den ganzen Tag die Decke in dieser Schüssel gespült und auch die Matratze saubergemacht. Es war eine schreckliche Schweinerei. Damals dachte ich: Wie ist es möglich, dass das passieren kann. Dass man das auf eine so primitive Art reinigen musste. Es ist mir schliesslich gelungen, und dann musste ich unter der nassen Decke schlafen. Immer wieder hatte ich das Gefühl, jetzt sterbe ich oder jetzt bekomme ich Lungenentzündung. Aber ich schob diesen Gedanken gleich wieder weg. Zum Glück habe ich auch nichts bekommen. Das waren Momente, in denen man sehr hilflos war, denn es gab niemanden, der dir half. Sie durften dir auch nicht helfen. Man musste alleine sehen, wie man zurechtkam.

Ich lag mit Frieda Brommet in einer sehr schmalen Krippe, sie mit dem Kopf neben meinen Füssen, weil man nebeneinander nicht liegen konnte.

Wir lagen auf etwas Hartem. Ich habe die Matratze auseinandergefriemelt und fand eine Herrenuhr aus Platin. Ich habe sofort Frau Brommet und Frau Frank davon erzählt und ihnen die Uhr mit den Worten hinausgeschoben: «Schaut, was ihr dafür bekommen könnt.» Sie bekamen ein ganzes Brot, das war an und für sich schon was Tolles, und ein Stück Stinkkäse, irgendeinen Käse, der entsetzlich schlecht roch, und noch ein Stück Wurst. Wir haben sehr komfortabel gegessen. Frieda fütterte ich mit kleinen Bissen, weil sie meistens nicht ganz bei sich war. Als ich aus der Baracke hinausmusste und sie zurücklassen musste, dachte ich, ich würde sie nie mehr wieder sehen, weil sie so schrecklich krank war.

Neben uns, auf der anderen Seite, starb ein ungarisches Mädchen auf eine furchtbare Art. Julika, die Ärztin, traute sich auch nicht, zu ihr zu gehen, weil sie Typhus hatte und schrecklich schlecht dran war; schmutzig und verkrümmt lag sie da. Irgendwann hörte ich, dass es zu Ende ging, ich hätte gern etwas getan, aber das ging ja nicht. Es war sehr

schlimm. Sie hat dort noch lange gelegen, bis ein paar Leute kamen und sie weggetragen haben. Sie wurde einfach hinausgeworfen.

Mir gegenüber lag eine niederländische Frau, die mich hatte hereinkommen sehen. Immer wieder rief sie: «Holland, hilf, Holland, hilf!» Sie hatte schlimmen Typhus, so dass ich nicht wagte, zu ihr zu gehen, aber ich habe gerufen: «Ich kann nicht zu dir kommen, und ich kann auch nichts für dich tun, aber vielleicht kann der Doktor dir helfen.» Ich habe immer mit ihr gesprochen. Eines Tages wurde sie auf eine Bahre gelegt. Als sie an mir vorbeigetragen wurde, sagte sie wieder: «Holland, hilf.» Sie wurde, obwohl sie noch lebte, zu den Toten gelegt. Ich habe gejammert, aber ich konnte nichts tun. Man legte sie einfach zu den Toten, weil sie nur noch wenige Stunden zu leben hatte.

Tagelang blieben die toten Frauen dort liegen, bis sie auf Wagen geworfen wurden, die eigentlich dazu bestimmt waren, die Latrinen zu leeren. Man warf die Leichen einfach so, hopp, darauf. Das fand ich immer schrecklich, eigentlich wollte ich es nicht sehen, aber ich musste, wie unter Zwang, immer wieder hinschauen, das war schrecklich. Es war nicht von dieser Welt, man konnte es überhaupt nicht verstehen, dass das Wirklichkeit war. Ich habe es regelmässig gesehen, bevor ich in der Krankenbaracke lag, und danach auch.

Auch die Mäddhen Frank haben das gesehen, und sie haben genau dasselbe mitgemacht wie ich. Sie hatten ebensoviel Angst wie ich und waren beklommen, wie wir es alle waren. Unsere Erschütterung, dass es so etwas geben konnte, fühlten auch sie.

Die Mädchen Frank hatten Krätze, Ausschlag. Bevor wir in die spezielle Ausschlagbaracke kamen, hatte eine Selektion stattgefunden. Ob sie dabei waren oder nicht, weiss ich nicht. Ich denke, dass sie der Selektion gerade noch entgehen konnten und dann in den Krätzeblock kamen.

Im Krätzeblock kapselten sich die Mädchen Frank sehr von den anderen ab. Sie kümmerten sich nicht mehr viel um die anderen. Nur wenn das Essen kam, waren sie ein bisschen heiter, teilten es und sprachen ein paar Worte.

In jener Zeit habe ich, irgendwie intuitiv – weil ich dachte, das stärkt den Mut ein bisschen – viel für sie gesungen. Davon wurden sie alle ganz ruhig, auch die Mädchen Frank und Nannie Beekman, ein sehr schönes und sanftes Mädchen, das aüch nicht zurückgekommen ist. Coby, von der ich den Nachnamen nicht mehr weiss, sagte einmal, als ich ein bestimmtes Lied sang: «Bitte sing das nicht mehr, mein Mann hat es immer gesungen.» Ich habe es nie mehr gesungen, ich habe es so verdrängt, dass ich nicht einmal mehr weiss, welches Lied das war.

Die Ärztin, Julika, war ein Schatz, das war ein Engel. Medikamente gab es nicht, nur ab und zu bekam mal jemand ein Aspirin. Oder Kohle, dieses Norit, für Leute, die starken Durchfall hatten, aber es hatte keinerlei Wirkung. Es gab nur ein wenig Trost.

Nach einer Selektion in unserer Baracke blieben nur fünf oder sechs Frauen und Mädchen übrig. Abends ist Doktor Julika mit einer Krankenschwester gekommen und beschwor uns, ganz still zu sein. Auch tagsüber mussten wir still sein, damit der Eindruck erweckt wurde, die Baracke sei leer. Als es ganz dunkel war, brachte uns Doktor Julika zum Krätzeblock, der genau neben unserer Baracke lag. Dort sind wir sozusagen untergetaucht und wurden weiter versorgt.

In diesem Block haben wir auch Margot und Anne wiedergesehen. Ja, und auch ihre Mutter und Frau Brommet, die ihre Tochter und mich versorgte. Sie trieben sich wie Muttertiere um die Baracke und versuchten, uns so viel Essen wie möglich zu besorgen. Das ist auch gelungen.

Die Mädchen Frank sahen schlecht aus, ihre Hände und der ganze Körper waren mit Flecken und Geschwüren bedeckt. Sie haben sich zwar Salbe draufgeschmiert, aber man konnte nicht viel machen. Sie

waren in einem wirklich jämmerlichen Zustand. Kleidung gab es nicht, sie hatten uns alles weggenommen. Zu zweit lagen wir in einer Art Krippe nackt unter einer Decke.

Und immer wieder gab es Selektionen. Es war völlig willkürlich, kräftige Frauen, die körperlich gut aussahen, wurden trotzdem herausgeholt. Uns wurde gesagt, wenn Mengele kommt, sollte man sich möglichst vorteilhaft und kräftig vor ihn stellen. Ich sah damals noch leidlich gut aus, war gut ernährt, weil ich noch Reserven von Westerbork hatte. Und dann steht man da und bangt: bekomme ich ein Kreuzchen oder einen Strich? Nun ja, ich bekam kein Kreuzchen, also konnte ich wieder zur Krippe gehen, und andere, die wurden angekreuzt und mussten weg. Aber es gab auch Mädchen wie Monica Rosenthal, die war mager wie ein Strich und kam doch durch. Eine andere Frau, eine Mutter von Zwillingen, die in Holland untergetaucht waren, und die auch ziemlich mager war, ist bei der Selektion weggegangen. Völlig willkürlich.

Wenn eine Selektion stattfand, suchte jede Schutz bei den anderen. Alle drückten sich aneinander. Da waren auch die Mädchen Frank dabei, natürlich mit ihrer Mutter. Aber irgendwann musste man sich aus diesem Haufen lösen und an ihnen vorbeigehen, man wusste nicht, welches Schicksal einen treffen würde.

Und das Schicksal konnte auch so sein wie das des jungen Mädchens, das auf den Steinen neben der Lagerstrasse kniete. Wir mussten ihr immer den Kopf hochhalten, wenn wir vorbeigingen, und dann sackte das Mädchen wieder zusammen und bekam von irgendeinem vorbeigehenden SS-Mann einen Stoss. Tagelang dauerte das. Tagelang sass das Mädchen da und starb. Es war abscheulich.

Nach dem Krieg waren wir einmal bei Bekannten zu Besuch, die gerade umgezogen waren. Sie hatten ein grosses Wohnzimmer, und vor dem Fenster war in weissem Stein das Bildnis eines knienden Mädchens auf einer runden Scheibe. Als mein Blick darauf fiel, wurde mir so

schrecklich schlecht, ich wollte weg und dachte: Ich darf nicht mehr in diese Richtung schauen.

Nach dem Besuch sagte ich zu meinem Mann, dass ich nie wieder dort hingehen könnte, weil mich das Mädchen an Auschwitz erinnert hätte.

Das verstand er sofort und sagte: «Ich werde fragen, ob sie es aus dem Zimmer nehmen, sonst gehen wir nie mehr hin.»

Die eigenen Gefühle zu beschreiben ist sehr schwer. Man wusste nie, was die nächste Stunde passieren würde. Wenn man mit einer Gruppe irgendwo hingeschickt wurde, konnte das Ziel ja auch die Gaskammer sein, das wusste man vorher nicht. Deshalb hatte man eigentlich immer schreckliche Angst. Ich war dauernd damit beschäftigt, Fluchtmöglichkeiten zu finden, ich hatte die Vorstellung, dass es möglich sein müsste, aber das war es nicht.

Als ich Scharlach bekam, sagten die polnischen Krankenschwestern in der Scharlachbaracke: «Oh, legt sie mal draussen hin, sie stirbt bestimmt.» Da habe ich gerufen, dass ich nicht sterben wollte, und die anderen haben mir mit Brot einen Platz gekauft. Selbst mein Kleid musste ich abgeben. Sie haben mir alles abgenommen, was ich noch hatte, und dann durfte ich in die Krankenbaracke kommen, wo es ja auch nicht sicher war, denn sie sagten: «Mengele kommt oft, und dann gibt es Selektionen.» Alles konnte falsch oder richtig sein. Man lebte eigentlich von einer Stunde auf die andere.

Kurz bevor wir auf Transport nach Libau gingen, haben wir mal schreckliche Angst gehabt – ich war damals schon weg aus dem Krätzeblock. Wir wurden nachts in einer Baracke untergebracht, die war richtig schön eingerichtet mit Vorhängen vor den Pritschen und prächtigen bunten Decken. Wir bekamen solche Angst und sagten: «Es ist unsere letzte Nacht, die wollen uns nur quälen, indem sie uns in schönen

Betten mit schönen Decken schlafen lassen.» Vor lauter Angst trauten wir uns nicht, ein Auge zuzumachen. Es ist nichts passiert.

Wir sind am nächsten Morgen einfach in eine Baracke gegangen, von der aus wir wegfahren sollten, aber es war unsicher, ob man wirklich Weggehen würde. Dann wurden uns Kleider und Schuhe zugeworfen, die überhaupt nicht passten; wir haben sie untereinander getauscht. Danach standen wir in der Reihe, bereit, wegzugehen. Plötzlich kamen ein paar polnische Frauen, die eine der ihren gegen mich tauschen wollten. Für die Polinnen waren wir nichts wert, wir zählten bei denen überhaupt nichts. Sie fingen an, an mir zu zerren und mich zu schlagen und suchten die Frau, die sie retten wollten, zu uns in die Reihe zu schieben.

Ich schrie um Hilfe, und eine Schlacht auf Leben und Tod folgte. Die anderen zogen so fest an mir, dass ich bleiben konnte, wo ich war. Sie haben mich nicht bekommen, aber ich habe schreckliche Angst gehabt. Ich dachte: Jetzt muss ich unter die Polen und kann nicht mal ihre Sprache. Sie hätten mich bestimmt umgebracht. Aber es ging gut aus.

Auf dem Weg zum Zug stand ein grosses Militärauto mit Soldaten daneben. Ich ging zusammen mit Beppie Schellevis, meiner Freundin, die jetzt in Hilversum lebt, und Bep sagte: «Du gehst auf der Seite vom Auto und ich dort, und dann treffen wir uns davor wieder, denn...» Wir waren dicht am Auto, als einer der Männer auf Niederländisch sagte: «Ihr braucht keine Angst zu haben, ihr bekommt hier Brot und Wurst, dann fahrt ihr mit dem Zug weg.» Tatsächlich bekamen wir Brot und Wurst von ihm, alle, und wir waren sehr erleichtert.

Alles Mögliche ging mir auf der Fahrt durch den Kopf: was soll ich machen, was macht meine Mutter – sie war ja allein zurückgeblieben – und wo mag mein Vater sein. Er lebte schon nicht mehr, was ich damals noch nicht wusste. Und noch andere Gedanken dieser Art flitzten mir durch den Kopf. Der Zug brachte uns nach Libau.

Ein Teil meiner Rettung war, dass ich mich mit Händen und Füssen gegen das Sterben gewehrt habe. Von Anfang an eigentlich, seit der Ankunft in Auschwitz, habe ich gedacht: Mich bekommen sie nicht, ich will nicht sterben, ich muss wieder hinauskommen. Dieses Gefühl habe ich immer gehabt, und daran habe ich mich festhalten können. Wenn ich andere sah, die verzweifelt waren und in den Draht gehen wollten oder so etwas, dann versuchte ich – nicht immer mit Erfolg –, sie davon abzubringen. Ich fand jedes Menschenleben, das da verlorenging, so schlimm, dass man versuchen musste, es zu retten.

Halt fand ich in der Gruppe, die sich grösstenteils schon im Gefängnis an der Weteringschans gebildet hatte. Ein paar verschwanden, ich weiss nicht, wo sie geblieben sind. Es bildeten sich natürlich überall Gruppen von Frauen, die voneinander angezogen waren oder besser miteinander auskamen.

Anne und Margot Frank und ihre Mutter waren auch bei einer Gruppe, die aus Leuten bestand, die sie vom Hinterhaus kannten – obwohl wir damals keine Ahnung vom Hinterhaus hatten. Und dann waren bei ihnen noch einige aus Deutschland stammende jüdische Frauen.

Wir hatten schon unsere eigene Gruppe, zu der Frieda etwas später dazukam, ziemlich salopp kam sie: hier, da bin ich. Das wurde ihr erst übelgenommen, denn wir sassen alle in Sack und Asche, und sie kam ein bisschen zu munter herein. Man reagiert ja manchmal etwas seltsam, wenn man in einer angespannten Situation ist, in der das eigene Leben auf dem Spiel steht. Aber ich habe darüber lachen müssen, und Frieda und ich sind von diesem Moment an immer zusammen gewesen. Und auch Beppie Schellevis, die uns herrlich zum Lachen bringen konnte. Das ist bis heute so geblieben.

In diesem anderen Lager, in Libau, sind wir nicht zusammen in dieselbe Stube gekommen. Dort gab es Stuben von 40 Frauen. Mit mir ging es

rapide bergab. Beppie kam zu mir und sagte: «Du musst dafür sorgen, dass du getauscht wirst, dass du zu uns kommst, denn hier geht es nicht gut mit dir.» Das ist gelungen.

Später haben wir dort ein Musical und eine Operette geschrieben, die wir alle zusammen aufführten. Wir hatten einen ungeheuren Spass dabei. Das waren völlig verrückte Augenblicke voller Lachen.

Das hat es in Auschwitz nicht gegeben, dort gab es nichts zu lachen, nein, und ganz bestimmt nicht so ausgelassen, wie wir später in Libau gelacht haben. In Auschwitz hielt man so weit wie möglich den Mund, denn man wusste nicht, welche Reaktionen einen erwarteten. In Libau war das Regiment viel gemässigter. Am Anfang waren die Aufseherinnen sehr freundlich. Sie fragten uns, wie es in Auschwitz gewesen war, und dann erzählten wir, wie schrecklich es uns ergangen war.

Aber das dauerte nur ungefähr eine Woche. Dann wurden die Aufseherinnen angewiesen, nicht so nett zu uns zu sein und draufzuschlagen. Die schlugen uns wegen nichts. Sie schrien und liessen uns stundenlang Appell stehen, manchmal eine ganze Nacht. Das war hart. Aber Libau war trotzdem mild im Vergleich zu Auschwitz, wo unser Leben immer in Gefahr war.

Hilfe kam nicht. Manchmal sind russische Flugzeuge über uns geflogen, die Flugblätter abgeworfen haben. Es kam auch zu einem russischen Bombardement, dabei wurde, glaube ich, ein Soldatenlager der SS getroffen. Nun, etwas Schöneres konnten wir uns nicht wünschen. Aber wir selbst haben weiter nichts davon gehabt.

Auf die Dauer wurden wir verbittert, weil wir dachten: Warum kommen sie nicht und helfen uns, warum können sie keinen Angriff auf das Lager machen?

In Auschwitz hatte es eine grosse Untergrundorganisation gegeben, die über Radio Berichte auffangen konnte, die sich rasch verbreiteten.

Das hatte uns manchmal Mut gemacht, aber in Libau hatten wir das Gefühl, dass wir an einem Ort sassen, von dem niemand etwas wusste; niemand wusste, wo man uns suchen sollte. Wir waren unauffindbar und blieben tatsächlich unserem Schicksal überlassen.

Man konnte selbst nichts ausrichten, man konnte nicht, sagen wir mal, eine Waffe nehmen und alle über den Haufen schiessen, das ging nicht. Man hatte nur seinen Körper, und wenn man Glück hatte, hatte man darüber ein Kleid oder eine Jacke, das war alles, was man besass.

Es war schwer sich vorzustellen, dass es einen Gott gab. Das wollten wir zwar, denn wir wollten einen Halt haben, aber andererseits konnte ich nicht zusammenbringen, dass, wenn es wirklich einen Gott gab, Er dann unser Leben auf diese Art ablaufen lassen konnte. Dass kleine Kinder und alte Leute ermordet wurden, das bleibt ewig ein Problem für mich. Und dann die Bestialität um uns herum. Dass es einen Gott geben sollte, der das organisiert hatte oder guthiess oder sich nichts daraus machte, damit hatte ich grosse Schwierigkeiten.

Ich weiss noch, dass ich in Libau neben unserer Stubenältesten lag, die einmal zu mir sagte: «Wir müssen mehr beten.» Ich bin ganz ohne Religion aufgewachsen, also wusste ich nicht, wie ich beten sollte. Da sagte sie: «Ich werde dich ein Gebet lehren.» Dann haben wir jeden Abend gebetet, und das gab mir Ruhe, als hätte ich etwas getan, das stimmt schon, aber ich glaube nicht, dass es etwas mit Gott zu tun hatte, denn auf Ihn war ich böse. Ich glaube, dass ich es immer noch bin. Ich weiss noch immer keine Antwort darauf, ich kann es nicht, ich kann damit keinen Frieden machen.

In Auschwitz traf ich eine Frau, die immer, auch am Schabbat, ihre Gebete sprach. Wenn Feiertage waren, wusste sie es. Wir hatten oft keine Ahnung von der Zeit, aber sie wusste genau, dass Neujahr war

oder was anderes, und sie sprach ihre Gebete. An Jom Kippur, dem Versöhnungstag, hat sie gefastet. Wir sagten zu ihr: «Das brauchst du nicht zu tun, wir bekommen sowieso fast nichts zu essen.» Aber nein, sie hat gefastet.

Sie war fest dazu entschlossen und tat es mit grosser Würde, sie war wirklich eine ganz besondere Frau. Sie ist ebenfalls durchgekommen und hat ihre Kinder wiedergefunden. Sie kam aus einem orthodoxen Milieu, und das macht viel aus, aber ich habe das nie auf die Reihe bekommen.

Ich dachte an meine Grossmutter, eine gesunde, liebe Frau, siebenundsiebzig Jahre war sie alt, als sie aus dem Haus geholt wurde. Das kann ich nicht mehr mit Gott in Zusammenhang bringen. Ich weiss nicht, wie ich das einordnen soll. Und auch das mit meinen Neffen und Nichten, kleinen Kindern, die noch so jung waren, das verstehe ich nicht.

In Auschwitz war es nie möglich, etwas zu Papier zu bringen, aber in Libau konnte ich ein Bändchen mit Gedichten, die ich dort schrieb, zusammenstellen.

Man wird erfindungsreich. Erst fanden wir in der Fabrik einen Bleistift. Weil wir kein Papier hatten, benutzte ich das Papier, das unter unseren Strohsäcken lag. Es war graues Packpapier, von dem rissen wir kleine Stücke ab. Und dann haben wir einen Faden aus der Decke gezogen und aus einem Eisendraht eine Schlaufe gemacht, durch die wir den Faden durchzogen, und so haben wir ein kleines Buch gebunden. Das war ein enormer Besitz.

In das Buch schrieb ich die Gedichte, die von Ungewissheit und von Ängsten und von dem, was uns möglicherweise erwartete, handelten. Libau lag in den Bergen – jetzt wird es wohl ein wunderschönes Wintersportgebiet sein –, und ich schrieb darüber, was hinter den Bergen passieren würde, wenn wir doch mal darüber kämen.

Wir standen Appell, und unsere Hosen, die wir im Schnee gewaschen hatten, trugen wir auf dem Rücken, um sie in der Sonne zu trocknen. Wir standen manchmal auch die ganze Nacht Appell, so herrlich war das nun auch wieder nicht. Dann hatten wir in der Stube ein Tischchen – ein enormer Luxus – und ein paar Hocker, und man konnte am Tisch sitzen und schreiben, oder oben auf der Pritsche. Das war grossartig.

### *Hinter den Bergen*

Ich habe die Vögel im freien Flug gesehen und in Gedanken bin ich mitgeflogen und für kurze Zeit bin ich über dem Stacheldraht und hinter den Bergen, bis die Pfeife ertönt und ich Appell stehen muss, reglos und stramm dann sehe ich jeden Tag die Sonne wieder untergehen und in Gedanken gehe ich mit ihr mit hinter die Berge, ins Vaterland nach dem ich mich sehne, wo meiner Mutter Hand auf mein Kommen wartet, und bete um Frieden.

Am achten Mai wurden wir befreit. Wir sahen die Aufseherinnen auf Rädern wegfahren, und trotzdem mussten wir auch an diesem Morgen noch Appell stehen. Dann durften wir wieder in die Stube zurück. Plötzlich ging das Tor auf, und ein paar Holländer, die wir aus der Fabrik kannten, kamen mit einem Radio herein. Wir waren so erschrocken, dass wir sagten, sie sollten abhauen, weil es doch nicht erlaubt war, dass sie bei uns waren.

Doch sie sagten: «Nein, ihr seid befreit, die Russen sind unterwegs, es kann nichts mehr passieren.»

Wir flogen ihnen um den Hals, wir waren völlig verrückt, und das Radio, das kam in die Stube.

Das erste, war wir hörten, war ein Aufruf aus Theresienstadt. Dort war Typhus ausgebrochen, und man bat so schnell wie möglich um me-

dizinische Hilfe, Medikamente und Verbandszeug. Dieser Aufruf, so stellte sich später heraus, stammte von unserem Hausarzt, Doktor Diamant, der in Theresienstadt gefangen war und als Arzt sehr viel getan hat.

Da erst waren auch wir davon überzeugt, dass wir befreit waren! Ich bin aus dem Tor gelaufen, weil ich endlich die Gitter hinter mir lassen wollte. Auf der Strasse vor dem Tor, an dem Leute einfach vorbeigingen, bin ich hin- und hergerannt und habe gerufen: «Leute, schaut mal, ich gehe auf der Strasse.» Ich fand das enorm. Ja, das war ein Erlebnis.

Später kam der russische Kommandant, der jiddisch mit uns sprach, das wir nicht verstanden, aber die Polen und die Russen schon. Wir mussten uns länderweise aufstellen und alle in unserer eigenen Sprache die Internationale singen. Das war ergreifend. Der russische Kommandant rief: «Es wird nie wieder Krieg geben, und wir werden immer frei sein.» Er sorgte dafür, dass enorm viel Essen gebracht wurde.

Das war am 8. Mai, und am 18. Mai sind wir weggegangen. Wir wussten eigentlich nicht, wo wir uns befanden und welche Richtung wir nehmen sollten. Auf gut Glück zogen wir los. Wir organisierten einen Pferdewagen, den wir einem Bauern einfach abnahmen. Wir fanden, dass wir in jenem Moment das Recht dazu hatten. Darauf setzten wir die Leute, die nicht laufen konnten.

Irgendwann kamen wir an die tschechische Grenze, wo sich herausstellte, dass wir mit dem Zug nach Prag konnten. Ich sagte: «Ich muss nicht nach Prag, ich muss nach Amsterdam.» Ich verstand überhaupt nicht, was lief. Aber wir fuhren nach Prag, dem Ort, dem wir am nächsten waren. Das dauerte zwei Tage.

In Prag sind wir drei oder vier Wochen geblieben. Wir hatten nichts, die niederländische Regierung liess sich nicht blicken, es gab nichts, niemand, der sich um uns kümmerte oder etwas getan hätte. Dann haben

sich die Belgier und Dänen unser angenommen und für Essen und Betten gesorgt und dass wir ein Dach über den Kopf bekamen.

Viele aus meiner Gruppe, auch ich, hatten Krätze, und wir mussten zu fünft ins Krankenhaus. Dort wurden wir geschrubbt und geputzt und kamen wie neu raus. Unsere Kleider und alles wurde desinfiziert. Auf der Strasse standen grosse Kessel, in denen alles desinfiziert wurde. Dann bekamen wir unsere Sachen wieder, auch das Büchlein, das ich bei mir hatte. Es riecht noch immer danach, nach all den Jahren, das ist sehr seltsam.

Von Prag aus fuhren wir mit einem belgischen Transport nach Pilsen, wo wir von den Russen an die Amerikaner übergeben wurden, die uns mit grossen Armeeautos durch Bayern nach Bamberg brachten. Dort blieben wir eine Woche in einer grossen Kaserne, während der Transport von vielen SS-Männern, holländischer SS, geflüchteten NSB-lern und was sonst noch allem gesäubert wurde.

In Güterzügen – an sich nicht so schön, aber es lief doch auf eine andere, freundschaftliche Art ab – zockelten wir ganz langsam nach Holland.

In Maastricht erwartete uns das Niederländische Rote Kreuz mit einem Becher Kaffee. Einige haben ihn ohne ein Wort abgelehnt, andere haben gesagt: «Trinken wir ihn eben aus, dann haben wir wenigstens etwas vom Roten Kreuz gehabt.»

Wir waren ja auf eine schreckliche Art vollkommen im Stich gelassen worden. Ich hatte in Prag einen Brief an meine Mutter geschrieben, der sollte dann angeblich vom Roten Kreuz an sie weitergeschickt werden, damit sie zu Hause wüssten, dass ich noch am Leben war. Dieser Brief ist im Oktober 1945 angekommen, und ich war Ende Juni zu Hause, so dass der Brief natürlich überhaupt keinen Sinn mehr hatte. Ich habe den Umschlag als Kuriosität aufgehoben.

In Prag wurde uns auch gesagt, dass es keinen Sinn habe, nach Holland zu gehen. So sollte in Den Haag, wo ich hinwollte, alles plattge-

bombt und niemand mehr am Leben sein. Wir haben sogar gemeinsam überlegt, ob wir einfach in Prag bleiben sollten, wenn in Holland niemand mehr auf uns wartete. Das ist wirklich passiert. Später hörten wir von anderen, dass es nicht stimmte, dass nur Bezuidenhout in Den Haag bombardiert worden war. Dort in der Nähe lebte meine Mutter, und ich wollte wenigstens nachschauen. Wenn wirklich niemand mehr da war, könnten wir ja immer noch nach Prag zurück. Idiotische Gedanken, aber wir waren überhaupt nicht fähig, normal zu denken, das war komisch.

Der Empfang in den Niederlanden war seltsam. Wir sind erst in Vlodrop in Limburg gewesen, in einem Kloster, wo wir alle untersucht und durchleuchtet wurden und so. Das ging schrecklich schnell, und von dort wurden wir per Auto nach Eindhoven gebracht. Dort landete ich in einem von Philips eingerichteten Notkrankenhaus, denn ich hatte hohes Fieber bekommen.

Ich lag auf der Typhusabteilung, obwohl ich immer wieder sagte, dass ich keinen Typhus hatte. Allmählich wusste ich ja, ob ich Typhus hatte oder nicht.

Unsere Gruppe sollte weiterfahren, und ich sagte: «Leute, ich gehe mit.» Ich habe eine meiner Freundinnen gefragt: «Kannst du versuchen, meine Kleider zu erwischen, ich gehe hier einfach raus.»

Sie fragten den diensthabenden Arzt, der sagte: «Sie darf bestimmt nicht transportiert werden, sie hat hohes Fieber, ich kann keine Verantwortung übernehmen.»

Woraufhin ich sagte: «Ach, der Mann ist doch nicht bei Verstand, ich habe keinen Typhus, ich ziehe mich an und gehe mit.»

Ich hatte eine SS-Hose an und eine Bluse und ein Paar Holzschuhe, das war alles, was ich besass. Unterwegs bekam ich tatsächlich noch mal schreckliches Fieber. Aber je näher ich Den Haag kam, desto mehr erholte ich mich.

In Den Bosch bekamen wir halbe, durchgeschnittene Brote mit einem Stück Frühstückskuchen dazwischen. Wir assen alles, was uns in die Hände fiel, wir waren schrecklich ausgehungert. Von Den Bosch aus fuhren wir mit dem Schiff nach Rotterdam, und von dort mit dem Zug nach Den Haag.

Meine Freundin, die im KIFO arbeitete und auch bei uns im Widerstand gewesen war, wohnte in Spoorwijk. Dort kam man mit dem Zug vorbei, und weil der Zug gerade anhielt, sagte ich: «Leute, ich gehe erst mal zu Rie, ich muss erfahren, wo meine Mutter ist.» Und ich stieg aus und wollte den Bahndamm entlang nach unten gehen.

In diesem Moment wurde ich von zwei Männern festgehalten.

«He, willst du flüchten, und wohin gehst du?»

Ich antwortete: «Ich will in die Van Vlotenstraat, Nummer neun.»

Und sie: «Ja, aber du bist wohl eine NSB-lerin, die weglaufen will.»

Ich habe solche Mühe gehabt, ihnen zu beweisen, dass ich in einem Lager gewesen war. Nachdem ich ihnen das endlich klargemacht hatte, brachten sie mich hinten auf dem Fahrrad zum Bahnhof. Dort war der Zug nach Amsterdam inzwischen schon weitergefahren.

Ein Polizist war da, der sagte: «Sie bekommen ein Papier für Lebensmittelmarken, und dann bekommen Sie dies und das.» Als ich alles hatte, habe ich mich auf eine Bank gesetzt, weil ich nicht wusste, wo ich hingehen sollte.

Der Polizist sagte: «Solltest du jetzt nicht allmählich nach Hause gehen?»

Ich: «Ja, aber ich weiss nicht, ob mein Haus noch steht.»

«Wo?» fragte er.

Ich gab ihm die Adresse, und er gab mir den guten Rat: «Geh mal in die Pletterijstraat 4, das sind Freunde von meinen Eltern, die können dir dann schon sagen, ob deine Mutter da ist.»

Und tatsächlich, die Leute haben meine Mutter, die auf der anderen Strassenseite wohnte, geholt, und nun, das war so überwältigend. Ich sah schlecht aus, und meine Mutter, ja, die hatte jeden Abend am Bahnhof gestanden, und gerade an diesem Abend nicht, weil sie langsam die Hoffnung verlor, denn wir kamen ziemlich spät zurück.

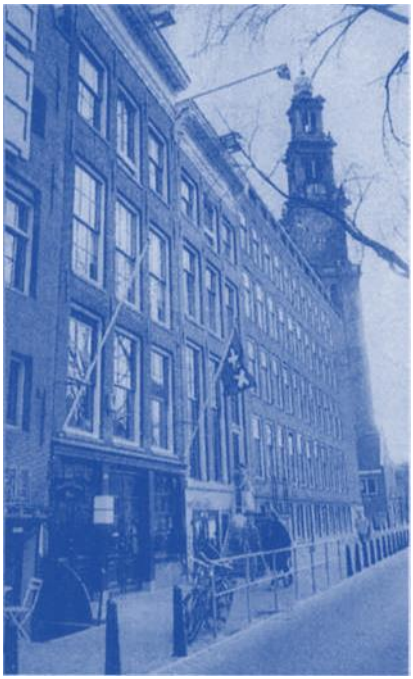
Ja, das war ganz verrückt, dass ich meine Mutter wiedersah. Ich hatte kein Geld bei mir und wollte dem Polizisten doch so gerne was geben. Aber ich hatte Päckchen mit Lucky Strike dabei und gab ihm eins.
Er war so glücklich damit.

Er sagte: «Wissen Sie, was das wert ist?»

«Weiss ich nicht, aber das ist mir auch egal», sagte ich grosszügig.

Dann bin ich mit meiner Mutter heimgegangen, und wir haben die ganze Nacht geredet, dass weiss ich noch gut. Meine Mutter sagte immer wieder: «O Kind, wie ist es möglich, wie gibt es das.» Ich habe nur verrückte Sachen erzählt, über die wir gelacht haben. So bin ich heimgekommen.

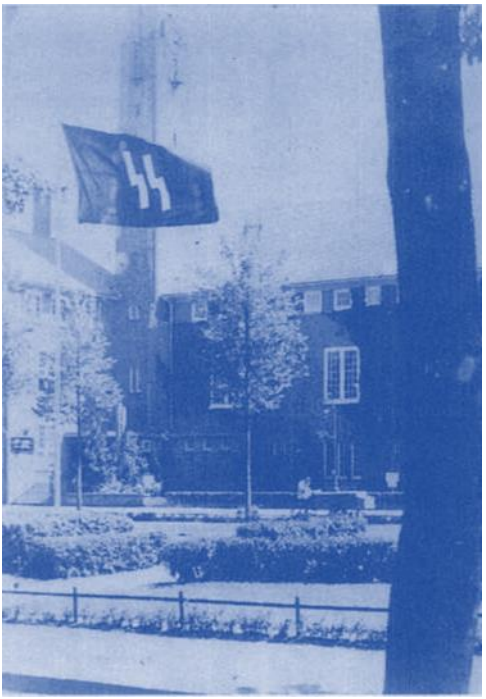
Wie kann ich ruhig werden
Nach Jahren klingt noch der Tumult der Knechte
Das Surren ihrer Peitsche
über fortgetriebnen Menschen
und stampfen Stiefel
Lieder aus Kehlen
So viele habe ich in einen verzweifelten Tod gehen sehn
auf dem Aschenpfad, auf dem sich ihre müden Füsse
zum Tor schleppten.
Rauch kann nicht sprechen
Aus den Schornsteinen
schoben sie sich formlos über meinen Kopf
und wurden mitgenommen vom Wind
beraubt ihrer Gebeine
Seitdem bin ich trotz Kleidern nackt
und bleibe blossgestellt den Synonymen
Darum wird es im Inneren nicht still
die Peitschen klatschen noch
und dann, ganz unerwartet
kommen die Packpapierbilder,
kühl, vergilbt und grau vom Rauch
und steif vom Tod, nachts, wenn ich schlafen will.



Seit 1957 ist das ‚Hinterhaus' als Museum eingerichtet. Viele tausend Besucher aus der ganzen Welt besuchen das Anne-Frank-Haus.

Das Büro von Otto Frank mit dem ‚Hinterhaus' an der Prinsengracht 263 im Jahr 1940. Anfang Juli 1942 tauchte die Familie Frank hier unter. Nach einer Denunziation erschien am 4. August 1944 ein Lastwagen mit deutscher Polizei und niederländischen Helfershelfern vor der Tür.

Unter Leitung des aus Wien stammenden Karl Silberbauer wurde das Auto mit allen Untergetauchten direkt von der Prinsengracht ins Amsterdamer Hauptquartier des SD gefahren. Zwei besetzte Schulgebäude an der Euterpestraat in Amsterdam dienten als Hauptquartier des SD.



Am Tag nach ihrer Verhaftung wurde die Familie Frank ins Gefängnis an der Weteringschans gebracht. (Foto aus dem Jahr 1987) (?).

Am 8. August folgte der Transport der Familie Frank über den Hauptbahnhof in Amsterdam zum Lager Westerbork.

Von Beginn der Vérhaftung der Juden im Sommer 1942 wurde das Lager Westerbork in Drente als Durchgangslager benutzt, Teil der Deportationsmaschinerie, die Juden in die verschiedenen deutschen Konzentrationslager brachte.

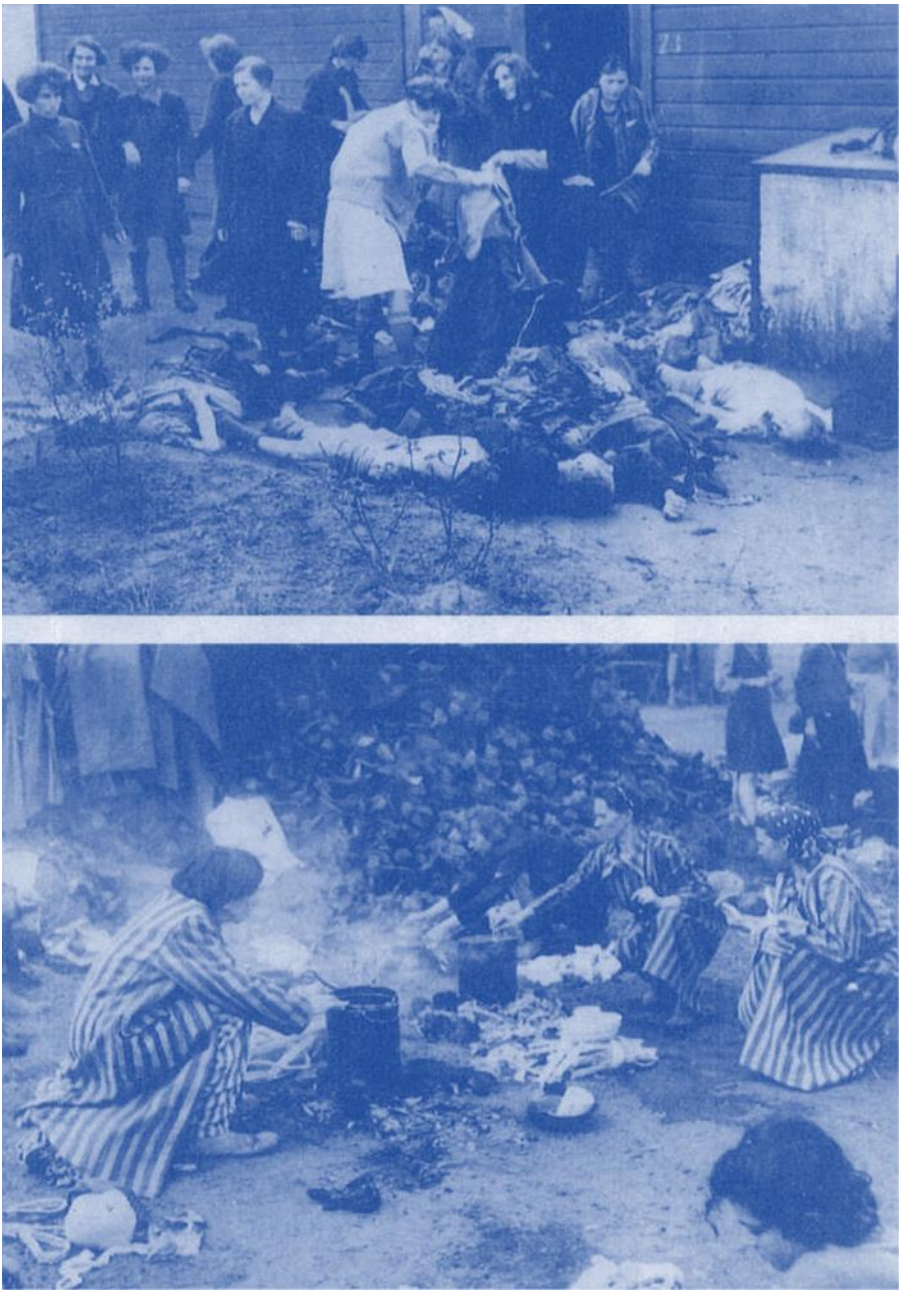
Das Lager wurde von niederländischen Polizisten und Militärpolizei bewacht. Zwischen dem Sommer 1942 und dem Herbst 1944 fuhren von Westerbork aus 85 Züge in die Vernichtungslager, 19 davon nach Sobibor und 66 nach Auschwitz. Als die Familie Frank am 8. August 1944 in Westerbork ankam, waren schon zirka 100‘000 Juden aus den Niederlanden in ‚den Osten‘ deportiert worden. Nach einem Aufenthalt von einem Monat wurde die Familie Frank am 3. September 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert.

Auschwitz-Birkenau 1987 (?). Nach einer tagelangen, erschöpfenden Reise kam der Zug – der letzte Deportationszug aus Westerbork – in der Nacht vom 5. zum 6. September in Auschwitz an.
Mit erschreckender Perfektion vollzog sich in Auschwitz-Birkenau, dem grössten Vernichtungslager der Nazis, ein grauenhafter Massenmord mit dem Ziel der völligen Ausrottung ganzer Bevölkerungsgruppen wie Juden und Zigeuner. Ein Massenmord, der in diesem Umfang in der Weltgeschichte unbekannt ist.

Auschwitz-Birkenau.
Nachdem Männer und Frauen getrennt worden waren, fand direkt nach der Ankunft die Selektion statt. 549 Menschen des letzten Transports, unter ihnen alle Kinder unter fünfzehn Jahren, wurden am Tag der Ankunft, am 6. September, in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau vergast. Anne Frank entkam dem Tod, weil sie mit ihren fünfzehn Jahren etwas älter aussah.

Appell im Frauenlager Auschwitz-Birkenau.
Zur Zeit der Ankunft des letzten Transports aus Westerbork waren in Auschwitz-Birkenau ungefal zwei Millionen Juden vergast worden. Ungefähr 39’000 Frauen befanden sich im Frauenlager.
Edith Frank und ihre Töchter Margot und Anne kamen in den Frauenblock 29.
Ende Oktober 1944 befanden sich die Russen ungefähr 100 Kilometer von Auschwitz entfernt. Das nahe Ende der Naziherrschaft kündete sich an.
Von diesem Zeitpunkt an fanden viele Transporte aus dem Frauenlager Auschwitz-Birkenau in andere Konzentrationslager statt. Ein Teil der Frauen kam ins Arbeitslager Libau. Hier wurden sie in Fabriken zur Arbeit für die deutsche Kriegsmaschinerie eingesetzt.
Edith Frank blieb in Auschwitz zurück.
Anne und Margot wurden am 28. Oktober nach Bergen-Belsen transportiert, wo sie ungefähr zwei Tage später ankamen.
*Rechte Seite, oben:*
Bergen-Belsen 1987 (?).
Bergen-Belsen war ursprünglich als Aufenthaltslager für Juden eingerichtet worden, die gegen Deutsche ausserhalb des Machtbereichs der Nazis ausgetauscht werden sollten.
Gaskammern gab es zwar nicht in Bergen-Belsen, das in einem kahlen Teil der Lüneburger Heide in Norddeutschland liegt, aber die Lebensumstände in Bergen-Belsen wurden vor allem in der letzter Kriegsperiode so schlecht, dass dadurch Zehntausende von Menschen umkamen.

Bergen-Belsen war nicht auf die grossen Transporte eingerichtet, die gegen Kriegsende unter anderem aus Auschwitz-Birkenau ankamen. Nachdem die Frauen zuerst in Zelten untergebracht worden waren, wurden sie nach den schweren Herbststürmen 1944 in kleine Baracken überführt.



Diese Fotos wurden direkt nach der Befreiung durch die Engländer am 15. April gemacht, einige Wochen nach dem Tod von Margot und Anne Frank. Die Engländer fanden das Lager und die Menschen in einem grauenhaften Zustand vor.

## Literatur


R. de Winter-Levy, *Aan de gaskamer ontsnapt!,* Doetinchem 1945

Anne Frank, *Het Achterhuis. Dagboekbrieven van 12. J uni 1942-1. August 1944.* Amsterdam 1947. – Deutsche Ausgabe: Anne Frank, *Das Tagebuch der Anne Frank. 12.Juni 1942 - 1. August 1944.* Heidelberg 1950; Frankfurt am Main 1955

Anne Frank, *Wet je noch? Verhalen en spookjes.* Amsterdam 1949. – Deutsche Ausgabe: Anne Frank, *Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus.* Mit einem Vorwort von Josh van Soers. Frankfurt am Main 1982

Dr. E.A. Cohen, *Het Duitse Concentratiekamp. Een medische en psychologische Studie.* Amsterdam 1952

Het Nederlandsche Roode Kruis, *Auschwitz. Deel 5: De Deportietransporten in 1944.* s'-Gravenhage 1953

Ernst Schnabel, *Anne Frank. Spur eines Kindes.* Frankfurt am Main 1958

Abel J. Herzberg, *Amor fati. Tweestromenland.* Vierde druk, Amsterdam 1960

Dr. J. Presser, *Ondergang. De vervolging en verdelging van het Nederlandse Jodendom 1940-1945.* s'-Gravenhage 1965

Dr. L. de Jong, *Een sterfgeval te Auschwitz.* Amsterdam 1967

Dr. L. de Jong, *Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog.* s'-Gravenhage 1969-1985

Anita Mayer, *Als ik Hitler maar kan overleven.* Nieuwkoop 1981

Ronnie van Cleef, *De zilveren vrouw.* Amsterdam 1984

*Auschwitz. Nazi Extermitation Camp.* Warschau 1985

Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie, *Anne Frank, De Dagboeken van Anne Frank.* s'-Gravenhage 1986. – Deutsche Ausgabe: Niederländisches Staatliches Institut für Kriegsdokumentation, *Anne Frank, Die Tagebücher der Anne Frank.* Frankfurt am Main 1988


## Nachweis des Bildmaterials

Willy Lindwer: Seite 8 oben, 8 unten (Sammlung Miep Gies), 22, 36, 37, 56, 116, 144, 170, 204, 247 oben, 248 unten, 250/251 oben, 253 oben

Sammlung H. Pick-Goslar: Seite 2, 25, 34, 35 oben

Sammlung Jan Wiegel: Seite 35 unten (Aufgrund dieses Klassenfotos wurde 1969 von dem Filmemacher Jan Wiegel, selbst in dieser Klasse, der Film «Die Klasse» gedreht)

Anne Frank Stiftung: Seite 36 oben links

Sammlung J. Brandes-Brilleslijper: Seite 59, 64

Sammlung R. van Amerongen-Frankfoorder: Seite 119

Sammlung B. Evers-Emden: Seite 147,148

Sammlung L. de Jong-van Naarden: Seite 172, 173

Sammlung R. Goldstein-van Cleef: Seite 207

Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie: Seite 247 unten, 248 oben rechts, 249, 250 links oben und unten, 250/251 unten, 252, 253 Mitte und unten, 254

De Groene Amsterdamer: Seite 248 oben links